Supplement zur „Welt der Jugend“.

Als ein für sich abgeschlossenes Bändchen, jedoch in gleicher Ausstattung, wie die „Wel
Jugend“, erschien:

Sprache und Schrift.

Das Lautdenken für Ohr und Auge.

Für Freunde des Sprachstudiums, insbesondere für Schüler höherer Lehranstalten sowie für Studirende.

Von

Professor Dr. C. Böttger, Direktor ꝛc.

Mit vielen Text-Abbildungen.

eg. geheftet 20 Sgr. = 1 Fl. 12 Kr. rh. In anmuthigem Umschlag carton. 25 Sgr. = 1 Fl. 30 Kr. rh

In lebendigem und den Gebildeten jedes Alters ansprechenden Tone führt das von einem Fachmanne un
tgjährigem, noch jetzt thätigen Gymnasial-Vorstande geschriebene Buch den Leser auf leichtem und anmuthenden
ege in das innerste Wesen der Sprache ein. Dasselbe betrachtet nicht nur den Ursprung und die Element
eigensten Gutes der Menschheit, indem es von dem Sprachorgane des Menschen sowie von den Sprachlauten
erhaupt ausgeht, sondern es bestrebt sich auch, die einzelnen Sprachfamilien und deren Hauptzweige in ihren
wandtschaftlichen Zusammenhange und in ihren charakteristisch unterscheidenden Grundzügen klar zu ent-
ckeln. Eine Anzahl Illustrationen fördern nicht nur das Verständniß, sondern geben auch ein deutliche
ld von der Verschiedenartigkeit und dennoch häufig erkennbaren Aehnlichkeit in den Lautzeichen und den be
Hauptvölkern des Erdballs gebräuchlichen Schriftcharakteren.

Besonderer Abdruck aus der „Welt der Jugend.“

Krieg und Frieden.

Geschichts- und Kriegsbilder aus der alten und neuen Welt, aus Vergangenheit und Gegenwart.

Unter Mitwirkung von K. G. von Berneck, K. Göpner, H. E. Stötzner herausgegeben

von

Franz Otto.

13 Bogen. Mit 100 Illustrationen, mehreren Tonbildern und zwei Porträt-Tableaux.
ach Zeichnungen von A. Beck, H. Leutemann, A. Ramsthal, H. Scherenberg, A. Coller

Geheftet 22½ Sgr. = 1 Fl. 21 Kr. rh. — Elegant cartonnirt 25 Sgr. = 1 Fl. 30 Kr. rh.

Inhalt.

Schießpulver und Feuerwaffen. Neueste Fortschritte und Verbesserungen. Zündnadel- u. andere Hinterladungs-Gewehre. (Gezogene Geschütze u. s. w.) Von K. K. Göpner.
Krieg und Frieden. Ueberschau. — Der Krieg sonst und jetzt. — Die deutschen Heere im Jahre 1866. Von Major K. G. von Berneck.
. **Der deutsche Krieg im Jahre 1866.** Kriegsbilder aus der Gegenwart. I. Vor dem Ausbruch. — II. Der österreich.-preußische Krieg: Trautenau u. Nachod. Münchengrätz u. Gitschin Die Entscheidungsschlacht von Königsgrätz. — III. Der deutsche Krieg im Westen: Von der Lein bis zum Main. Würzburg und Nürnberg. Vo Major K. G. v. Berneck.
4. **Unter dem Sternenbanner.** Bilder aus den großen Kriege zu Land und zur See zwischen der Nord- und Südstaaten der amerikanischen Unio während der Jahre 1861 bis 1865.

Die blitzschnell aufeinanderfolgenden Kriegsergebnisse des denkwürdigen Jahres 1866 finden ihre Er
ärung im Hinblick auf den hohen Standpunkt der Kriegstechnik unserer Tage, sowie der Beschaffenheit un
r Fortschritte des gesammten Heerwesens, des Werkes der Kriegsmeister und des Erfindungsgeistes währen
veier Jahrhunderte. Dies der Gedanke, der dieser überaus interessanten zeitgeschichtlichen Chronik z
Grunde liegt. Es wird hier ein echtes **Volksbuch** geboten, in welchem die Ereignisse der jüngsten Zeit i
bendiger, **nirgends Anstoß erregender Weise** geschildert sind.

Illustrirte Jugendschrift.

Das Buch der Welt. Wanderungen nach Nord und Süd, Ost un
West zu den Wohnstätten der Gesittung und den Bewohnern der Wildniß. Zwe
Bände. Herausgegeben von Friedrich Körner und Julius Moritz. Zweite umgearb. Auflage
. Die alte Welt. II. Die neue Welt. Mit 180 Text-Abbildungen, colorirten Bildern ꝛc
Preis elegant cartonnirt 25 Sgr. = 1 Fl. 30 Kr. rh. In engl. Einband 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Richard Weihnachten 1871
von Onkel & Tante Schreiber.

Das
Buch der Reisen und Entdeckungen.

Asien. V.

Die Ostasiatische Inselwelt.

II.

Land- und Leute von Sumatra, Borneo, Celebes,
den Molukken und Neu-Guinea.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Asien.

V.

Die Ostasiatische Inselwelt. II.

Bearbeitet

von

Dr. S. Friedmann.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, sowie einer Karte von Java und den übrigen ostasiatischen Inseln.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1868.



Berathung der Häuptlinge bei der Brücke über den Murut.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Ostasiatische Inselwelt.

Land und Leute von Niederländisch-Indien: den Sunda-Inseln, den Molukken sowie Neu-Guinea.

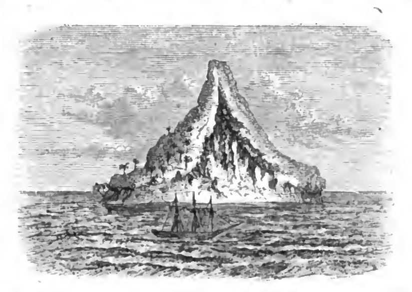
Reise-Erinnerungen und Schilderungen,
aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Holländisch-Ostindien und herausgegeben

von

Dr. S. Friedmann.

Zweiter Band.

Sumatra, Borneo, Celebes, die Molukken und Neu-Guinea.



Mit 120 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern und einer Karte der ostasiatischen Inseln.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1868.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die zahlreichen Abbildungen

dieses Buches sind nach den zuverlässigsten Vorlagen, zu einem Theil nach Zeichnungen des Verfassers, sowie nach den wichtigen Quellwerken von Raffles, Belcher u. A., die Illustrationen zur „Etna-Expedition" ꝛc., zum größten Theile aber nach an Ort und Stelle aufgenommenen Stereoskopen-Bildern des Verlegers oder solchen durch Herrn Generalconsul Spieß gütigst zum Copiren überlassenen angefertigt. Nur bei einer kleinen Partie lagen uns Werke wie „Tour du Monde, die Erdumseglung der „Novara", Spenser St. John's „Life in the far East", Junghuhn's „Java", sowie Werke von Sir Emerson Tennant" vor.

Die Verlagsbuchhandlung.

Die hierzu gehörigen fünf Tonbilder sind einzuheften:

Die Karte der ostasiatischen Inseln befindet sich am Ende des Bandes.

Erstes Kapitel.

Von Batavia nach Padang an der Westküste Sumatra's.

Abermalige Fahrt durch die Sunda-Straße. — Eine chinesische Dschunke. — Gegensatz zwischen der Ost- und Westküste Sumatra's. — Der Kaiserspik. — Gunong Pajong. — Der Vulkan Gunong Dempo. — Wanderung auf einer Koralleninsel. — Rhede von Benkulen. — Besuch eines javanischen Prinzen auf dem Schiffe. — Die Residentschaft und der Ort Benkulen. — Die Küste nördlich von Benkulen. — Die basaltischen Inseln der Chinka- und Babi-Bai. — Pulo Pisang. — Seine Hügel, Quelle und Badeplätze. — Rhede von Padang. — Der Affenberg. — Einwohner von Padang. — Chinesen, Araber, Bengalesen, Buginesen. — Flora von Padang. — Die Elephanten Sumatra's.

Mag auch Java, dieser Mittelpunkt der ausgedehnten holländischen Besitzungen in Ostindien, die Aufmerksamkeit der Reisenden in politischer und sozialer Hinsicht am meisten fesseln, so sind doch in wissenschaftlicher Beziehung die übrigen, an Ausdehnung die Centralbesitzung weit überragenden Inseln nicht minder merkwürdig. Die westlichste der großen Inseln des Archipels ist das von Java nur durch das Sunda'sche Thalbecken getrennte Sumatra. Auf diese bedeutende Ländermasse stießen die ältesten Besucher des Archipels, und wenn Viele Sumatra für das Land

nehmen, wohin die alten Phönizier und die Schiffe Salomo's ihren Lauf richteten, so hat dieser Glaube seinen Grund in der Lage der Insel, als Grenzland des Archipels gegen Westen, und in ihrem Reichthum an Gold, Elfenbein und Räucherstoffen, die in alter Zeit nicht nur die Tempel, sondern auch die Gemächer der Vornehmen und Reichen mit Wohlgerüchen erfüllten.

Die ältesten Geographen, wie Ptolomäus, Strabo, kannten den Namen Sumatra nicht. Auch der venetianische Reisende Marco Polo erwähnt ihn nicht, sondern spricht nur von einer Insel Java minor, von welcher man glaubt, daß damit Sumatra gemeint sei. Gewiß aber ist er nicht durch Eingeborene der von ihm bereisten Länder auf diesen Namen gekommen, sondern er mag vom Festlande aus gehört haben, daß nahe bei Java noch eine andere Insel liege, unter welcher jedoch eben so gut Bali als Sumatra verstanden sein konnte, die er aber zum Unterschiede von dem bekannteren Java mit dem Namen Java minor belegte.

Der erste Reisende, welcher eine große Insel des Archipels mit dem Namen „Sumoltra" belegt, ist Odoricus, der seine Reisen durch den asiatischen Kontinent im Jahre 1318 begann und zu Verona im Jahre 1331 starb. Er berichtete, daß er von dem südlichern Theil der Küste von Coromandel aus, nach einer Fahrt von 20 Tagen zu einem Lande Namens Lamori kam, an dessen südlicher Seite ein Königreich Sumoltra sich befinde und nicht weit von diesem eine große Insel Namens Java. Die Nachfolger des Odoricus nennen die Insel bald Samotra, bald Sumotra, auch Samaira, ohne jedoch anzugeben, von wem ihnen die Benennung der Insel überliefert wurde.

Die Eingeborenen Sumatra's haben, mit Ausnahme der Gebildeten unter den Malayen, keinen Namen für das ganze große Eiland, sondern nur für die einzelnen Distrikte und Reiche auf der Insel. In den malayischen Schriften wird Sumatra Pulo Percha genannt. Ohne uns noch länger mit dem Ursprung des Namens Sumatra aufzuhalten, bemerken wir blos, daß im Sanskrit „Sumandara", wie die Insel auf Inschriften einige Mal benannt wird, „zwischenliegend" bedeutet, wodurch vielleicht die zwischen zwei Meeren und zwei Meerengen liegende Ländermasse angedeutet werden soll.

Wir erhielten im Monat Februar, also zur Zeit des West-Musson, den Befehl, uns nach der Rhede von Padang, der Hauptstadt der Westküste Sumatra's, zu begeben. Unser Schiff war die Korvette „Boreas", befehligt von dem Obersten Boelen (sprich: Bulen), einem erfahrenen und unterrichteten Manne, welcher besonders der deutschen Sprache wohl kundig war und sich gern über wissenschaftliche Gegenstände unterhielt. Die Fahrt ging längs der Nordküste Java's durch die Sunda-Straße, die wir schon bei unserer Ankunft aus dem großen Indischen Ozean kennen gelernt, so daß wir die reizende Küstenfahrt und die Beschreibung der zahlreichen Inseln am Eingange und innerhalb der Sunda-Straße uns hier ersparen können.

Sobald man den engern Theil der Straße passirt hat und nur selten noch eine Insel erblickt, erheben sich auch die Wellen, besonders zur Zeit des West-Mussons, wieder höher. Man fühlt jetzt die Nähe des Indischen Ozeans, dessen

hochgehende Wellen das Schiff in eine heftig schaukelnde Bewegung versetzen. So wie nun Jemand die reizenden Gartenanlagen nur ungern mit der öden Wildniß vertauscht, so sehnt sich auch der Reisende zurück nach jener genußreichen Küstenfahrt, deren wechselndes Panorama er jetzt vermißt und statt dessen die zu schäumenden Hügeln gethürmten Wellen auftreten. Wir waren genöthigt, um von dem unserem Cours entgegenstehenden Winde Nutzen ziehen zu können, im Zickzack zu fahren, oder zu laviren, wie die Seeleute sich ausdrücken. Auf diese Weise näherten wir uns bald der Küste Sumatra's, deren düstere Waldungen man kaum durch die sie bedeckenden Nebel erkennen konnte, bald segelten wir östlicher, wo die Felsen der javanischen Küste wieder zum Vorschein kamen. Das Meer war von zahlreichen Schiffen belebt; unter diesen fuhr eine chinesische Dschunke ziemlich nahe an uns vorüber. An ihren breiten, unzweckmäßig flach auslaufenden Kiel schlugen die Wellen wie an ein Küstenriff schäumend an und bespritzten mit reichlicher Flut das niedrige Verdeck; das ganze Fahrzeug wurde so jämmerlich von den Wellen umhergeworfen, daß es öfters in denselben vergraben erschien. Es mag uns indessen nicht viel besser ergangen sein. Erst durch den Anblick eines Leidensgefährten erkennt der Seefahrer, wie sehr das eigene Fahrzeug den schiefen Lagen und den wogenden Bewegungen ausgesetzt ist. Der West- und Nordwestwind treten in jenen Gegenden mit ungemeiner Heftigkeit auf und werden zur Zeit des West-Musson oft zu wirklichen Stürmen.

Ein auffallender Unterschied ergiebt sich beim Vergleich der Westküste Sumatra's, die der große Indische Ozean bespült, mit jener der Ostküste, welche durch die Halbinsel Malakka und durch Inseln des Archipels geschützt ist. Auf den ersten Blick erkennt man deutlich, weshalb sich die neueste Länderformation, nämlich der Alluvialgrund, bei Weitem mehr an der Ostküste, wie an der Westküste entwickelte. Die heftig anstürmenden Wellen an der letzteren gestatteten nämlich den neuen Bildungen nicht sich auszubreiten, und der durch den heftigen Tropenregen und die Flüsse nach dem Meere zu gespülte Grund wurde bald durch die stürmische See entweder landeinwärts geschleudert, wodurch an mancher Stelle hügel- oder dünenartige Küstensäume sich bildeten, oder es wurde die Masse in das Meer geschwemmt. Anders aber ist das Verhältniß an der Ostküste Sumatra's. Während nämlich dort durch Centralgebirge die heftigen Westwinde aufgehalten werden, bilden auch die Gebirgsmauern der benachbarten Länder Schutz gegen die an sich schon milderen Ostwinde, so daß die Länderformation nach dieser Seite hin ungestört vor sich gehen konnte. Aus dieser Anschauung geht aber auch hervor, daß die ausgestreckten Alluvial-Ebenen der östlichen Hälfte Sumatra's zu der jüngsten Formation gehören und noch im Wachsen begriffen sind, so daß die von Marsden gehegte Vermuthung, Sumatra sei einst mit dem Festlande Asiens verbunden gewesen, jedes Grundes entbehrt; es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß einst die Straße von Malakka, sowie jene von Banka, eine weit größere Ausdehnung als gegenwärtig hatten.

Nachdem wir mit der Korvette „Boreas" drei Tage in der Sunda-Straße und ihrem Ausgange gekreuzt hatten, kamen wir endlich der Südwestküste Sumatra's

so nahe, daß wir von den auch dort wehenden Land- und Seewinden Gebrauch machen konnten.

Bald sollte ich nun die merkwürdige Insel betreten, deren Gebirgsstruktur sich kurz folgendermaßen kennzeichnet. Ein mit Waldung bedecktes Centralgebirge, welches mehrere Seitenarme nach Ost und West ausschickt, öfter zwei bis drei Reihen von Gebirgsketten bildend, die durch Querjoche miteinander verbunden sind, und in ihrer Mitte reizende Thäler, kühle Hochebenen und Gebirgsseen einschließen, kann, wie das Skelett eines Thieres, als das Gerüste betrachtet werden, an welches die ganze Insel sich anschmiegt.

Die vulkanische Thätigkeit einer späteren Periode verursachte in diesem System viele Störungen, durch welche am Fuße und in der Mitte der Gebirge Ländermassen sich hoben und eigentliche Vulkane entstanden. Da an der Westküste, wie bereits erwähnt, die Alluvialbildung der neuesten Formation bei Weitem weniger thätig ist als an der Ostküste, so erfreut sich erstere auch wegen der größeren Nähe der Gebirge und des rasch sich erhebenden Bodens eines viel gesunderen Klima's, als die Ebenen des aufgeschwemmten Landes am östlichen Theile der Insel. Das Centralgebirge läuft ohne Unterbrechung von der südöstlichen Lampong-Spitze, wo es eine mittlere Höhe von 1500 Fuß hat, bis zum nordwestlichen Ende des Reiches Atschin, also in einer Länge von 218 geographischen Meilen fort. Aber auch dort fand die gewaltige Erhebung der Ländermassen noch nicht ihre Grenze, indem die in derselben Richtung wie die Achse Sumatra's fortlaufende Reihe der Nikobaren-Inseln die Berge von Sumatra fortsetzen, ohne daß bis jetzt die Thalaushöhlungen über das Niveau des Meeres sich erheben konnten.

Die Hochebenen in den Centraltheilen Sumatra's steigen von 3000 bis zu 4000 Fuß über die Meeresfläche an. Auf diesen Höhen, wo beständig eine für den menschlichen Körper eben so angenehme als zuträgliche Temperatur von 15°—18° R. herrscht, empfindet der Europäer schon die Einwirkung der Kälte in den Morgen- und Abendstunden, so daß er am Kaminfeuer dagegen Schutz sucht. Auf jenen Höhen haben auch in uralter Zeit schon civilisirte Völker gewohnt, welche sowol Kolonien als Eroberungsheere nach den benachbarten Inseln und dem asiatischen Festland geschickt haben. Wie die Hochebenen in der heißen Zone überall eines ewigen Frühlings sich erfreuen, wo die körperlichen und geistigen Funktionen des Menschen am ungehindertsten vor sich gehen, so finden wir auch allenthalben, in der Alten wie Neuen Welt, solche ausgedehnte Höhen stets von verhältnißmäßig gebildeten Völkern bewohnt. Auch die Sagen und religiösen Traditionen vieler Völker weisen meistens auf Hochebenen als den Ursitz der Civilisation hin. Das historisch merkwürdigste Hochland Sumatra's ist die Hochebene von Agam in den Oberlanden von Padang. Dort war einst das Reich Menang Karbau, wohin man den Ursitz der nachher so mächtig gewordenen und noch gegenwärtig im ganzen Archipel verbreiteten Malayen verlegt hat. Noch finden sich dort Denksteine mit Sanskrit-Inschriften, die in neuerer Zeit entziffert wurden. Nach den Forschungen von Marsden fand dort in Folge der Uebervölkerung um das Jahr 1160 n. Chr. eine Auswanderung nach Nordosten statt. Die Auswanderer gründeten auf einer

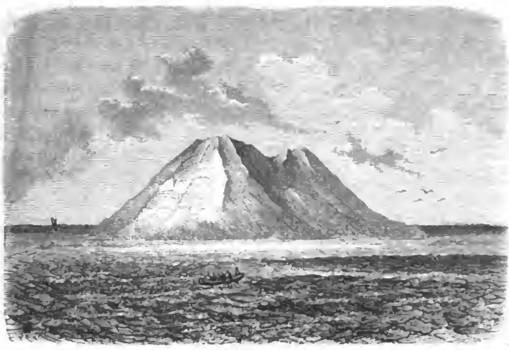
nahen Insel Singapura oder „die Löwenstadt“, welche noch jetzt, sowie die ganze Insel, diesen Namen trägt. Das damals sehr mächtige Reich von Modschopahit auf Java sah jedoch mit eifersüchtigen Blicken auf die sich stets mehr ausbreitenden Malayen, und es erschien daher im Jahre 1252 eine javanische Expedition auf Singapur, welche die Malayen aus dieser Insel vertrieb. Die letzteren wandten sich hierauf nach Malakka, wo sie ein mächtiges Reich gründeten und im Jahre 1267 zum muhamedanischen Glauben übergingen, während die Bewohner ihres Mutterlandes zu Menang Karbau erst im 15. Jahrhundert sich zum Islam bekannten.

Der Anblick Sumatra's bietet im Vergleich mit Java etwas Eigenthümliches und in gewisser Beziehung noch mehr Anziehendes. Während man auf Java, mit Ausnahme der an seiner Südseite befindlichen tertiären Formation, kein fortlaufendes Gebirge, sondern nur eine Reihe zerstreuter vulkanischer Berge unterscheidet, ändert sich dieses Verhältniß auf Sumatra, indem hier die Zahl der eigentlichen Vulkane bei Weitem geringer ist und das Ganze das Ansehen der Urgebirge oder der massigen Erhebungen hat, wodurch die kontinentale Bildung von ausgestreckten Hochebenen mehr hervortritt. Auf Java rauchen nicht weniger als 56 vulkanische Feuerschlünde, während auf dem viel größeren Sumatra nur 16 thätige Vulkane bekannt sind. Rechnen wir auch auf die noch wenig erforschten Landstriche im Reiche Atschin noch einige Vulkane, so ergiebt sich doch, daß der vorwaltende geologische Charakter auf Sumatra keineswegs vulkanischer Natur ist, sondern daß die älteren Formationen in den Vorgrund treten.

Außer dem schon früher genannten Kaiserspik, welcher als Insel aus der Sunda-Straße sich erhebt, trägt auf Sumatra selbst noch ein Berg diesen Namen. Sobald man auf eine bis zwei Meilen der Südküste sich nähert, zeigt sich seine kegelförmige, doppelt gezahnte Spitze hinter dem niederen Kamme eines mit dichter Waldung bedeckten Vorgebirges; seine Höhe beträgt etwa 6000 Fuß. Ein kühler Wind bläst von der bläulich-grünen, ungemein einladenden Landschaft her und bringt uns den aromatischen Duft der Tropen-Vegetation, gegen welchen der Reisende, wenn er einige Zeit die reine Seeluft eingeathmet, empfindlicher geworden. So sehr jene sanft sich erhebenden Vorgebirge mit ihren zum Theil horizontal laufenden, zum Theil wellenförmig gekrümmten Rücken sich zum Wohnsitz für den Menschen eignen, der dort eine reine Luft und einen Boden finden würde, welcher reichlich die Mühe seines Bebauens belohnt, so ist doch, so weit das spähende Auge reicht, die Bevölkerung noch nicht bis zu diesen Küsten gedrungen. Manche ausgestreckte Eisfelder des Nordens sind mit Hütten bedeckt, wo der Mensch ein kümmerliches und mühseliges Dasein fristet, während diese schönen und reizenden Gefilde seit Jahrtausenden von menschlichen Wesen gemieden sind. Kein Birmah mit reichlich gefülltem Kahn rudert hier wie an der javanischen Küste dem Kriegsschiff entgegen, um labende Früchte anzubieten, keine trauliche Bambuhütte schaut hinter hellgrünem Pisanggebüsch auf dem Hügelsaum hervor. Unangetastet breitet sich die Waldung, hie und da durch große grüne Strecken unterbrochen, aus, und die nächtliche Stille allein läßt bisweilen vom Lande Töne herüberdringen, welche beweisen, daß die Thierwelt nicht wie der Mensch diese schönen Haine bisher gemieden hat.

Frische Kühle bringt der während der Nacht bis gegen 8 Uhr wehende Landwind, welcher die Temperatur sehr mäßigt, so daß der Thermometer gegen 4 Uhr Morgens oft 16° R. zeigt.

Diese Kälte des Landwindes von Sumatra, welche jene des von der javanischen Küste gegen die See hin wehenden Landwindes übertrifft, rührt von der größeren Ausdehnung Sumatra's und den ausgestreckteren Hochebenen dieser Insel her. Je mehr ein Land den kontinentalen Charakter annimmt, desto mehr tritt die Gleichmäßigkeit der Temperatur, eine Eigenthümlichkeit des Seeklima's, in den Hintergrund, und der Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur kommt mehr zum Vorschein. Dieses Verhältniß steigert sich bei den großen Kontinenten in der Art, daß beispielsweise in Syrien und im nördlichen Arabien, ja selbst in den Centraltheilen des äquatorialen Afrika die Kälte während der Nacht sich bis zum Gefrierpunkt steigern kann, während bei Tag die Temperatur im Schatten 28° R. erreicht.



Kaiserspik.

Das Schlafen auf dem Verdecke während der Nacht ist daher an jenen Küsten nicht räthlich, obgleich der nachtheilige Einfluß nicht so bedeutend ist, daß eine solche auf dem Verdecke schlafend zugebrachte Nacht unvermeidlich den Tod nach sich zieht, wie Marsden behauptet.

Vom Kaiserspik, der unter 5° 10′ südlicher Breite liegt, senkt sich der Gebirgssaum sanft und wellenförmig herab, bis er sich unter den Küstenhügeln verbirgt, die einige hundert Fuß über den Wasserspiegel sich erheben und öfter das Centralgebirge, besonders wenn man der Küste auf weniger als anderthalb Meilen sich nähert, verdecken. Bald aber treten die Centralberge wieder hervor und es erhebt sich ein gewaltiger, aus Wolkenschichten hervorragender Pik, der Gunong Panjong. Auch er läuft in zwei Zacken aus und mag wol eine Höhe von 9000 Fuß haben. Sein nördlicher Abhang läuft mehr sanft und terrassenförmig abwärts, doch südlich von seinem Gipfel hat das zackige, nicht unter 5000 Fuß sinkende Gebirge das Ansehen, als ob ungeheure Felsmassen gewaltsam gehoben und übereinander geworfen wären. Der Anblick dieses Gebirges lockte uns Alle auf's Verdeck, und selbst der phlegmatische holländische Matrose unterbrach sein aus Erbsensuppe und gesalzenem Fleisch bestehendes Mittagsmahl, um sich diese groß-

artige Naturscene zu betrachten, der gegenüber sein Vaterland mit den endlosen Grasflächen und den monotonen Kanalnetzen freilich nichts Aehnliches bietet. Die Küste fängt hier an ihr einsames und wildes Aussehen zu verlieren, einzelne Gebüsche sind zwischen Alang zerstreut, und das malayische Dorf Manea mit seinen freundlichen Bambuhütten ertheilt dem Ganzen ein wohnliches Ansehen.

Ein dritter Pik eines noch beständig rauchenden Vulkans, der sich dem Seefahrer, bevor er die Festung Benkulen erreicht, darbietet, ist der Gunong Dempo.



Pik von Benkulen.

Höher noch als der Gunong Panjong, laufen seine beiden tief gefurchten Abhänge ziemlich schroff abwärts und um so imposanter nimmt sich das wolkenumhüllte Haupt des Berges aus, als die Sohle der umliegenden Thäler wol kaum mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegen mag. Dieser Berg wurde bereits im Jahre 1818 von Presgrave erstiegen.

Einzelne Koralleninseln sind längs der Küste zerstreut; gewöhnlich befinden sich auf denselben einige Malayen-Familien, die sich Bambuhütten erbaut und einige Reisfelder angelegt haben. Wenn man bei Gegenwind genöthigt ist, hinter einer solchen Insel gegen Abend Schutz zu suchen — ein Ereigniß, das die Seefahrer widerwärtig nennen, welches aber dem Freunde der Natur, der gerne so langsam als möglich diese anziehenden Küstengegenden durchmustern will, höchst willkommen ist — so gewährt es einen hohen Genuß, das Eiland in der Dämmerung zu durchwandern.

Die Kokospalme ragt sowol am Strande als im Innern des Eilandes über alle anderen Gewächse hervor und drückt diesen, gewöhnlich auf Korallengrund stehenden Inseln ihren Landschaftscharakter auf. Aber eine Fülle von Pflanzen aus den verschiedensten Familien zieren außerdem diese niedlichen Eilande, so daß man wol viele Wochen daselbst mit botanischen Studien zubringen könnte. Das Steingerüste, oder vielmehr der Ueberrest der inselbauenden Korallenthierchen, welches der fruchtbaren Decke dieser Eilande zu Grunde liegt, besteht aus einem eigenthümlichen Gefüge von kohlensaurem Kalke, welches viele Aehnlichkeit mit dem Längendurchschnitt eines Palmenbaumes hat und von der Gattung **Antipates** gebildet wurde. Ein kleines Sawah-Feld (bewässertes Reisfeld) breitet sich unweit der Hütten aus, und der Ertrag desselben bildet sammt der Kokosnuß und einigen anderen Früchten, besonders dem Pisang und Blimbing (**Averrhoea bilimbing**), die Nahrung der einsamen Bewohner. — Selten sind diese im Besitze eines Kahnes, in welchem sie bei günstigem Wetter an's feste Land rudern können, so daß oft Jahre vergehen, ehe sie mit Fremden in Berührung kommen.

Nördlich vom Gunong Dempo nimmt die Küste eine eigenthümliche Gestalt an, sie erhebt sich nämlich an vielen Stellen unmittelbar aus dem Meere mauerartig einige hundert Fuß und läßt an ihren steilen, unbewachsenen Abhängen einen röthlichen Lehmgrund hervorblicken; bald aber flacht sie sich wieder ab, so daß selbst ein meilenbreiter Küstensaum vor dem hügeligen Lande sich ausbreitet. Wahrscheinlich hat das andringende Meer die Küstenhügel theilweise zerstört, die sich jetzt in abschüssiger Gestalt dem Meere zuwenden.

Noch ehe man die Festung Benkulen erreicht, welche in 3° 48′ südlicher Breite liegt, erblickt man einen spitzig zulaufenden Berg, der von den Seefahrern, wie viele Berge von ähnlicher Gestalt, „der Zuckerhut" genannt wird. Die Inländer dagegen nennen ihn Gunong Bongso. Seine Höhe beträgt 3287 Fuß. — Ein großartiger Anblick bietet sich von der häufig sehr stürmischen Rhede von Benkulen aus dar, indem die wolkenumhüllten Gebirge, aus welchen der Pik von Benkulen als höchste, ungefähr 10,000 Fuß hohe Spitze hervorragt, aus einer der Meeresfläche gleichen Ebene emporzusteigen scheinen. Hinter diesem Gebirge entspringen die Quellen des Stromes Musi, der innerhalb des weiten Alluvialbodens an der Ostküste Sumatra's sich hinschlängelnd als bedeutender, weit hinauf schiffbarer und vielverzweigter Strom bei Palembang sich in's Meer ergießt. Die Ostküste besitzt aus dem schon angeführten Grunde bedeutendere Ströme als die Westküste. Außer dem schon genannten Musi-Strome sammeln sich an der Ostküste aus den von den Centralbergen entspringenden Flüssen noch der Siak, Dschambi und Indrapiri, welche als breite Ströme an der Ostküste Sumatra's dem Meere zueilen.

Eine interessante meteorologische Beobachtung machte ich öfter an den Küsten und den Inseln in ihrer Nähe. Wenn nämlich die Sonne schon ziemlich hoch gestiegen und die senkrechte Luftströmung auf dem Lande gegen 10 Uhr in vollem Gange ist, bildet sich an dem sonst heitern Himmel ein Wolkensaum längs der Küste, der sich bei den waldigen Inseln in einen Wolkenring verwandelt, welcher

das Eiland umschließt. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß der während der Nacht auf den Pflanzen angesammelte Thau, sowie die Ausdünstungen der Pflanzen selbst, durch die steigende Luft in aufgelöstem Zustande in die Höhe getrieben werden, wo sie aber erkalten und sich wieder zu Nebeln kondensiren, welche dem Beschauer auf der Erdoberfläche als Wolke erscheinen.

Wir ankerten unweit der Insel Tikus oder dem Ratten-Eiland, einer niedrigen Koralleninsel, deren Saum beständig von hoher schäumender Flut umgeben ist.

Während unseres Aufenthaltes auf der Rhede erhielten wir den Besuch eines javanischen Prinzen nebst Gefolge, der während des javanischen Krieges von 1825—1830 mit großer Hartnäckigkeit und Anfangs selbst mit Glück gegen die Niederländer gekämpft hatte, zuletzt aber gefangen genommen und nach Benkulen in die Verbannung geführt wurde. Dort lebt er ohne besonders streuge Aufsicht. Die Zeit seiner Gefährlichkeit ist vorüber und die Herrschaft der Holländer auf Java befestigt. Der vornehme Gefangene genießt in seinem Exil einen jährlichen, seinem Range entsprechenden Gehalt und darf sich innerhalb einer gewissen Grenze frei bewegen. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, freier Stirn und echt javanischer Physiognomie. Die Javanen sagen, er trage die Züge der von ihnen hochgeehrten Fürsten von Mataram, was wol wahr sein mag. Seit Jahrhunderten ehelichten die Mitglieder dieser vielfach verzweigten Familie meistens nur unter sich; sie mögen daher eine Familien-Physiognomie besitzen. Der Prinz hat in der That etwas Majestätisches in seinem Ausdruck, seiner Haltung, seinem Benehmen. Seine Kleidung besteht in einer Mischung von europäischer und javanischer Tracht. Er trägt einen dunkelblauen Ueberrock mit silbergesticktem Kragen, dazu das javanische Kopftuch und Beinkleider. Doch geht er barfuß, denn der Gebrauch von Schuhen scheint den Javanen, vom Niedersten bis zum Höchsten, noch immer als etwas Lästiges vorzukommen. Als mau ihn in die verschiedenen Schiffsräume führte, betrachtete er Alles, besonders aber die Kanonen und Waffenvorräthe, mit großer Aufmerksamkeit. Die Einrichtung in der Krankenkajüte, die Apotheke und chirurgischen Instrumente, deren Bestimmung ich ihm erklärte, gefielen ihm besonders. Er erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er einst, als seine Truppen in einer sumpfigen Gegend auf Java kampiren mußten, der ganzen aus 3000 Mann bestehenden Armee Abführmittel verabreichen ließ, um sie gegen Fieber zu schützen! Am folgenden Morgen brachten wir die Schaluppe an's Land. Benkulen (von den Eingeborenen Benkahulu genannt) ist ein sehr freundlicher Küstenort mit mehreren europäischen Häusern, die theilweise aus Stein aufgeführt, aber ebenso wie die Häuser der Inländer mit Atap gedeckt sind. Die eingeborene Bevölkerung besteht aus Malayen, sowie überhaupt der mittlere Theil Sumatra's von Benkulen an nordwärts bis zur Grenze der kannibalischen Battaer, vom Malayenvolke bewohnt ist. Südlich von Benkulen gegen das Lampong-Gebiet bewohnen Stämme javanischen Ursprungs die Küsten, während in einzelnen Distrikten noch die durch dunklere Gesichtsfarbe, rohere Sitten und den heidnischen Glauben erkennbaren Ureinwohner sich befinden. Da wir den Sitten, Gebräuchen, der Religion und Geschichte der Malayen ein eigenes Kapitel widmen, welches weiter unten

mitgetheilt wird, so übergehen wie hier diese Punkte. Wir bemerken nur, daß die malayischen Dörfer im Allgemeinen weniger reinlich als die javanischen sind und des großen Baumgürtels entbehren, durch welchen sich letztere auszeichnen.

Mitten in einem Parke von Palmen verschiedener Art, umgeben von Muskatnuß- und Gewürznelkenbäumen, steht das Haus des Assistent-Residenten, aus dessen oberen Zimmern sich eine herrliche Aussicht nach der Rhede und den Gebirgskämmen gegen Osten hin bietet. Nahe am Strande bemerkt man ein altes Gebäude aus der Zeit der englischen Herrschaft. Vor demselben befindet sich das Monument des englischen Residenten Parr, der im Jahre 1805 durch die Eingeborenen ermordet wurde. Nicht weit davon ist auch dem holländischen Residenten Knoerle ein Monument gesetzt, der im Jahre 1830 auf gleiche traurige Weise sein Leben endigte.

Zur Beschützung der Stadt und der Umgegend dient das von den Engländern erbaute Fort Marlborough, das von einem tiefen Graben umgeben und von 72 Kanonen vertheidigt wird. Die unentbehrlichen Chinesen haben sich auch hier angesiedelt. Ihre Niederlassung befindet sich im nordwestlichen Theile der Stadt. Ihre Zahl beläuft sich auf 600—700. Die ganze Bevölkerung von Benkulen beträgt 3500 Seelen.

Die erste Niederlassung der Engländer zu Benkulen geschah im Jahre 1686 unter dem Befehle von Ord. Bald darauf vernichteten aber die Franzosen unter dem Grafen D'Estaing alle englischen Faktoreien an der Westküste Sumatra's und übergaben Benkulen den Niederländern gegen andere Faktoreien. Am Ende des vorigen Jahrhunderts kamen die Engländer durch Eroberung wieder in den Besitz der Festung. Durch den Vertrag vom 17. März 1824 aber gelangte die Besitzung in die Hände der Holländer zurück, welche dafür Malakka und die Besitzungen auf dem Festlande Asiens den Engländern abtraten.

Die Gegend um Benkulen, wenn man sich ostwärts gegen die waldigen Gebirgskämme wendet, ist ungemein reizend und bietet das Bild einer wilden, großartigen Landschaft. Der hinter dem Fort sich schlängelnde stattliche Strom fließt über Quarz und Granit und hat ein krystallhelles Wasser, deshalb nennen ihn die Eingeborenen Ajer bajus, d. i. helles Wasser. An seinen Ufern sind hie und da Muskatnußgärten angelegt, die aber nicht mit solchem Fleiße gepflegt werden, wie dies auf den molukkischen Eilanden der Fall ist. Die Engländer haben im Jahre 1798 die ersten Muskatnuß- und Gewürznelken-Pflanzungen angelegt; sie verwendeten große Summen auf deren Kultur, die dennoch nicht zur gewinnreichen wurde, da die Bevölkerung ihre Bemühungen nur in sehr geringem Grade unterstützte und die Arbeitskräfte nur durch verhältnißmäßig hohe Bezahlung gewonnen werden konnten. Die Kultur der Felder befindet sich bei Weitem nicht in so blühendem Zustande als auf Java; dennoch ist es den Bemühungen der holländischen Regierung geglückt, die Einwohner im Allgemeinen arbeitsamer zu machen und ihnen mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen. So sah man noch vor zwei Dezennien an der Westküste Sumatra's fast kein Sawah-Feld. Die Bewässerung der Reisfelder wurde einzig dem Regen überlassen (Ladang), wodurch aber viel geringere und

schlechtere Ernten erzielt wurden. Um dem abzuhelfen, ließ die Regierung bewährte Landbauer aus Java kommen, welche die Bevölkerung in der Anlegung von Sawah-Feldern unterrichteten. Noch jetzt wird alljährlich durch die Regierung eine gewisse Summe für den Unterricht im Landbau ausgesetzt. Die günstigen Folgen dieser Bemühungen zeigen sich mit jedem Jahre mehr.

Der Reichthum von Sumatra an Bächen und Flüssen wird zum Nutzen des Landbaues verwendet, und der Wanderer erblickt in den weiten Ebenen und an den sanften Bergabhängen ausgebreitete Sawah-Felder angebaut. Die ganze Residentschaft Benkulen, welche einen Flächenraum von 455 Quadratmeilen einnimmt und nach der neuesten Zählung 114,000 Einwohner hat, lieferte im Jahre 1859 eine Quantität von 254,000 Pikul Reis gegen 229,000 im Jahre 1858 und 209,000 im Jahre 1857.

Außerdem produzirte die Residentschaft noch 2100 Pikul Pfeffer, 380 Pikul Muskatnüsse und 61 Pikul Blüte. Auch Cassia und Kaffee wird angebaut. Gummi elasticum bildet einen Artikel für den Handel.

Während noch vor wenigen Jahrzehnten die Bevölkerung sich widerspenstig gegen alle Neuerungen und Einrichtungen zeigte, besonders wenn sie von der europäischen Regierung ausgingen, hat sich jetzt dieser Geist in hohem Grade gemindert. Als ein Zeichen des vermehrten Vertrauens, das sich die Regierung, insbesondere in den Lampong-Distrikten, zu erwerben wußte, wird angeführt, daß die Bevölkerung sehr häufig Streitsachen vor die europäischen Beamten bringt, die eigentlich von ihren Dorfhäuptlingen geschlichtet werden sollten. Die holländischen Beamten, welche die Annahme der betreffenden Rechtsfälle nicht verweigern, sehen sich auf diese Weise mit Geschäften überhäuft, so daß die Regierung einerseits zur Vermehrung der Beamten schreiten mußte, andrerseits den inländischen Häuptlingen Entschädigungen zugesichert werden mußten für den Sportelausfall, der durch die verminderten gerichtlichen Fälle sich ergab. Benkulen hat in neuester Zeit auch durch Verbindungsstraßen mit den Centraltheilen der Insel und mit Ostsumatra sehr gewonnen. Ein wohlgebauter Weg zieht sich quer durch das Gebirge bis zum Flusse Musi und von da nach Palembang. Wo die Straße den Gebirgspaß überschreitet, an der Grenze der Distrikte Ampat-Betulai und Ampat-Lawang, wurde in neuester Zeit zur Sicherheit des Verkehrs und zur Abwehr innerer Aufstände ein Fort erbaut, das die Gegend in weitem Umkreise beherrscht. Noch andere Straßen verbinden Benkulen mit Padang, Lampong und anderen Plätzen.

Setzen wir nun die Reise längs der Westküste fort, so treffen wir zunächst an den malerischen Küsten auf die Dörfer Ipu und Moko-Moko, hinter welchen aus den Gebirgskämmen sich der Pik von Benkulen erhebt, dessen Höhe auf 8161 Fuß geschätzt wird. Die Gestalt des Berges, sowie der Rauch, den das bewaffnete Auge aus dem Gipfel emporsteigen sieht, beurkunden ihn als einen noch thätigen Vulkan.

Unter den Inseln, die bald in größerer, bald in geringerer Entfernung sichtbar werden, befinden sich außer den flachen auch solche, die mit einer centralen Erhöhung versehen sind, und die dann gewöhnlich ein anmuthiger, mit rauschenden

Wipfeln versehener Kokoshain bedeckt. Auch hohe basaltische Eilande, deren höchster Punkt 300—400 Fuß über die Meeresfläche emporragt, sowie nackte Basaltsäulen steigen thurmähnlich aus dem Wasser und gewähren einen imposanten Anblick.



Schlucht von Kurbow Hole.

Die ganze Gegend trägt das Gepräge einer großartigen Landerhebung, und auch das Centralgebirge erhält unter dem 2. Grade südlicher Breite eine Höhe, wie sie dieselbe nach Norden hin nie wieder erreicht. Es kann daher angenommen werden, daß hier der Kern des sumatranischen Gebirges sich befindet. Aus diesen Gebirgen entspringen zahlreiche Bäche, deren Sand Goldkörnchen enthält. Hier erhebt sich auch der Pik von Indrapura. —

Die ausgezackte, in Buchten einlaufende Küste, vor welche, wie die Vor-

werke einer ungeheuren Festung, die thurmähnlich sich erhebenden Felsen sammt einigen hochgelegenen Inseln hingelagert sind, die terrassenförmig anlaufenden, mit Dörfern besetzten Gebirgsabhänge, die bläulich-grünen, mit einem Wolkensaum



Zugang zur Hohle Boo-Wo.

umhüllten Bergrücken, welche Thäler und Hochebenen begrenzen, gewährten von unserm Schiffe aus, das sich langsam in den nur wenig gekräuselten Wellen bewegte, ein herrliches Bild. Windstille war eingetreten, als wir gegen Abend im Anblick dieser reizenden Tropenlandschaft ankerten. Die Sonne hatte sich bereits unter die Wellen gesenkt, während der Gipfel von Indrapura noch in ihren goldenen Strahlen erglühte. Endlich erblaßte auch er, und die Mondsichel goß ein bläuliches Licht über das Meer und das Gebirge, das jetzt in feierlicher Ruhe dalag.

Der Küstensaum schmälert sich von nun an noch mehr, so daß die Gebirge in der Gegend der Chinko- und Babi-Bai steil von der Küste aufzusteigen scheinen. Auch sind einige längs der Küste sich erhebende Inseln von kegelförmiger Form, wodurch sie als vulkanische Erhebungen sich kund geben. Eine dieser Inseln, Pulo Babi Kitschil (die kleine Schweine-Insel), besteht aus einem hohen Felsen, dessen dunkle Abhänge aus großer Tiefe emporsteigen. Südlich von derselben liegt eine flache Insel mit sanft anstrebenden Ufern, die nur an einigen Stellen etwas schroff emporsteigen. Ihr längster, von Nordost nach Südwest, also parallel mit dem großen Gebirgszug im Innern Sumatra's, gehender Durchmesser mag etwa zwei Meilen betragen. Anmuthige Kokoshaine wechseln auf ihrer Oberfläche mit Laubwäldern. Etwa fünf bis sechs malayische Familien bewohnen diesen glücklichen Fleck Landes, der wol einer hundert Mal größeren Anzahl Menschen alles Das bieten würde, was sie in diesem milden Klima zum Lebensunterhalt bedürfen.

Große landschaftliche Reize bieten die Schluchten und Höhenzüge des pittoresken Centralgebirges, namentlich in der Umgegend von Fort de Kock, dessen wir später noch einmal gedenken. Ganz besonders gerühmt wegen seines malerischen Vegetations-Charakters wird der Thalgrund Kurbow Hole, während die in letzter Zeit wegen ihrer großartigen Scenerien vielfach aufgesuchte Grotte von Boo-Wo, nach welcher man auf schwankendem Steg über grausige Schlünde hin emporsteigt, die Aufmerksamkeit des Reisenden durch ihre schroff- und kühn gestalteten Gesteins- und Felsenformen auf sich zieht. Unsere Abbildungen sind nach an Ort- und Stelle aufgenommenen Stereoskopen-Bildern gezeichnet.

Das Centralgebirge Sumatra's senkt sich in seiner mittleren Höhe nur um Weniges bis zur Parallele von Padang, welche Hauptstadt der Westküste Sumatra's unter 0°57′ südlicher Breite liegt. Noch erhebt sich in dieser Breite ein kegelförmiger Berg, der Gunong Talang, den man, noch bevor man die Rhede von Padang erreicht, zu Gesicht bekommt. Die Rhede selbst kündigt sich durch acht kleine basaltische Inseln an, zwischen welchen das Schiff durchsegelt, bis es endlich hinter der von einem Korallensaum umgebenen Insel „(Pulo) Pisang" Anker wirft.

Die Erinnerung an das schöne Eiland Pisang mit seinen dicht bewachsenen Felsenhügeln, seinen kühlen Quellen, seinen einladenden Badeplätzen und seinen historischen Erinnerungen bleibt jedem Seemann, der die Westküste Sumatra's besucht hat, noch lange Zeit im Gedächtniß. Da aber diese Insel sowol hinsichtlich ihrer geologischen Struktur, als in den Hauptcharakteren ihrer Flora als Repräsentant Tausender ähnlicher Inseln, welche im Indischen Archipel verbreitet sind, dienen kann, so kann man aus einer Beschreibung derselben auf das Allgemeine schließen. Das Eiland hat eine dem Dreieck ähnliche Gestalt und gehört in geologischer Hinsicht zu jener Klasse von Inseln, die wir schon früher die gemischten nannten. In seinem Innern erheben sich einige Hügel, die bis zu ihren Gipfeln mit dichter Waldung und Schlingpflanzen bedeckt sind. Gegen Osten, wo die Küste Sumatra's das Eiland beschützt, sowie zum Theil gegen Westen, hat sich um diesen Kern eine Strecke Korallengrund gebildet, der sich noch unter dem Meere fortsetzt. Nahe am Ufer bildet dieser Grund kleine beckenförmige, zu Bade-

plätzen sehr geeignete Vertiefungen, in welche das bläuliche, übrigens bis zur Tiefe von mehreren Fußen ganz durchsichtige Seewasser durch die Sonne bis zu 25° R. sich erwärmt.

Gegen Südwesten aber senken sich die Felsblöcke unmittelbar in die See und die anschlagenden Wellen, statt sich sanft zu verlieren, wie an der Ostseite, und endlich ganz ruhige, von Korallen begrenzte Becken zu bilden, schlagen vielmehr mit großer Gewalt an die Felsen an, und die spritzende Flut benetzt beständig das dichte Gesträuch, das sich zudringlich bis in die innersten Ritzen der Felsen einnistet. Die Schiffe liegen gewöhnlich an der westlichen Seite der Insel, so daß nur die wellenförmig gebogene Küstenkette ihnen als Schutz gegen Osten dient. Am sichersten gegen die herrschenden Winde läge man freilich östlich von der Insel, zwischen derselben und der Küste, aber hier breitet sich der unterirdische Korallenbau dergestalt aus, daß er an sehr vielen Stellen Untiefen bildet. Nur kleine, nicht tiefgehende Schiffe können es wagen, dort an dem übrigens ganz stillen und vor den herrschenden Westwinden geschützten Ort zu ankern. Am Strande findet man eine große Menge herrlicher Conchylien, die theils noch das lebende Weichthier enthalten, theils als todte, aber glänzende Muschelschalen ausgeworfen sind. Ein hoher, weit ausgebreiteter Hibiscus-Strauch mit goldgelben, zollgroßen Blüten lacht dem aus der Schaluppe steigenden Besucher freundlich entgegen, als ob er ihm ein Willkommen zurufen wollte. Unsere schönsten Königsgärten, worin mit Mühe und Sorgfalt die Erzeugnisse fremder Zonen gepflegt und zur Schau ausgestellt werden, bieten bei Weitem jene Blumenpracht nicht, welche diese wilde und unbewohnte Küsteninsel in sich schließt. Ein ziemlich großer Rasenplatz, der aber durch Schiffsleute, wie es scheint, in dem ursprünglichem Forste ausgehauen wurde, begrenzt einen etwa 100 Fuß hohen Felsen, der sich jählings aus dem Korallengrunde erhebt. Er dient den auf der Rhede liegenden Schiffen zum Exerzierplatze, und den Schmieden und Zimmerleuten zum Aufschlagen ihrer Werkstätten. Der Reichthum der Insel an nutzbarem Holze, besonders aus der Familie der Cäsalpinien und Melostomen, kommt den Schiffen vortrefflich zu Statten, und gar mancher Stamm fällt unter der Axt der holländischen Matrosen, die eine solche Arbeit in ihrem waldarmen Vaterlande wol nie verrichteten. Um das hübsche Eiland auch in seinen inneren Theilen kennen zu lernen, suchte ich mir mit Hülfe einiger Matrosen einen Weg über die Hügel nach der Südseite der Insel zu bahnen. Bald entdeckten wir aber die Spuren eines alten Weges, der mit geringer Mühe zu einem Pfade wieder hergestellt werden konnte. Der Hügelkamm des Eilandes, welcher parallel mit dem Küstengebirge läuft, besteht aus vier durch Joche miteinander verbundenen Hügeln, deren höchster 240 Fuß über dem Meere sich erhebt. Außer den schon genannten Bäumen schmücken die Hügel einige Palmenarten, wie **Nipa fruticans**, **Cicas circinalis**, deren Wedel nicht selten hoch über die Laubbäume hinausragen und den Anblick des Eilandes vom Schiffe aus zu einem echt tropischen gestalten. Auch eine Calamus-Art sowie mehrere Farrnkräuter, worunter eine Chnoophora, zieren die abschüssigen Felsenabhänge. Gegen Südwesten senken sich die Felsen unmittelbar in's Meer. Eine Quelle des herrlichsten Wassers ent-

springt zwischen den letzten südwestlichen Hügeln und ergießt sich in einen wie durch Kunst ausgehöhlten Felsenblock, wo sie einen krystallhellen Teich bildet, der eine Temperatur von 18° R. hat. Von hier läuft das Wasser etwas seitwärts, eine Felsenecke umspülend, von wo es endlich, eine prachtvolle, in Regenbogenfarben schillernde Kaskade bildend, in das unten rauschende Meer sich stürzt.

Von dem östlichen Theil der Insel bis zum südwestlichen mag der Umfang des Eilandes, wenn man den Krümmungen des an vielen Stellen ganz unwegsamen Sandes folgt, anderthalb geographische Meilen betragen. Durch unsern theils neugebahnten, theils schwer gangbaren Weg über die centralen Hügel der Insel kürzten wir die Strecke auf etwa $^3/_4$ Meilen ab. Dabei hatte man auf letzterem Wege die angenehme Kühle des dunklen Waldes und auf dem höchsten Punkte der Insel eine entzückende Aussicht über das weite, mit Inseln besetzte Meer und das nahe, waldbewachsene Küstengebirge. Fast an jedem Morgen ließ ich mich mit einer Schaluppe an den Landungsplatz, nahe dem großen Hibiscus-Strauch bringen, von wo aus ich den Weg über die Hügel zur südwestlichen Felsenecke machte. Die seitlichen Abwege während dieses Ausfluges lohnten sich häufig durch die bunt blühenden Pflanzen oder andere naturhistorische Gegenstände. Am Ziele des Weges erfrischte das stärkende Seebad. Fest muß man sich an die Felsenzacken anklammern, um nicht durch die in gemessenen Zwischenräumen mit Ungestüm wiederkehrenden Wellen erfaßt und an das Gestein geschlagen zu werden. Gewöhnlich stand die Sonne bei meiner Rückkehr an Bord schon hoch, doch ihre Strahlen waren nicht lästig, sondern fielen erwärmend und stärkend auf den durch den Naturgenuß und die kräftige Bewegung mit neuer Lebens-Energie sich verjüngenden Körper.

Für die auf der Rhede von Padang stationirten Schiffe wäre es eine wahre Wohlthat, wenn auf dem ihnen so nahen Pulo Pisang ein Marine-Hospital errichtet würde. Bis jetzt müssen die Kranken, will man sie nicht in den engen Kajüten im Zwischendeck schmachten lassen, nach dem dreiviertel Meilen vom Schiffe entfernten Landungsplatz gebracht werden, von wo aus sie entweder zu Fuß in der brennenden Hitze oder auf einem von Karabauen gezogenen Karren nach dem, eine Viertelstunde weiter liegenden Hospital gebracht werden. Nicht selten aber ist die Verbindung zwischen der Rhede und dem Lande gänzlich aufgehoben, denn die oft mit Heftigkeit wehenden Nordwestwinde, gegen welche die der Mündung des Flusses sich nähernde Schaluppe anrudern muß, treiben die Wellen mit ungeheurer Gewalt gegen den Affenberg (Gunong Monjet) und die in seiner Nähe liegenden Klippen, so daß die Einfahrt, wo nicht unmöglich, doch mit großer Gefahr verbunden ist. In solchen Fällen wird auf der Spitze des 320 Fuß hohen Affenberges eine rothe Flagge aufgesteckt, um den auf der Rhede liegenden Schiffen als Signal zu dienen, daß die Einfahrt in die Flußmündung gefährlich ist.

Der eben erwähnte Affenberg, so genannt wegen der zahlreichen kleinen Affen, welche seinen waldbedeckten Rücken bewohnen und nicht selten scharenweise in dem vorbeiströmenden Fluß zur Ergötzung der in der Schaluppe sitzenden Personen sich baden, besteht, sowie die ihn umgebenden Klippen, aus Mandelstein mit

Chalcedon, in welchem auch Quarzkrystalle eingeschlossen sind. Er hat die Gestalt einer Kuppel und hängt mit dem übrigen Küstengebirge durch ein nur 45 Fuß hohes Joch zusammen; von diesem Joch aber steigt das Gebirge wieder rasch aufwärts, so daß der höchste Punkt des Küstengebirges, Gunong Batu Surat, das ist „der Berg mit dem beschriebenen Stein," wegen der dort von Reisenden gemachten Inschriften, 950 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Dort oben erblickt man auf der einen Seite die See mit acht Inseln von verschiedener Größe, während gegen Osten das hohe Central=Gebirge Sumatra's vor den Augen des überraschten Beschauers sich entschleiert.



Rhede von Padang.

Man erhält einen Ueberblick in den Bau dieses Theiles von Sumatra; deutlich erkennt man das Küstengebirge als einen Zweig des nur 5 — 6 Meilen entfernten Gebirgsstockes. Der Lauf des Centralgebirges ist von SO. nach NW. Zwischen diesem und der Küstenkette ist, wie von den Seiten eines Dreiecks eingeschlossen, dessen Basis die Meeresküste bildet, die Ebene von Padang ausgebreitet, auf welcher man die Stadt Padang ähnlich einem von Bambuhäusern unterbrochenen Park erblickt. Längs des Küstengebirges schlängelt sich der Padang, der, vom Berge Talang entspringend, als ein wilder Gebirgsbach nach der Ebene rauscht, dort einige Seitenbäche aufnimmt und endlich nicht weit von der Stadt zu einem

etwas breiteren Fluß wird, der für Prauen fahrbar ist. Der Mangel einer ausgebreiteten Alluvialfläche, in welcher der Fluß durch Aufnahme von Seitenflüssen sich vergrößern könnte, hindert auch hier, wie fast auf der ganzen Westhälfte Sumatra's, die Bildung von einigermaßen bedeutenden Strömen, wie solche die Ostküste mehrfach aufzuweisen hat. Es wiederholt sich hier in der ungleichen Vertheilung der Ländermasse zwischen Ost und West, was wir am südamerikanischen Kontinent in noch viel auffallenderem Grade und bei einer ungleich größeren Ländermasse erblicken.

Wahrscheinlich war der dreieckige Raum, welcher zwischen dem Centralgebirge und den Küstenbergen von Padang sich ausbreitet und der jetzt den Namen „Fläche von Padang"*) trägt, einst eine Meeresbucht, die aber bald theils durch das von den Gebirgen herabgeführte Gerölle, theils durch den Meeressand und die Schalen der Meerthiere ausgefüllt wurde. Wirklich besteht der Grund in der Gegend von Padang aus Sand und Muscheln, sowie aus kleineren oder größeren Stücken des Gesteins der benachbarten Gebirge. Nördlich erhebt sich die Padangfläche sanft und fast unmerklich bis zu dem 380 Fuß über dem Meere liegenden Dorf Kaju tanam; über diesem steigt der majestätische Berg Pingalang in die Höhe, dessen Spitze 9040 Fuß über dem nahen Meeresspiegel erhaben ist.

Steigen wir nun herab von dem Scheitel des Gunong Batu Surat und begeben wir uns auf dem durch das dicke Gesträuch von Laubbäumen und Palmen gebahnten Pfade neben rosenblütigen Psidium-Sträuchern hinab nach der Stadt Padang. Wie so Vieles, aus der Ferne gesehen, als reizendes Bild erscheint, dessen Einzelnheiten aber in der Nähe weniger anziehend uns vorkommen, so verliert auch Padang von seiner Schönheit, wenn man in die Straßen der Stadt sich begiebt. Schon diesseits des Flusses, an dessen rechtem Ufer die Stadt liegt, sind mehrere malayische Bambuhütten im Gebüsche zerstreut, die nicht selten bei hohem Wasserstande fußtief von den Fluten überströmt werden, und auch außer einer solchen Zeit von feuchter Atmosphäre umgeben sind.

Jenseit des Flusses steht eine Reihe größerer, von Europäern bewohnter Bambuhäuser, wovon eines, welches durch seine schiefe Stellung an den Thurm von Pisa erinnert, von einem französischen Gastwirth bewohnt ist, der von der Regierung eine jährliche Vergütung von 600 Gulden erhält, damit er den Reisenden für enorme Preise alte und schlecht zubereitete Speisen verabreiche. Fast die meisten Häuser der Europäer zu Padang sind aus Bambu erbaut. Sie unterscheiden sich aber von den Wohnungen der Inländer nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch die rings um das Haus laufende Galerie. Vier gewöhnlich gleich große Zimmer, zu welchen noch eine Art Korridor kommt, dienen als Empfang-, Wohn- und Schlafzimmer, während für die Küche und die Wohnungen

*) Eigentlich ein Pleonasmus, indem Padang in der malayischen Sprache „Fläche" bedeutet und sich bei mehreren malayischen Ortsnamen wiederholt, wie Padang Panjang, „große Fläche", weite Aussicht, welchen Namen ein 2390 Fuß über der Meeresfläche am Abhange des Sagalang liegendes Dorf trägt. Ebenso „Padang ribu", tausendfache Fläche.

der malayischen Dienerschaft eigene Bambugebäude im Hofraume stehen. Die mit Atap gedeckten Dächer überragen ähnlich wie bei den Schweizer-Häusern die Galerie, so daß man bei den häufigen und heftigen Regen unter denselben die durch den Niederschlag verursachte Kühle empfindet, ohne benetzt zu werden.

Unter den Gebäuden mit Steinfundamenten zu Padang sind außer der Wohnung des Gouverneurs, der zugleich militärisches Oberhaupt der Westküste Sumatra's ist, besonders die zur Zeit der englischen Ansiedelung erbauten und zum Theil noch von den Engländern bewohnten Häuser bemerkenswerth. Die Engländer hatten schon um das Jahr 1666, als die holländische Handelscompagnie zu Padang festen Fuß faßte, einige Plätze an der Westküste Sumatra's im Besitz. Die Rivalität beider Nationen bewirkte schon damals ein Streben, sich gegenseitig vom Handelsschauplatze zu verdrängen; beide Theile hofften durch Aufwiegelung der Malayen gegen ihre Rivalen zum Ziele zu gelangen. Doch erhielten sich sowol die niederländische als englische Handelsgesellschaft fast zwei Jahrhunderte hindurch nebeneinander. Als eben die Engländer durch Eroberung von Batavia (20. Mai 1811) allmälig in den Besitz von Java kamen und die Holländer sich in keiner ihrer Kolonien mehr halten konnten, nahmen erstere auch von Padang und den übrigen Plätzen an der Westküste Sumatra's Besitz, worauf bald englische Familien von Madras und Kalkutta nach Sumatra übersiedelten. Nach Zurückgabe der Kolonien an Holland blieben die in Padang ansässigen englischen Familien in der nun wieder unter holländischer Herrschaft stehenden Stadt, während Benkulen, wie oben erwähnt, erst im Jahre 1824 an Holland kam. Die in Padang noch jetzt wohnenden Engländer, deren Zahl verhältnißmäßig gering ist, halten noch fest an ihrer Muttersprache und den englischen Sitten. Insbesondere benehmen sich die englischen Frauen, als ob sie der holländischen Sprache durchaus unkundig wären, obwol die meisten derselben auf holländischem Boden geboren sind. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Bewohner Padang's auf 15,000 Seelen, von welchen der größte Theil aus Malayen besteht. Außerdem wohnen zu Padang einige hundert Chinesen, die sich hinsichtlich ihrer Beschäftigung und Lebensweise von ihren übrigen im Archipel zerstreuten Brüdern kaum unterscheiden. Sie bewohnen einige Straßen, und ihre Verkaufsbuden sind gewöhnlich mit englischem Kattun, chinesischen Waaren und sonstigen, aus Verlassenschaften und Versteigerungen zusammengebrachten Gegenständen gefüllt. Auch Araber, deren kaukasische Gesichtsbildung mit spitzigen Nasen und lebhaften schlauen Augen einen auffallenden Gegensatz zu den Malayen und Chinesen bildet, finden sich in Padang, sowie einige Bengalesen und Buginesen oder Einwohner von Celebes, welche alle mit dem Handel sich beschäftigen.

Man wird bei der Beschreibung der Städte Indiens kaum ein nur einigermaßen treues Bild derselben im Leser erwecken, wenn nicht auch der die Stadt zierenden und belebenden Flora Erwähnung geschieht. Glaubt man doch beim Anblick Padang's von der Ferne nur eine Anzahl dunkelgrauer Hütten mitten in einem ausgebreiteten Palmenhaine zu erblicken! Aber auch in der Stadt selbst, die man in keiner Weise mit einer europäischen vergleichen darf, drängen sich die hoch über die Häuser hinausragenden Kokos-, Pinang- und Areng-Palmen dem Auge



Elephantenherde, eine Furt durchwatend.

des Wanderes viel mehr auf, als die bescheidenen, hinter Blumengärten und Pisang-Gebüschen erbauten Häuser. Außer den genannten Palmen zieren die Gärten, Hofräume und Wege auch die Kattunpalme (Bombax pentandrum, malayisch Kapok), aus welcher ein roher, zu Stricken und Segeltuch verwendeter Stoff verfertigt wird. Auch hohe Melastomen mit gefiederten Blättern, sowie Pandanen, Cassia strophora, Urena lobata findet man am sandigen Strande Padang's. Erst nach allmäliger Erhebung des Grundes bedeckt er sich mit einer tiefern Lage fruchtbarer Erde; man sieht die Sago-Palme mit dickem Strunke und verhältnißmäßig kleinen Wedeln, sowie das lebhafte Grün der Reisfelder den Fuß der Gebirge begrenzen.

Zeigt uns hier an der Küste Flora sehr interessante Erscheinungen aus ihrem

Reiche, so bietet das Innere der Insel neben dieser herrlichen Pflanzenwelt auch Repräsentanten der Thierwelt, welche unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen müssen.

Während, wie schon erwähnt wurde, der Elephant ursprünglich auf der Insel Java fehlt, kommt dieses größte aller lebenden Säugethiere in den Wäldern Sumatra's sehr häufig vor. Schon ein kurzer Ausflug von Padang in's Innere der Inseln, nach den gebirgigen Gegenden zu, genügt, um dort mit den Rüsselträgern zusammenzutreffen. Die Wege, die nach dem holländischen Fort de Kock, bei welchem die Elephanten vorkommen, führen, sind meistentheils schlecht beschaffen. Von der „Kloof van der Anee", Schlucht des Anee-Flüßchens, an wird der Weg besser. Büffel-Karawanen, welche Kaffee und andere Produkte von der fruchtbaren Hochebene Anam Kotas herabbringen und von dunkelbraunen Malayen geführt werden, begegnen dem europäischen Reisenden, der entzückt die großartige Tropen-Vegetation betrachtet, welche ihn umgiebt. Auffallend erscheint, daß die Menschen hier die Lasten nicht auf den Schultern, wie auf Java, sondern in Packen auf dem Kopfe tragen.

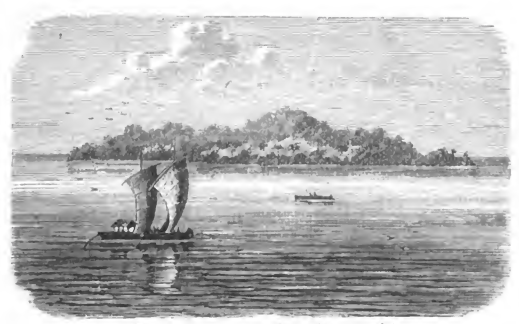
Ueber den erwähnten Sattel, zwischen den Bergen Merapi und Singalang, führt die Straße nach Fort de Kock, das 3000 Fuß über dem Meere auf der Hochebene liegt. Im Osten erhebt sich der Sagu, während in weiter Ferne nordwestlich der Gipfel des Ophir emporsteigt. Man passirt den Ort Kota Gedang, bei Fort de Kock, einen großen und ziemlich reichen Kampong, der durch seine wunderhübschen Gold- und Silberfiligran-Arbeiten berühmt geworden ist. Mehrere Familien bewohnen ein langes, kasernenartiges, aus Holz und Bambu aufgeführtes Gebäude gemeinschaftlich. Das Haus ist der Länge nach in Säle getheilt, hinter denen sich kleine Kammern befinden, welche den Kajüten eines Schiffes gleichen. Die Häuser sind von Innen und Außen mit reicher, bemalter und vergoldeter Schnitzarbeit versehen, und das Ganze ähnelt einem Schweizerhause.

Zweiundzwanzig Palen von Fort de Kock entfernt liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene der Ort Paja Kombo. Ueberall wird hier die Kokospalme angebaut und weit und breit versieht man das Land von hier aus mit Kokosöl. Zum Pflücken der Nüsse richtet man seltsamer Weise hier eine große braune Affenart mit einem kleinen Schwänzchen ab. Der Affe wird an einem langen Seile festgebunden und besteigt dann den Baum, wo er die Nüsse durch wiederholtes Herumdrehen vom Stiele zu trennen weiß. Auch lehrt man diese Thiere, die Eichhörnchen aus den Kokospalmen fortjagen.

Die gebirgige Gegend im Innern ist meistens mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwischen denen sich viele lichte, mit trefflichem Graswuchse bestandene Ebenen ausdehnen. Dort hausen die Elephanten, die von da ihre gelegentlichen Besuche in den Kampongs anstellen, Kokospalmen niederwerfen und Pisang-Stauden abschälen. Wenn die Thiere sich im Walde befinden, so erkennen die Malayen dieses gleich an einer gewissen Bewegung der Baumgipfel und brechen in die Worte aus: Inie apa gadja — da sind die Elephanten! Die Jagd auf Elephanten ist gerade nicht sehr schwierig und die Zähmung des Thieres auch leicht, darum fällt es auf, daß

man ihn auf Sumatra noch gar nicht nutzbar machte, während auf dem benachbarten Kontinente dies überall in hohem Grade geschieht. Dasselbe ist mit dem afrikanischen Elephanten der Fall, denn während die Römer und Karthager ihn selbst für Kriegszwecke dienstbar machten, hat der Neger bis zum heutigen Tage ihn nicht zu zähmen gewußt. In Indien steht der Elephant seit den ältesten Zeiten mit der Geschichte des Götterglaubens und der Menschen auf das Engste in Verbindung; er ist von den Indiern zum Symbol des höchsten Wissens erhoben worden, und deshalb trägt auch Batara Guru oder Ganesa, wie wir gesehen haben, einen Elephantenkopf. Die Bewohner von Sumatra machen die einzige Ausnahme unter den asiatischen Völkern, bei denen der Elephant vorkommt, da sie allein ihn nicht gezähmt haben, während die Birmanen, Siamesen, Kambodschaner, die Bewohner von Tonkin und der malayischen Halbinsel dies mit großem Geschick vollführen.

Nach Norden hin kommt der Elephant nicht über den 30. Grad hinaus; die Grenze seiner Verbreitung liegt nach jener Himmelsgegend hin im Terai, dem heißfeuchten, ungesunden Waldgestrüpp, welches sich vor dem Himalaya hinzieht. Auf der Insel Ceylon ist er bekanntlich sehr häufig; sein Vorkommen auf Sumatra ist in vieler Beziehung interessant; er ertheilt der Thierwelt jener Insel einen Charakter, welcher von dem der übrigen ostasiatischen Eilande sehr abweicht.



Koralleninsel an der Küste Sumatra's.



Vulkan Lubu Radscha. (Originalzeichnung.)

Zweites Kapitel.

Die Bai von Tapanoli und das Volk der Battaer.

Abreise. — Die Casuarinen-Wälder. — Das Schiff auf einer Klippe. — Die Berge Singalang und Salassi. — Rhede von Tiku. — Ophir oder Gunong Pasaman. — Der Küstenort Ajer Bangis. — Wanderung an der Küste. — Gewitter. — Der Kampher-Baum. — Einsammeln des Kamphers. — Das Benzoe-Harz. — Der Vulkan Lubu Radscha. — Die Bai von Tapanoli. — Die Insel Pontschang. — Die Battaer; ihre Wohnsitze; Gastfreundschaft; Körperbau; Sprache; Literatur. — Batta-Dörfer. — Kriege der einzelnen Dörfer. — Verfassung der Battaer. — Einstige Königreiche. — Industrie. — Märkte. — Sagen. — Religiöse Ansichten. — Gesetze. — Ceremonien bei der Geburt. — Leichen-Begängnisse. — Der Kannibalismus. — Seine wahrscheinliche Entstehung. — Civilisations-Versuche der Holländer. — Die Zinn-Insel Banka.

Die Korvette „Boreas" hatte den Befehl erhalten, ihre Küstenfahrt weiter nach Norden hin auszudehnen. Wir verließen daher Padang nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt und steuerten den angegebenen Cours. Bald eröffnete sich die Aussicht auf eine flache, sandige Gegend, die Ebene von Padang. Nur selten zeigt sich ein kleines Malayendorf zwischen niedrigen Gesträuchen. Das Centralgebirge

ist nur undeutlich zu sehen und größtentheils hinter Wolken versteckt. Etwa nach vier Meilen Entfernung von der Rhede naht das Schiff sich der Küste, welche ein dichter Wald von Casuarinen bedeckt. Dieser eigenthümliche, zur Familie der Myriceen gehörige Baum hat sein ursprüngliches Vaterland in Neuholland, wo er ungefähr dieselbe Rolle wie die Tanne und Fichte in unseren nordischen Wäldern vertritt. Auch hat er in seinem Blütenstande und der Vertheilung der Geschlechtsorgane Aehnlichkeit mit diesen Bewohnern des Nordens, so daß man früher die Casuarinen zu der Familie der Tannen und Fichten zählte. Der Casuarinen-Baum, der sehr häufig im nordwestlichen Sumatra gefunden wird, ist blattlos, dafür aber mit fadenförmigen Zweigen versehen, an deren Gelenken häutige gezähnte Scheiden hängen.

Schon hatten wir den Küstenort Priaman im Gesichte, wo der niedrige Strand sich erhöht und ein Hügelsaum das Meer vom Lande trennt, als die Schiffswache den erschreckenden Ruf: „Brandung vor dem Schiff!" hören ließ, und noch ehe der Steuermann Zeit hatte abzulenken, fühlten wir einen heftigen Stoß. Zugleich schlugen die Wellen mit Gewalt an das Schiffshintertheil, das Wasser drang zum Theil durch die Geschützöffnungen, und beim Zurücktreten der Wellen sah man den mit Muscheln besetzten Korallengrund. Das Schiff saß auf einem Korallenriff fest, das sich unweit Priaman von Nordost gegen Südwest parallel der Küste hinstreckt. Nach Verlauf einer Stunde gelang es uns, die Korvette durch angestrengte Arbeit aus ihrer gefahrvollen Lage zu befreien. Nach diesem Abenteuer warfen wir in der Nähe des Küstenortes Priaman Anker, um nicht während der Nacht auf ein zweites Riff zu gerathen. Priaman liegt am Flusse gleiches Namens, da, wo dieser seine krystallhellen Fluten in's Meer ergießt. Die Küste verliert jetzt ihr flaches Ansehen; es erheben sich steile, rothe Felsen unmittelbar aus dem Meere, von deren Höhen aus das Land sanft bis an den Fuß der Centralberge ansteigt. Gegen Nordosten sieht man aus dem Wolkenmeere zwei kegelförmige Gipfel emporsteigen, von denen der eine der Berg Singalang, dessen Höhe von Horner zu 9040 Fuß angegeben ist, und der andere Merapi (ebenfalls ein Vulkan) genannt wird. Sie scheinen sich einst zugleich aus Grunde erhoben zu haben; auch sind sie durch ein Querjoch, ähnlich wie der Merapi und Merbabu auf Java, verbunden. Zwischen dem noch südlich von Padang gelegenen, etwa 8000 Fuß hohen Berg Salasi und den genannten beiden Vulkanen breitet sich ein fruchtbares, ziemlich bevölkertes Thal von etwa 12 Meilen Länge aus, das den Namen „die dreizehn Cottas" (Tigablas Cotta) führt. Das Thal hat eine Höhe von etwa 1400 Fuß; die mittlere Temperatur beträgt 19° R. Zahlreiche, aus den nahen Bergen entspringende Bäche und Flüsse durchschneiden den fruchtbaren Boden, der seit uralten Zeiten den Sitz einer Malayen-Bevölkerung bildet. Etwa in der Mitte des Thales liegt der schöne See Singkara, 1175 Fuß über dem Meere, an dessen palmenreichen Ufern zahlreiche Malayen-Dörfer liegen. Am Fuße des Singalang breitet sich die schöne Hochebene Agam aus, deren mittlere Höhe 3200 Fuß über der Meeresfläche beträgt und die ein überaus angenehmes und gesundes Klima hat. Die Uferfelsen gehören der sekundären Formation

an, durch welche in späteren geologischen Perioden Trachyt- und Basaltgebilde durchgebrochen sind. Wie an der ganzen Westküste, so sind auch in dieser Gegend die kleinen Küsteneilande mit Korallenunterlage und einem Centralfelsen sehr zahlreich. Da wir seit dem verhängnißvollen Aufstoßen bei Priaman vorsichtiger segelten, ankerten wir auch an jedem Abend hinter einem solchen lieblichen Eilande, das bis zum späten Abend den Lustwandler ergötzte. Das Sich-Ergehen auf wildem, jungfräulichem Boden gewährt einen eigenthümlichen, mit keinem Spaziergang in kultivirten Ländern zu vergleichenden Reiz, den ich mit der Anmuth vergleiche, welchen der naive, schuldlose Blick des Kindes gewährt, und der dem erwachsenen, bereits durch die Schule des Lebens gegangenen Menschen nie in solcher Weise eigen ist.

Die felsige Beschaffenheit der Küste und die Aussicht auf den Singalang dauert bis zum Küstenorte Tiku, wo der Anblick nördlich vom Flusse Tiku schnell sich ändert. Die Küsten werden flach und sandig, die sanft aufsteigende Ebene gestattet eine weite Aussicht bis zu den wolkenumhüllten Gebirgen, deren Umrisse bei bedecktem Himmel kaum erkennbar sind. Nur der Merapi und Singalang ragen über alle anderen hervor. Aus ersterem erhebt sich beständig eine weiße Rauchsäule. Der Rauch erscheint weiß wegen seiner Höhe, sowie die hochgehenden Wolken als weiße Haufenwolken oder Schafwölkchen erscheinen. Die Höhe des Merapi wurde von Horner auf 8940 Fuß angegeben, während Raffles ungenau ihn auf 13,000 Fuß schätzt. Wir befinden uns hier gegenüber der Hochebene Agam. Zahlreiche Ortschaften schmücken noch jetzt die sehr bevölkerte und den Rinderherden zum Aufenthalt dienende Hochebene. Wir finden auch hier die Erfahrung bestätigt, daß ein gemäßigtes Klima die Kultur, die Energie und den Unternehmungsgeist des Menschen erhöht. Gleichwie mit der Erhebung über die Meeresfläche mitten in den Tropen die Vegetation der gemäßigten Zone zum Vorschein kommt, so verliert auch der menschliche Bewohner auf Hochebenen nach mehreren Generationen das dem Bewohner der heißen Tropenküste eigenthümliche Phlegma, der Geist scheint sich aus dem schlummernden Zustande zu erheben, in welchen die der freien Entwickelung der Kräfte weniger zusagende brütende Hitze ihn versetzt. Die von hoher Kultur zeugenden alten Denkmäler auf den Hochebenen Meriko's beweisen Dasselbe für die Neue Welt, denn auch dort standen die in den Niederungen wohnenden Menschen auf einer niedrigeren Civilisationsstufe, im Gegensatz zu denen, die auf den Höhen angesiedelt waren.

Zwischen dem Singalang und Merapi liegt die alte malayische Ortschaft Gugur Singandang mit einem europäischen Fort gleichen Namens in einer Höhe von 3440 Fuß über der Meeresfläche, sowie nördlich vom Singalang die Forts de Kock (3000 Fuß Höhe ungefähr), Kuririe und Motua (3200 Fuß Höhe) angelegt sind. Während von dem südlichen Theile Sumatra's bis zu diesen mächtigen Vulkanen ein Centralthal ununterbrochen und parallel mit den dasselbe umgebenden Randgebirgen sich erstreckt, unterbrechen die genannten Vulkane dieses Thal, das erst weiter gegen Norden, von Südost nach Nordwest laufend, wieder zum Vorschein kommt.

Die Rhede von Tiku bietet gegen Nordost die Aussicht auf ein eigenthümlich gestaltetes Gebirge, die Fortsetzung der Centralberge Sumatra's. Es hat das Ansehen einer eingestürzten, ungeheuren Ruine und in der That scheint die Höhe dieser Gebirge in früherer Zeit viel bedeutender gewesen sein.

Diese Bergzacken, deren Höhe die von 3500 Fuß nicht übersteigt, umschließen den schönen See Dano. Sein Spiegel liegt 1500 Fuß über der Meeresfläche, aber die schroff von seinen Ufern aufsteigenden Gebirge überragen den See um 2000 Fuß. Vielleicht mögen hier durch die gewaltigen Hebungen der eben genannten Vulkane bedeutende Senkungen und Bergeinstürze der Gebirge stattgefunden haben, wodurch in schwindelerregender Tiefe dieser sonderbare Thalkessel gebildet wurde, dessen Boden mit dem Wasser der von den Bergabhängen herabstürzenden Bäche sich füllte. Nördlich von Tiku an dem Küstenorte Muara Putus ergießt sich ein kleiner Fluß in's Meer, der aus dem See Dano seinen Ursprung nimmt. Dieser Gebirgsbach bahnt sich durch Granit-Felsen einen Weg, bis er, mehrere Kaskaden bildend, zu dem schmalen Küstensaum gelangt, wo sein Lauf ruhig und sanft durch Wiesen sich hinschlängelt.

Segelt man nordwestlich an einigen Kokos-Eilanden vor dem Kap Udschong Radscha (Königseck) vorbei, dann erhebt sich immer deutlicher und kühner der berühmteste, wenn auch nicht der höchste Berg Sumatra's, der Ophir oder Gunong Pasaman. Dieser Berg gewährt einen um so majestätischeren Anblick, als er, nur von niedrigen Hügeln umgeben, zu einer Höhe von 9010 Fuß ansteigt. Er hat eine kegelförmige Gestalt, deren Totaleindruck durch einige Seitengipfel nur wenig beeinträchtigt wird. Sowol sein aus Trachyt bestehendes Gerippe, als seine Form lassen ihn als einen Vulkan erkennen, wenn er auch gegenwärtig nicht mehr thätig ist. Wegen seiner plötzlichen Erhebung aus der Fläche überschätzten frühere Beobachter seine Höhe. Raffles und nach ihm L. v. Buch geben ihn zu 15,000 Fuß an. Der Name Ophir erinnert lebhaft an das im Buche der Könige genannte Land desselben Namens, wohin die Hebräer und Phönikier segelten, um Gold zu holen. Wäre dem Berge oder der Gegend von jeher durch die Eingeborenen dieser Name beigegeben, so wäre dieser Umstand allerdings ein Anhaltepunkt zur Vermuthung, daß West-Sumatra einst Ziel jener kühnen Seefahrer des Alterthums gewesen sei; aber der einheimische Name des Berges ist Gunong Pasaman, während der Name Ophir von den Portugiesen stammt, welche verschiedene Berge und Länder mit diesem Namen belegten. Dennoch kann man der Vermuthung, daß Salomon's Schiffe nach Sumatra segelten, wol Raum geben. Den Namen Gunong Pasaman hat der Berg von einem Küstenorte gleiches Namens, bei welchem auch ein Fluß (der Kali Sassak) sich in's Meer ergießt.

Vom Pasaman aus sieht man den Berg gegen ONO. am schönsten. Auch führt ein Weg in östlicher Richtung gegen den Ophir, welcher mehrere reizend gelegene Dörfer, Allang, Malasir, Pasin, Penapal passirt und den Berg umschließt, bis er bei dem Dorfe Timbu Abu sich mit der Heerstraße, welche von Padang bis zu den Batta-Ländern führt, vereinigt. Diesen Weg kann man vom

Schiffe aus eine gute Strecke weit sehen, wie er sich hinschlängelt zwischen zerstreuten Gebüschen und dazwischen liegenden grauen Hütten, über welche der Riesenberg mit wolkengekröntem Haupte hinausragt. Der jugendliche und eifrige Naturforscher Horner, welcher diese Gegenden untersuchte, holte sich durch zu große Anstrengung und mühsame Excursionen in der heißen Tropensonne den frühzeitigen Tod. Denn Sumatra hatte, wenigstens damals, nicht wie Java allenthalben europäische Niederlassungen, wo der Reisende Schutz, Erholung und Unterstützung finden konnte.

Verfolgt man die Küste über Pasaman nach Nordwest weiter, so sieht man zunächst die Gebirge ganz nahe an das Meer herantreten. Man sieht sich, wenn das Schiff in eine der Buchten geräth, welche sich längs der Küste hinziehen, mitten in eine Gebirgsgegend versetzt, ein Anblick, der dem Seefahrer nur selten geboten wird. Wenn man dem Küstenorte Ajer=Bangis (helles Wasser) sich nähert, tritt ein Zweig des Centralgebirges bis an die Küste, so daß die Berge unmittelbar aus dem Meere sich erheben; der Anblick ist ein wunderbar reizender; man möchte das Schiff gern mit tausend Ankern an diesem Orte fesseln, um am Lande seine Wohnung aufzuschlagen. Die Berge von Ajer=Bangis sind weit höher als jene von Padang; sie haben auch ein viel wilderes Aussehen, da düstere Urwaldung ihren wellenförmig gebogenen Rücken bedeckt. Leider war es mir nicht vergönnt, eine der Höhen zu erklimmen, wie ich solches bei Padang durch Ersteigung des Batu Surat gethan. Wahrscheinlich ist das Verhältniß dieses Küstenzweiges zum Centralgebirge ein ähnliches wie bei Padang. Auch der Lauf der Flüsse hält eine ähnliche Richtung wie dort ein, nämlich eine südwestliche. —

Nördlich von Ajer=Bangis wird die Küste flach und sandig, ein gelber Streifen trennt das üppig bewachsene Land vom Meere, doch bei der Insel Pankaleran erheben sich wieder Küstenhügel. Schöne Baien, in welchen die Schiffe ruhig wie in einem Hafen liegen können, sind von hier bis zum Küstenorte Natal sehr häufig. Wir ankerten auf der Rhede von Natal gegen Abend. Hochanstrebende Berge erhoben sich zum sternbesäeten Himmel und spiegelten sich wider in dem glatten, im Silberglanze des Mondes schillernden Meere. Feierliche Stille herrschte im Umkreise. Nur ein sanfter Westwind säuselte durch die oben aufgerollten Segel. Bis gegen Mitternacht blieb ich auf dem kühlen Verdecke, der einsamen Wache Gesellschaft leistend, um mich an dem schönen Landschaftsbilde zu erfreuen.

Schon früh stand ich auf, um eine Fahrt nach dem Lande zu machen. Im feuchten Morgendunst und mit vergoldeten Gipfeln lag das Gebirge von S i d o a=d o a vor mir. Der hügelige Küstensaum verdeckte nur zum Theil seine vielgefurchten Abhänge, während die Spitzen theils kegelförmig, theils einen breiten Rücken bildend, über die Hügel emporstiegen. Das Ansehen des Gebirges gleicht dem der aufgerichteten Sediment=Formationen. Ein frischer Landwind wehte von den bewaldeten Hügeln der Küste uns zu, wir spannten in der Schaluppe ein kleines Segel auf und lavirten bis zum Landungsplatz. N a t a l ist ein nicht unbedeutender Küstenort, der Sitz eines Assistent=Residenten und einer Besatzung von etwa 50 Mann. Die dortigen Goldschmiede verfertigen niedliche Goldwaaren. —

Wir wandelten um den mit reichlichem Gebüsch umgebenen Ort. Die Morgenluft von 18,5° R., die in Thau gehüllten Laub- und Palmbäume, das an die Felsen schlagende Meer und die nahen riesigen Berge machten einen lebhaften Eindruck. Aus den Schluchten des Gebirges zog sich eine Nebelmasse nach oben, und graue Wolken lagerten sich ziemlich tief an die Seiten der Berge. Als das Tagesgestirn mit seinen Strahlen hervorbrach, zogen sich die Nebel in die Höhe und ließen die grünen Furchen der Berge erkennen, deren tiefste Aushöhlungen einige herabstürzende Bäche füllten. Noch selten sah ich die üppige tropische Fruchtbarkeit mit einem so gesunden Klima verbunden als hier. Die kühlenden Land- und Seewinde wechseln hier beständig, während die reichlichen, aber nur kurze Zeit dauernden Regen die Luft ebenfalls bedeutend abkühlen. (Die Temperatur des frisch gefallenen Regenwassers ist auf Sumatra in den Niederungen und am Strande nach mehreren von mir angestellten Beobachtungen im Mittel 17,8° R.) Gegen 11 Uhr trübte sich der Himmel. Ein heftiges Gewitter entlud sich aus den düsteren Höhen, und zolllange Regentropfen fielen herab.

Von der Heftigkeit der Gewitterregen in den Tropenländern kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß nicht selten nach einem einstündigen Regen der Regenmesser bis zu einem Zoll Höhe sich füllt. Etwa 20 solcher Regen würden eine eben so große Menge Niederschlag geben, als in Mitteleuropa etwa das ganze Jahr fällt. Das Gewitter dauerte nur eine halbe Stunde. Die Vögel hatten sich unterdessen in das dickste Laubdach verkrochen, auch die Käfer und Schmetterlinge, die kurz vorher zahlreich und in mannichfaltigen Farben die Gebüsche umgaben, hatten sich in ihre Schlupfwinkel begeben. Die kurz vorher so freundliche Natur zeigte ein ernsthaft-zürnendes Ansehen, das jedoch nur kurze Zeit währte; denn auf die triefenden Gebüsche und die schnell zur doppelten Stärke angeschwollenen Gebirgsbäche schien bald wieder die wärmende Sonne, um die scheinbar unterbrochene, schaffende Kraft wieder fortzusetzen. Wir erstiegen einen der nahen Hügel. Zweige und Palmenwedel, die der heftige Regen gewaltsam herabgerissen, lagen umher, aber die Luft war ungemein heiter und erquickend. Von dem Hügel, der etwa 175 Fuß hoch sein mochte, bot sich eine entzückende Aussicht über die Gegend, doch konnte man über die nahen Berge nicht sehen, um den Zusammenhang des Küstenzweiges mit der Centralkette zu überblicken.

In der Gegend von Natal werden viele Kampherbäume (Dryobalanops Camphora) gefunden. In den Wäldern erreichen sie eine Höhe von 80—100 Fuß; sie haben ovale, spitz zulaufende Blätter, welche, zwischen den Fingern gerieben, den deutlichen Kamphergeruch hinterlassen. Ueberhaupt scheinen die Kampfertheile in allen Organen der Pflanze vertheilt zu sein. Der in Europa in den Handel kommende Kampher ist nichts Anderes, als der eingedickte, aus den Kampherbäumen erhaltene Saft. Hingegen giebt es eine viel vorzüglichere Kamphersorte, welche nur wenige Kampherbäume liefern und die unter der Rinde mancher Bäume nur in der Tiefe von 3—4 Zollen als dünne und kleine Blättchen gefunden wird. Unter tausend Bäumen ist kaum einer, der diese edle Kamphersorte hat.



Der Kampher-Lorbeer (Dryobalanops Camphora).

Die Malayen jener Gegend beschäftigen sich mit dem Aufsuchen dieses Kamphers, das viel Zeit und Mühe erfordert. Sie haben durch lange Erfahrung sich einen praktischen Blick erworben, wodurch sie unter den vielen Kampherbäumen jenen heraussuchen, der den von der Natur fertig abgesonderten Kampher enthält. Sobald sie einen solchen gefunden zu haben glauben, wird eine Oeffnung in denselben gebohrt, und wenn sie aus verschiedenen Kennzeichen schließen, daß der Stamm Kampher enthält, so wird er gefällt und sorgfältig untersucht. Die Quantität des im ganzen Stamme enthaltenen Kamphers beträgt oft nur ein halbes Loth. Selten sind jene Fälle, wo mehrere Lothe oder ein halbes oder ganzes Pfund Kampher in einem Stamm gefunden wird. Indessen ereignet es sich, daß ein Baum unmittelbar nach der Fällung keinen Kampher enthält, daß sich aber dieser erst einige Zeit nach derselben bildet. Aus diesem Umstande und weil der fertig abgesonderte Kampher zu den Ausnahmen gehört, betrachte ich diese Absonderung überhaupt als ein krankhaftes Produkt, wie auch die krankhaften Auswüchse der Perlenmuscheln. Ich stelle indessen diese Sache nur als Vermuthung hin, die in den angeführten Umständen ihre Begründung findet.

Die Malayen, welche sich mit dem Suchen des Kamphers beschäftigen, ziehen in Gesellschaften von 6—20 Personen 60—80 Tage lang in die Wälder und theilen dann entweder den gefundenen Kampher unter sich in gleiche Theile, oder jeder behält seine eigene Ausbeute. Hat der Kamphersucher nach zwei- bis dreimonatlichem Aufenthalte in den Wäldern 3—4 Pfunde zusammengebracht, so ist seine Ernte schon eine vorzügliche, denn er erhält für genannte Quantität etwa zweihundert Gulden. Oefters aber ist das Resultat seiner Bemühungen ein viel geringeres, indem er nur ein, ja selbst nur ein halbes Pfund Kampher aus den Wäldern heimbringt. Der Erlös für den gewonnenen Kampher der feinen Sorte würde indessen, auch bei mittelmäßiger oder schlechter Ernte hinreichen, für ein ganzes Jahr die Bedürfnisse des Sammlers zu decken, doch das leichtsinnige Volk denkt weder daran, sich durch die Arbeit Etwas zu erübrigen, noch gehen Malayen überhaupt an die Arbeit, so lange die Noth sie nicht dazu zwingt. Sobald der Erlös für den Kampher in der Tasche, oder vielmehr in dem Zipfel des Sarong sich befindet, so wird so lange gespielt, Opium geraucht, Leckerbissen gegessen und unnöthige Ausgaben aller Art gemacht, bis das Geld zu Ende ist und selbst Schulden gemacht sind. Jetzt ist die Zeit gekommen, um wieder zum Kamphersuchen in die Wälder zu gehen. Ein menschenfreundlicher malayischer Wucherer leiht dann dem herabgekommenen Schwelger gegen Zurückerstattung des Doppelten oder Dreifachen des Darlehns etwa 15 oder 20 Gulden zum Ankauf von Reis, Salz, getrockneten Fischen, Sambal (Capsicum) und Betel, worauf dann eine neue Expedition in die Kampherwälder unternommen wird. —

Eine nicht minder wichtige, in dieser Gegend bis nach Sinkel, dem nördlichsten Etablissement der Holländer auf Sumatra, wachsende Kulturpflanze ist der Benzoë-Baum. Er erreicht eine Höhe von 30—40 Fuß, und das gesuchte Produkt, das Benzoë-Harz, erhält man von jedem Baume, sobald er das neunte Jahr erreicht hat, durch Einschnitte in denselben. Der graue oder weiße Saft

fließt aus der Oeffnung und erhärtet zu dem bekannten Harz. Ein Baum liefert jährlich etwa 2—3 Pfund. Auf Sumatra bezahlt man den Pikul des wohlriechenden Harzes mit 60—70 Gulden. Das Benzoin dient bekanntlich zu Räucherungen in den Kirchen, und zwar machen von demselben die Katholiken, die Muhamedaner und Javanen Gebrauch.

Auch der Pfeffer gehört zu den Pflanzen der Insel, namentlich wird er im nördlichen Theile derselben, in Atschin kultivirt, wo er auf dem verschiedenartigsten Boden gedeiht. Doch mußte die Sorgfalt des Menschen auch dieses Klettergewächs erst erziehen, wie den Reis und so viele andere, um den großen Gewinn davon zu tragen, der durch den Weltverkehr zur Hebung der Civilisation das Seinige beitragen sollte. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, wozu die Ausläufer alter Pflanzen genommen werden. Das ganze Feld wird in regelmäßige Vierecke abgetheilt, die 5—6 Fuß Länge haben. Auf jedes derselben kommt eine Pflanze. Zuerst werden die Stangen gesteckt, an denen das Gewächs emporklimmen soll; doch wählt man am liebsten schlanke Bäumchen, damit die junge Pflanze einigen Schatten erhält. Nach drei bis vier Jahren ist die Pflanze 8 bis 12 Fuß hoch und trägt die ersten schlanken, fingerlangen Aehren, an denen 20 bis 30 kugelige erbsengroße Beeren sitzen. Vom 5. bis 7. Jahre trägt die Pflanze reichliche Früchte, so daß man oft 5 bis 6 Pfund von einem Strauche erntet; im 14. Jahre nimmt sie ab, trägt im 20. nicht mehr und stirbt dann ab. Da die Beeren 4 bis 5 Monate zur Reife brauchen und die Pfefferpflanze zweimal im Jahre blüht, so werden in der Regel jährlich zwei Ernten gehalten. Kurz vor der Reife, sobald die grünen Früchte sich zu röthen anfangen, werden sie in Körbe gepflückt, auf Matten ausgebreitet, getrocknet, wodurch sie eine runzelige Oberfläche bekommen und schwarze Farbe annehmen. In Ballen gepackt kommen sie dann als unser bekannter schwarzer Pfeffer in den Handel.


Die Pfefferpflanze.

Die Rhede von Natal verlassend, segelt man nordöstlich an dem felsigen Eiland Kara-Kara vorbei, wo die Küste mit hohen, säulenförmig gereihten Kampherbäumen besetzt ist. Das Sidoadoa-Gebirge zeigt sich jetzt schroff ansteigend, ohne sich allmälig in kleinen Hügeln zu verlieren. Mehrere Koralleninseln, worunter Pulo Tello, Pulo Tabujong, an dem Küstenorte gleiches Namens, und einige andere ziehen an unserm Auge vorüber. Die Gewässer dieser Gegend sind wenig von Schiffen besucht. Einzelne arabische Schiffe, die, von Bengalen kommend, an den Küstenorten englischen Kattun, bengalische Zwiebeln (die von besonderer Güte sind, so daß sie roh gegessen werden können), sowie andere Produkte absetzen, kreuzen an diesem einsamen Strande umher. Schon von ferne erkennt man sie an der nachlässigen Befestigung ihrer Segel und des Tauwerkes.

Sobald man an die ausgestreckte und mit kleinen Malayendörfern besetzte Insel Pulo Illah kommt, wird der Vulkan Lubu Radscha sichtbar. Er ist ein Doppelberg, dessen Höhe 5800 Fuß beträgt und an dessen Abhängen noch rauchende Kegel sich erheben. Die Hochebene Sipirok, welche sich vom Fuße dieses Berges bis zu dem 7 Meilen nördlicher liegenden Dolog-Dsaut ausbreitet und von Battaern bewohnt ist, liegt in einer mittlern Höhe von 2800 Fuß. Auf ihr herrscht eine mittlere Temperatur von 16° R. Die steile Küste dieser Gegend steigt mauerartig aus der schäumenden Brandung und wird nur bisweilen durch ein kleines Stück eines niedrigen Küstenstriches unterbrochen. Endlich erreicht man unter 1 Grad 36 Minuten n. Br. das Kap Batu Mana, von welchem aus sich eine Bucht, die Bai von Tapanoli, in's Land hineinzieht.

Außer der Bai von Rio Janeiro, die, länglich und schmal, von Granitfelsen umgeben, in ihrem Hintergrunde die von riesigen blauen Bergen überragte Stadt zeigt, ist jene von Tapanoli die schönste, die ich je gesehen habe. In der geräumigen, mit zahlreichen felsigen Inseln besetzten Bucht, deren Ränder sich an die sumatranischen Centralgebirge anschließen, könnten wol die vereinigten Flotten aller seefahrenden Nationen gegen Wind geschützt vor Anker liegen.

Das oben erwähnte Kap Batu-Mana bildet die südwestliche Grenze der Bai. Von dem gegen Norden den Eingang der Bai begrenzenden Vorgebirge Batu-Borro ist es gerade zwei geographische Meilen entfernt. Innerhalb dieser beiden Felsenvorsprünge erweitert sich die Bai derart, daß sie in ihrem Innern in der größten Ausdehnung von Süd nach Nord $4^1/_2$ geographische Meilen beträgt und eine durchschnittliche Tiefe von $1^1/_2$ geographischen Meilen hat. Außer dem genannten Kap befinden sich noch im Innern der Bai fünf Gebirgsvorsprünge. Ein kaum dreiviertel Meilen im Umfang messendes Inselchen würde ich kaum der Erwähnung für werth erachtet haben, wenn nicht gerade dort die Niederlassung der Holländer und die Garnison sich befände. Ein kleines, auf einem Hügel gelegenes, mit etwa acht Kanonen versehenes Fort beherrscht die Insel, welche den Namen Pulo Pontschang Kitschil, d. h. die Insel Klein-Pontschang trägt. Hundert Mann mit einigen Offizieren und einem Arzt machen die Besatzung aus. Außer dem Militär wohnt auf dem Eiland noch ein Resident, welcher die Verwaltung über die den Holländern unterworfenen Battaer führt, in deren Gebiet wir uns befinden.



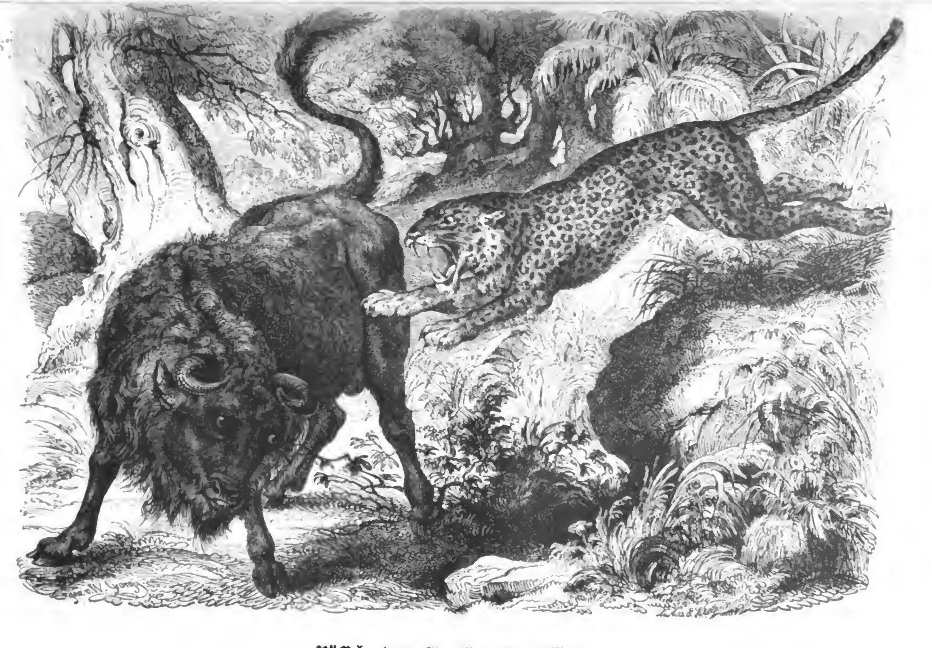
Das zweihornige Rhinozeros.

Mit Recht wird man beim Anblick der an verschiedenen Seiten der Küste sich erhebenden und leicht zu vertheidigenden Hügel, neben welchen sich zahlreiche Quellen und Bäche in das Meer stürzen, sowie der größeren, weit anmuthigeren Inseln der Bai, fragen, weshalb gerade dieses unansehnliche, wasserarme und deshalb weniger gesunde Eiländchen zum Sitze der holländischen Niederlassung gemacht wurde. Auf meine deshalb eingezogenen Erkundigungen konnte mir keine befrie-

digende Auskunft hierüber ertheilt werden. Wir sehen auch hier, wie man dies an noch mehr Orten zu beobachten Gelegenheit hat, daß der Holländer bei Anlegung von Faktoreien, Gründung von Städten und Niederlassungen die gebirgigen und gesunderen Gegenden meidet und die niederen, flachen Orte aufsucht, die an das heimatliche Dorado erinnern. Indessen hatten vor den Holländern auch die Engländer auf dem kleinen Pontschang eine Niederlassung, sowie man auch schon während meines dortigen Aufenthaltes mit dem Plane umging, auf dem nahen Kap Siboga eine Niederlassung zu gründen, wohin sich das Militär und die Beamten zu Pontschang begeben sollten. Dieses Unternehmen hat nicht nur wegen des weit gesunderen und für die Besatzung und die Beamten zweckmäßigeren Aufenthaltes an den festen Küsten, sondern auch in administrativer und politischer Hinsicht größere Vortheile. Ich verweilte in der schönen Bai Tapanoli zu verschiedenen Zeiten sowol mit der Korvette „Boreas" als den Schoonern „Daphne" und „Egmont" und der Brigg „Zwaluw", und da ich öfter kleine Exkursionen nach den Küsten und in das Innere machte, so hatte ich Gelegenheit, die interessante Natur des Landes genauer kennen zu lernen, als mancher flüchtig Durchreisende. Einmal bietet Sumatra's Thierwelt Vieles, was auf den übrigen ostasiatischen Inseln nicht zu finden ist, und dann zeichnet sich unter den Menschen wieder das merkwürdige Volk der Battaer aus. Namentlich sind Java's und Sumatra's Thierwelt gründlich von einander verschieden, was allein schon durch das Vorkommen des Elephanten auf Sumatra ausgesprochen wird. Sumatra besitzt ferner einen Tapir und das zweihörnige Rhinozeros (**Rhinoceros bicornis**). Schon die zwei Hörner unterscheiden diese plumpen Geschöpfe von dem auf Java heimischen, nur ein Horn tragenden Thiere; außerdem wird es noch durch starke Schilder und tiefe Hautfalten, sowie dadurch charakterisirt, daß es die Schneidezähne nicht verliert, was bei andern Rhinozeros-Arten der Fall ist, wenn auch seine Lebensweise von diesen nur wenig abweicht. Auch einen eigenen wilden Hund (**Canis sumatrensis**) besitzt die Insel, von dem keineswegs angenommen werden darf, daß er nur ein verwilderter Sprößling unseres gewöhnlichen Haushundes sei.

Auch der schöne seltene Nebelpanther oder Rimau Dahan (**Felis macroscelis**) ist ein echter Bürger Sumatra's. Die Grundfarbe seines Pelzes ist aschgrau mit verwachsenen unregelmäßigen Flecken. Sein Haar ist länger als bei andern Katzenarten und wunderbar fein. Die Eingeborenen versichern von diesem erst seit neuerer Zeit den Zoologen näher bekannt gewordenen Thiere, daß es nicht sehr wild sei und sich meistens von kleinen Säugethieren und Vögeln nähre, namentlich aber gern den Haushühnern nachgehe. Es wird behauptet, daß es den größten Theil seines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auf seine Beute laure und als geschickter Kletterer sie namentlich in den Aesten verfolge. Erscheint so der Nebelpanther im Ganzen wenig gefährlich, so machen seine beiden Verwandten, der Königstiger und gewöhnliche Panther, die beide auch auf Java vorkommen, desto mehr von sich reden.

Wie die erste mächtige Katze auf Java ihre Raubzüge ausführt und Menschen wie Thiere überfällt, so verschont sie eben so wenig Sumatra und ist dort in



Büffel, vom Panther überfallen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

der Nähe mancher Orte zur förmlichen Landplage geworden, auf deren Ausrottung schon Preise ausgesetzt wurden.

Wenn auch nicht dem Menschen, so wird doch dem Vieh namentlich der Panther gefährlich, der oft mit den Büffeln wüthende Kämpfe ausführt und sie nicht selten übermannt. Auch die Vogelwelt Sumatra's bietet manches von Java Abweichende, was aber beiden Inseln zugleich angehört, ist auf Sumatra kräftiger von Wuchs, prächtiger und reiner von Farbe.

Weit mehr aber als die Thierwelt zogen mich die Landeingeborenen an und unter diesen vor allen wieder das Volk der Battaer, nach deren Dörfern ich wiederholt Ausflüge machte, sowie auch öfter eine Anzahl Radscha's aus dem Innern der Batta-Länder nach Pontschang kam, um sich mit dem Residenten zu besprechen, wodurch ich Gelegenheit hatte, dieses Volk in physiologischer und ethnographischer Beziehung, und zwar nicht wie ein auf schneller Durchreise begriffener Fremdling, sondern mit Muße zu beobachten. Die folgenden Skizzen dürften daher nicht ohne Interesse sein.

Unstreitig bietet eine Schilderung der Battaer in ethnographischer Hinsicht dem denkenden Leser nicht nur Befriedigung seiner Wißbegierde, sondern, was weit wichtiger ist, sie wird ihm Wahrheiten zur Anschauung bringen, die für das Leben der Völker wie des Einzelnen von hoher Bedeutung sind. Man wird vorzüglich erkennen, daß nichts für den Menschen in seiner individuellen und staatlichen Entwickelung schädlicher ist, als der moralische und geistige Stillstand, der noch durch enge Abgeschlossenheit und Mangel an Aufmunterung und Nacheiferung von außen verstärkt wird. Sobald nämlich das geistige und sittliche Streben nach höherer Entwickelung schweigt, gewinnt die sinnliche Lust, die sittliche Verderbtheit, das Laster in allen seinen häßlichen Gestalten die Ueberhand und bemächtigt sich des Menschen, so daß er in vieler Hinsicht unter dem Thiere steht, das kraft der Vormundschaft der schöpferischen Natur sich innerhalb der ihm gesteckten Grenzen bewegen muß.

Die Battaer bewohnen vorzüglich die Hochebenen von Tobah, Sipirok, Sikunna und erstrecken sich nördlich bis über Sinkel, wo das Pupa- und Dura-Gebirge die Grenze zwischen ihnen und den Atschinesen bildet. Im Süden reichen sie bis in die Gegend von Ajer Bangis. Die holländischen Niederlassungen und Befestigungen sind bereits bis innerhalb ihrer Grenzen gerückt. So sind das Fort Elout, die Niederlassungen zu Rau und die Küstengegenden von Tapanoli von den Dörfern der Battaer umgeben. Mit Ausnahme etwa der Bai von Tapanoli finden wir aber die Battaer nur im Innern des Landes seßhaft, die Küsten haben sie seit undenklichen Zeiten gemieden, während die Malayen dieselben einnahmen. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, daß die Battaer auch wenig Handel mit anderen Völkern treiben und sich nie auf den Ozean wagen, charakterisirt sie schon als ein abgeschlossenes, eigenthümliches Volk. Noch jetzt ist es jedem Battaer verboten, sein Land zu verlassen. Jeder, der nur die entfernteste Lust zeigt, sich in's Ausland zu begeben, geräth in den Verdacht der Landesverrätherei und wird, wie der im Verdacht der Auskundschaftung stehende Fremde, nach dem Adat mit dem Tode

bestraft, der in der Regel nicht abgekauft werden kann. Eine traurige Anwendung dieses Gesetzes geschah im Jahre 1855 bei zwei katholischen Missionären, die für Spione angesehen, getödtet und verzehrt wurden. Dennoch ist die Schwierigkeit, in's Innere des Landes zu dringen, für Reisende mit einem muthigen Gefolge nicht sehr groß. Denn ist einmal der Battaer überzeugt, daß der Zweck der Reise kein politischer, sondern Befriedigung der Neugierde ist, so legt er dem Fremdling nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern zeigt sich selbst gastfreundlich und zuvorkommend. Zu einer solchen Ueberzeugung bringt man den Battaer, wenn man sich mit dem Radscha eines Küstendorfes bespricht und ihn ersucht, einen Boten bis zum nächsten befreundeten Dorfe mitzuschicken, welchen Dienst die Majestät selbst für eine Flasche Branntwein oder ein altes Gewehr versieht. Bei der Ankunft im nächsten Dorfe hält der Protektor an seinen Kollegen eine Ansprache, worin mit vielem Wortgepränge — denn auch der Battaer liebt, wie der Malaye, lange Reden — erklärt wird, daß der Fremdling freundliche Gesinnung hege und auf die Gastfreundschaft der Landesbewohner rechne. Der Radscha des nächsten Dorfes sorgt dann für die Empfehlung des Schützlings an die Bewohner des folgenden Dorfes. Aber auch ohne solche Empfehlungen kann man einen großen Theil der Batta-Länder bereisen, nur wird man etwaigen räuberischen Anfällen mit Kühnheit entgegentreten müssen, die dem feigen Battaer allemal Achtung abzwingt.

Der Battaer zeigt in seinem Körperbau und seinen Gesichtszügen unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Malayen, welchem Volksstamme er auch meiner Ansicht nach einst angehörte. Es scheint jedoch schon vor vielen Jahrhunderten eine Trennung des Batta-Stammes von den Malayen in politischer und sozialer Hinsicht stattgefunden zu haben. In der Schädelbildung und in den Gesichtszügen sind übrigens einige Verschiedenheiten beider Völker von einander zu bemerken. Unter den Battaern findet man häufig braune, ja selbst in's Blonde fallende Haupthaare, sowie die Hautfarbe etwas heller, als jene der malayischen Küstenbewohner ist. Die hervorstehenden Backenknochen der letzteren treten bei dem Battaer zurück und machen einem mehr ovalen Gesichte Platz. Ebenso findet man seltener die eingedrückte Nase, den wulstigen Mund, wodurch eine Annäherung zur indo-kaukasischen Rasse wahrnehmbar wird. Es berechtigen uns aber diese Abweichungen in der Gesichts- und Schädelbildung der Battaer und der Malayen nicht, eine ursprüngliche Verschiedenheit beider Völker anzunehmen. Nicht unmöglich ist es, daß die Battaer vor Zeiten eine Beimischung von Hindu-Blut erhielten, in Folge deren ihr Typus ein dem indo-europäischen mehr ähnlicher wurde. Sie selbst halten sich für die ersten Einwanderer aus dem Osten und glauben, ihr Reich sei, wie China und Rum, ein Theil von dem Alexanders des Großen.

In der Batta-Sprache, die übrigens mit der malayischen sehr verwandt ist und sich zur letzteren wie die holländische und dänische Sprache zur deutschen verhält, findet man eine größere Anzahl von Wörtern mit indischen Wurzeln als im Malayischen. Besonders enthält die Vulgärsprache (Hata Tohop) mehr Sankrit, als die dem Malayischen ähnlichere Hofsprache (Hata-itan).

Zur Vergleichung der malayischen und der Batta-Sprache wollen wir hier eine Anzahl häufig vorkommender Wörter nebst Beifügung der deutschen Uebersetzung anführen:

Deutsch.	Malayisch.	Battaisch.	Deutsch.	Malayisch.	Battaisch.
Wasser	ajer	aik	trinken	menom	minom
Feuer	api	api	suchen	tjari	tjalei
Stein	Batu	Batu	eins	satu	sada
Oel	merjak	miak	zwei	dua	dua
Holz	Kaju	haju	drei	tiga	tollu
Ecke	Utjong	Vdang	vier	ampat	oppat
Auge	mata	mata	fünf	lima	lima
Nase	idong	aigong	sechs	anam	annam
Haar	rambut	obu	sieben	tudju	wittu
Zähne	gigi	ningi	acht	telapan	wallu
Hand	tangan	tangan	neun	sembilan	sembilan
Sonne	Matahari	Matahari	zehn	sepulu	sapulu
Ohr	Kuping	Suping	Pflanze	Ojot	Duhut
Löffel	Sindak	Sondok	Kokosnuß	Kalapu	Krampi
Tag	Ari	hari	Reis	Bras	Dahano
kurz	pendek	pondok	Fisch	Ikan	Dakai
dünn	tipis	na-nipis	Schwein	Babi	babi
wohlfeil	murra	momo	Monat	Bulan	Bulan
theuer	mahal	maul	Gott	Allah-talah	Daibatta.
essen	makan	mangan			

Die Battaer haben auch eine eigene Schrift, die von jener der übrigen Völker des Archipels verschieden ist. Als Papier gebrauchen sie weichen jungen Bambu. Zum Schreiben von Briefen, Verträgen und anderen Schriftstücken benutzt man Bambu von kleinerem Umfang, während für größere literarische Erzeugnisse die innere Rinde des Dammar-Baumes gebraucht wird. Diese wird in einer Länge von 2—3 Ellen und einer Breite von 1/2—1 Fuß abgeschält, getrocknet, mit einem hölzernen Hammer plattgeschlagen und mit Reiswasser bestrichen. Als Federn dienen die steifen Stengelchen, die sich in dem Idschu genannten Stoff unter den Blattstielen der Zuckerpalmen finden. Der mit Zucker vermengte dunkle Saft des Dammar-Baumes wird als Tinte benutzt. Die langen Papierstreifen werden in viele kleinere Stücke zusammengefaltet und die äußern Blätter mit schwarz angestrichenem Holze belegt, so daß das Ganze einem Buche ähnlich sieht. Die Zahl derer, welche lesen und schreiben können, übersteigt die Derjenigen, welche es nicht verstehen, bei weitem. Die Battaer schreiben mit einem eigenthümlichen Alphabete und eigenen Vokalen, ohne Trennung der Worte, von unten nach oben, und die Reihen laufen von links nach rechts. Der Gebrauch von unten nach oben zu schreiben, mag von dem gewöhnlich als Papier verwendeten Bambu herrühren, dessen cylinderförmige Gestalt die Schrift mit wagrechten Linien unbequem macht.

Die Form der Batta-Buchstaben ist in den folgenden Typen dargestellt:

Anfangsbuchstabe bei einem mit einem Vokale beginnenden Worte.
= h
= m
= n
= r
= t
= s
= p
= l

= g
= dem englischen j in joke
= d
= ng in „Ding“, „Wange“
= b
= w
= j
= ng oder n
= i
= u

Jeder dieser Buchstaben, mit Ausnahme der letzten beiden, wird für sich stehend mit dem Vokal a ausgesprochen, wie = hara. Um den Buchstaben mit einem anderen Vokale auszusprechen, werden verschiedene Zeichen gebraucht, deren Anführung uns aber von unserm Zwecke, den Leser mit der battaischen Schrift im Allgemeinen bekannt zu machen, zu weit abführen würde.

Die Battaer haben verschiedene Bücher, gewöhnlich astrologischen Inhalts. Am Anfange derselben sieht man häufig sonderbare Figuren gezeichnet, die Skorpione, Krokodile und andere schädliche Thiere vorstellen. Manche Buchstaben sind mit rother oder blauer Farbe geziert.

Die Dörfer der Battaer zeichnen sich im Allgemeinen durch ihre Unreinlichkeit aus. Die einzelnen Häuser sind, wie die der Malayen, auf Pfählen gebaut. Das Erdgeschoß bewohnen die Schweine, Hunde, Ziegen und Affen. Die Pisangstaude, Kokospalmen und andere Fruchtbäume fehlen in der Umgebung des Hauses und des Dorfes, denn der Battaer pflanzt seine Fruchtbäume nur in seinen Ladangs (unbewässerten Reisfeldern). Doch schafft sich die thätige Tropennatur Rath gegen die mit schädlichen Ausdünstungen erfüllte Luft und läßt häufig wildes Gesträuch mit üppigem Blätterwerk in den Zwischenräumen aufsprießen, so daß die durch Unreinlichkeit ungesund gewordene Luft durch die Pflanzen wieder gereinigt wird. Naht man sich am kühlen Morgen dem Batta-Dorfe, wie ich solches öfter bei Ausflügen nach Tapanoli und landeinwärts nach dem vom Flusse Batangtaroh durchschnittenen Gebirge that, so hört man schon von ferne außer dem Krähen der Hähne noch das Stoßen des im ausgehöhlten Block (Cossung) für das Bedürfniß des Tages gestampften Reises, welches, taktmäßig erfolgend, an das Dreschen erinnert, das während des Herbstes und Winters aus unseren heimatlichen Dörfern dem Wanderer entgegentönt. Gewöhnlich umfassen die Dörfer 15—20 Häuser, die, mit steilen Dächern versehen, 20—60 Fuß Höhe haben. Der Aufgang zur Wohnung, die gewöhnlich aus einem großen Zimmer besteht, wird durch eine Leiter vermittelt, die des Nachts aufgezogen wird, so daß das Haus eine kleine Festung bildet. Aber nicht blos das Haus des Battaers, auch

das ganze Dorf kann man als ein Fort betrachten, denn es ist mit Pallisaden umgeben und stachlige Bambugebüsche sind in doppelten Reihen gepflanzt, welche den kühnen Eindringling verwunden und ihn wehrlos gegen die von innen auf ihn gerichteten Angriffe machen. Diese Einrichtungen deuten schon auf ein feindseliges Verhältniß der verschiedenen Kampongs unter sich, und in der That sind die einzelnen Dörfer sehr häufig in Kriege gegen einander verwickelt. Die geringfügigste Ursache kann Anlaß zum Krieg geben. In der Regel sind es Beleidigungen, begangene Morde, auch Schuldforderungen, welche die feindliche Haltung zweier Dörfer gegeneinander veranlassen. Sobald die Feindschaft ausgebrochen ist, getraut sich kein Dorfbewohner ohne bewaffnete Begleitung aus den sicheren Pfählen hinaus; denn in der Regel suchen die Gegner sich im Hinterhalte zu überfallen und zu tödten. Selten kommt es zum Handgemenge auf freiem Felde, und selbst in diesem Falle halten sich die streitenden Parteien in respektvoller Entfernung von einander. Die feindliche Haltung zweier Dörfer kann oft Jahre lang dauern und mit der gänzlichen Verarmung beider Parteien, sowie Aufreibung der Einwohnerschaft enden.

Aus dem Umstande, daß die einzelnen Dörfer sich gegenseitig bekriegen, geht hervor, daß sie, gegenwärtig wenigstens, durch keine politische Vereinigung verknüpft sind, sondern daß jedes Dorf einen kleinen Staat für sich bildet. Der Radscha des Dorfes ist die höchste Person, der jedoch nur eine sehr beschränkte Gewalt über die Dorfbewohner eingeräumt ist. Seine Vorrechte bestehen hauptsächlich darin, daß er Anführer im Kriege ist und die Zusammenkünfte der Gemeindemitglieder im Balei oder Gemeindehause anordnet. Bestimmte Einkünfte genießt er nicht, doch bauen ihm die Dorfbewohner sein Haus, das aus Brettern besteht und höher ist als die Wohnungen der übrigen Dorfbewohner. Diese Unabhängigkeit der einzelnen Dörfer und ihr Bestehen als selbständiger Staat datirt sich aber erst aus neuerer Zeit. Früher hatten die Battaer allerdings Könige, und damals mag es überhaupt um den politischen und sittlichen Zustand des Volkes besser gestanden haben. Noch im vorigen Jahrhundert war das Batta-Land in drei Fürstenthümer getheilt, nämlich in jenes von Simamora, Batu Salindong, und Batu Gopit. Die Macht der Fürsten scheint aber durch die untergeordneten Vasallen und Dorfhäuptlinge sehr beschränkt gewesen zu sein, bis sich endlich letztere ganz unabhängig machten und der ganze Staatskörper in lose Trümmer zerfiel.

Der Battaer steht dem Malayen in der industriellen Thätigkeit bei weitem nach, und insbesondere entbehrt er jede Anregung für die Industrie in ihren verschiedenen Abzweigungen, sowie überhaupt für geistige Thätigkeit, Handel, Verkehr und Schifffahrt. Dennoch sehen wir den Battaer in Schmiedewerkstätten seine Waffen verfertigen, die in Gewehren mit Schlössern oder Lunten, in Lanzen mit eisernen Spitzen und langen Messern bestehen. Auch sein Schießpulver macht sich der Battaer selbst, und zwar holt er den Salpeter aus der Erde unter alten Häusern. Dieser hier gewonnene Salpeter ist freilich nicht rein, sondern mit Ammoniak-Salzen vermengt, doch ist er für den Gebrauch genügend.

Die Erzeugnisse der Battaer lernt man am besten an den wöchentlich an manchen Orten abgehaltenen Markttagen kennen. Zu Tapanoli ist gewöhnlich am Mittwoch Markttag, und an solchen Tagen ziehen aus verschiedenen Gegenden Käufer und Verkäufer dahin, so daß es von Fremden wimmelt. Merkwürdig fand ich es, daß die Männer sämmtlich bewaffnet erscheinen, was doch gegenseitiges Mißtrauen voraussetzt. Zwar gebietet es die Sitte, daß an solchen Tagen jede Fehde unter streitenden Parteien aufhört und die sonst feindlich im Kampfe sich Gegenüberstehenden hier ihre Geschäfte ruhig, ohne sich gegenseitig zu belästigen, ausführen können; trotzdem aber kommt es nicht selten zu Streitigkeiten und oft zu meuchlerischem Morde.

Auf dem Markte werden Geschirre verschiedener Art, Messingpfeifen, Tabak, Benzoë, Kampher, Waffen, blaue und rothe Zeuge, Idschu, Cassia, Elfenbein und andere Landeserzeugnisse verkauft. Was das Elfenbein betrifft, so könnte der Handel in diesem Artikel auf Sumatra weit bedeutender sein, da die Elephanten in vielen Gegenden der Insel in großer Zahl gefunden werden, doch hat man dieses Thier, von welchem man auf dem asiatischen Kontinent so bedeutenden Nutzen zu ziehen weiß, auf dem Indischen Archipel bis jetzt noch gar nicht als Hausthier benutzt. Es wäre höchst wünschenswerth, wenn die holländische Regierung in dieser Hinsicht anregend auf die Bevölkerung wirken würde. Die Einwohner Sumatra's tragen die Erzeugnisse ihres Bodens, namentlich auch Reis, Kaffee, Zucker, bei Ermangelung von Landstraßen über die Gebirge nach dem Strande auf ihrem Rücken, während die Elephanten nach gehöriger Abrichtung ihnen diese Mühe abnehmen könnten.

Die holländische Regierung hat in neuester Zeit auch angefangen, die in der Nähe ihrer Niederlassungen wohnenden Battaer zur Kultur von Kolonial-Produkten anzuhalten, und hat der zu Pontschang wohnende Resident von Tapanoli für die Thätigkeit der Battaer in dieser Hinsicht zu sorgen. Die erzeugten Produkte werden, wie auf Java, für einen bestimmten Preis den Regierungs-Magazinen eingeliefert. So gering indessen die Quantität der Produkte ist, die ein jedes Dorf zu liefern hat, und so sehr die Mühe des Bebauers durch gute Bezahlung belohnt wird, so betrachtet der Battaer doch auch diese Arbeit als eine unerträgliche Last, der er sich zu entziehen wünscht. Nur sehr langsam wird es der Regierung gelingen, den Battaer zur Arbeit und zu einer höhern sittlichen Entwickelung zu bringen.

Auffallend mag es sein, daß ein Volk von gutmüthigem Charakter, welches dem Ackerbau und der Industrie nicht fremd ist, eine originelle Schrift und eine, wenn auch sehr ärmliche Literatur besitzt, und bei welchem — was sehr bemerkenswerth ist — die Mehrzahl der männlichen Bevölkerung des Lesens und Schreibens kundig ist, daß ein solches Volk der fürchterlichen Sitte der Menschenfresserei ergeben ist. Bevor wir über deren Ursprung und die Art, wie sie gegenwärtig noch ausgeführt wird, sprechen, wollen wir noch Einiges von der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen dieses räthselhaften Volkes anführen, woraus vielleicht geschlossen werden kann, daß das Batta-Volk als ein entarteter Stamm zu betrachten ist, der, einst einer höheren Kultur theilhaftig, durch Abschließung von den Nach-

barvölkern und durch Vernachlässigung der geistigen Fortbildung allmälig zu dem tiefsten Grad menschlicher Verkommenheit gesunken ist.

Das Batta-Volk liefert dem Studium der sozialen Verhältnisse wichtige Lehren; sein gegenwärtiger Zustand zeigt die Nothwendigkeit des Völkerverkehrs zur Aufrechthaltung einer gewissen sittlichen Höhe, wenn nicht bereits durch andere Institutionen bei kultivirten Völkern für die sittliche Verbesserung gesorgt ist. Wir sehen ferner, daß ein Stehenbleiben in der Kultur nicht wohl möglich ist und daß ein Volk, welches nicht vorwärts schreitet, unvermeidlich Rückschritte thut.

Frägt man den Battaer nach seinen Voreltern, nach den Dingen, die sich in früheren Zeiten zugetragen, und auf welche Weise sein Volk zu den gegenwärtigen Zuständen gekommen, so weiß er darauf nur Unbestimmtes zu antworten, aus dem jedoch so viel hervorzugehen scheint, daß er eine längst dahin geschwundene glücklichere Zeit beklagt. In alten Tagen, erzählt er, war die Welt (wahrscheinlich das Batta-Volk) glücklich. Alles lebte in Friede und Eintracht. Aber da kam der böse Geist (**Begu Nolalain**) und streute Zwietracht zwischen die Bewohner der einzelnen Dörfer, so daß sie Kriege führten und sich unter einander aufzehrten. Nach dieser unter den Battaern verbreiteten Sage scheint in früheren Jahrhunderten ein einiger Battaer-Staat mit vernünftigen Einrichtungen bestanden zu haben. In der That ist wahrscheinlich, daß erst durch die Kriege der einzelnen Dörfer gegen einander und endlich durch die Wuth, den Durst nach Rache und insbesondere durch die Versunkenheit in sinnliche Lust der Kannibalismus entstanden ist. Laut den Berichten europäischer Reisender bestand dieser letztere bei den Battaern schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Nicolo di Corti berichtet uns vom Jahre 1449: „In einem gewissen Theile dieses Eilandes (Sumatra), genannt Batach, ißt das Volk Menschenfleisch. Sie sind beständig im Kriege mit ihren Nachbarn, bewahren die Skelette ihrer Feinde als Kleinode, gebrauchen sie wie Geld, und Derjenige wird für den reichsten Mann gehalten, der die meisten Skelette von Feinden besitzt."

Auf eine früher bestandene höhere Kultur deuten auch noch die durch Ueberlieferung bekannten und noch jetzt zur Richtschnur dienenden Gesetze (**Adat**).

Wir haben oben durch die Aehnlichkeit der Batta-Sprache mit der malayischen es als wahrscheinlich hingestellt, daß die Battaer einen Theil des Malayen-Volkes ausmachten. Wir finden in der That bei den Battaern alle jene üblen Eigenschaften in verstärktem Grade wieder, welche den Malayen zur Last gelegt werden. Sehen wir uns zuerst in den häuslichen Verhältnissen um. Wenn schon der Malaye sein Weib nicht allzu schonend behandelt, so finden wir bei dem Battaer das weibliche Geschlecht unter allen Verhältnissen zur Sklaverei verurtheilt. Dem Manne steht es frei, seine für eine gewisse Summe vom Schwiegervater gekaufte Frau wieder zu verhandeln und mit ihr überhaupt nach Willkür zu verfahren. Es hat mich unangenehm überrascht, die Frauen der Battaer auf dem Felde arbeiten zu sehen, während die Männer dem Spiele sich überließen oder aus ihren großen kupfernen Pfeifen rauchten. Der tyrannische Ehemann steht nicht einmal auf dem Felde mit seiner Flinte Schildwache, um die arbeitenden Frauen vor den Ueberfällen von

Tigern zu schützen; erstere müssen unter großen Körben ihre Arbeiten verrichten, welche in der Regel Schutz gegen die Tiger bieten. Da nämlich dieses Raubthier sein Opfer durch einen Sprung aus dem Hinterhalte überfällt und sich sogleich zurückzieht, wenn der erste Ueberfall mißlang, so geschieht dies auch in dem Falle, wenn seine Tatzen wol den Korb, nicht aber die darunter befindliche Frau ergriffen. In Fällen von Ehebruch wird der Mann mit dem Tode bestraft, die Frau hingegen wird als Sklavin verkauft. Wir ersehen aus diesem eigenthümlichen Gesetze, daß nur der Mann als zurechnungsfähig, die Frau hingegen als willenlos betrachtet wird.

Die Sklaverei ist bei den Battaern allgemein eingeführt. Für eine verhältnißmäßig geringe Summe kann Jemand in den Fall kommen, seine Person verpfänden zu müssen und seinem Gläubiger als Sklave zu dienen.

Merkwürdig ist das Verbot des Verkaufes von Grundstücken bei den Battaern, wodurch in jeder Familie eine Art Fideicommiß besteht, indem bei einem Sterbefalle nur die Erben in den Grundbesitz des Verstorbenen treten dürfen, welche ihrerseits das Erworbene zeitlebens behalten müssen. Ein solches, den Besitz in einer Familie sicherndes Gesetz kann nur die Folge eines langen, civilisirten Völkerlebens sein. Viele Erfahrungen über die Verarmung durch Entäußerung der Grundstücke führten zu diesem Gesetz, das neuerdings unsere Vermuthung befestigt, daß früher eine höhere Kultur und stärkere Bevölkerung unter den Battaern vorhanden war. Denn nach der jetzigen Bevölkerung des Batta-Landes, das sehr fruchtbar und gemäß seines Aequatorial-Klimas einer beständigen Bebauung fähig ist, hat man eine solche Vorsicht zur Verhütung von Verarmungen nicht nöthig. Letztere treten vielmehr gegenwärtig häufig in Folge der ewigen Fehden und durch die Trägheit der Bewohner, die ihre Felder brach liegen lassen, ein. Nach den von mir vielfach eingeholten Erkundigungen und nach den annäherungsweise in holländischen Journalen angegebenen Schätzungen, mag die Einwohnerzahl der Batta-Länder nicht mehr als 200,000 Seelen betragen, welche auf einem Terrain von 800 Quadratmeilen vertheilt sind, so daß auf eine Quadratmeile ungefähr 250 Menschen kommen, während das Land, nur mäßig gut bebaut, die zehnfache Einwohnerzahl ernähren könnte, selbst wenn man die höhern Gebirgsländer abrechnet. Denn von den genannten 800 Quadratmeilen sind gegenwärtig nur etwa 65 wirklich angebaut, so daß eine Quadratmeile 2460 Menschen ernährt. Hingegen finden sich in den Batta-Ländern über 150 Quadratmeilen Land, welche die Merkmale eines alten Kulturbodens an sich tragen und jetzt mit Alang oder Gesträuch bewachsen sind.

Außer den die Bevölkerung aufreibenden Kriegen waren es auch die Malayen, welche einen Theil der Batta-Länder unterjochten und die Einwohner mit Härte und Grausamkeit behandelten. Wenn man von Siboga östlich über die 2000 Fuß hohen, das Thal von Batang toruh begrenzenden Gebirge, welche der Fluß gleiches Namens durchströmt, kommt, so gelangt man in ein reizendes, viele Meilen von Südwest nach Nordost ziehendes Thal, welches gegenwärtig unbewohnt ist, aber noch im Anfange dieses Jahrhunderts zahlreiche Dörfer in sich schloß. Die

Bevölkerung wich den Bedrückungen und Beraubungen der Malayen, welche einen großen Theil der Ernte für sich in Anspruch nahmen, die muthigsten Männer zu Sklaven machten und die Frauen schändeten.

Die oben erwähnten, den Frauen aufgebürdeten Feldarbeiten, wozu noch die häuslichen Geschäfte kommen, müssen dieselben auch während der Schwangerschaft verrichten. Nur den Frauen des Radscha's wird es vergönnt, vom siebenten Monate an zu Hause zu bleiben und sich der schweren Arbeiten zu enthalten. Hebammen kennt man bei den Battaern nicht. Bei der Geburt, die in der Regel leicht von Statten geht, helfen einige Nachbarinnen. Wenn das Kind zur Welt gebracht ist, erhält die Frau ein kleines Geschenk von ihrem Manne. Einige Feierlichkeiten finden bei der Namengebung statt, welche gewöhnlich am vierten Tage nach der Geburt erfolgt. Das Kind wird in Begleitung der meisten Dorfbewohner zum nächsten Bach getragen, dort gewaschen, und der Vater spricht den Namen des Kindes, den es fortan trägt, laut und deutlich aus. Was die Erziehung der Kinder anlangt, so lernen diese das Meiste eigentlich nur durch den täglichen Umgang mit den Dorfbewohnern und insbesondere in den öffentlichen Versammlungen, welche sie schon, wie die Malayen, im Knabenalter besuchen. Die Kenntniß von den Adats (Gesetzen, Gebräuchen), sowie der Gebrauch der Waffen ist das Wesentlichste, was ein Batta-Knabe sich anzueignen hat, und dies erlernt er gleichsam spielend. Anders verhält es sich mit der Schreibkunst. Die Radscha's und die reichern Bewohner schicken zu einer Zeit, wo der Sohn oder die Tochter in's reifere Alter gelangt, zu einem Manne, der im Rufe steht, die Schreibkunst besonders zu verstehen. Der nöthige Unterricht dauert zwei bis drei Monate, nach deren Ablauf die literarischen Studien des Battaers vorläufig beendet sind.

Größer als die Ceremonien bei der Geburt, sind die bei einem Sterbefall. Stammt der Verstorbene aus keiner angesehenen Familie, so wird er schon am vierten Tage nach dem Tode begraben, und zum Leichenschmaus wird ein Schwein oder einige Hühner geschlachtet. So sehr ist der Battaer den sinnlichen Genüssen ergeben, daß er selbst den Tod der nächsten Angehörigen, der den tiefsten Eindruck auf die meisten Menschen macht, zur Befriedigung seiner Gefräßigkeit benutzt. Ist der Verstorbene der Radscha eines Dorfes, und war er nicht reich, so bleibt er einen Monat über der Erde. Die Weiber heulen täglich ein paar Stunden in und vor dem Hause; am Begräbnißtage werden ein oder einige Karabauen geschlachtet, welche die Leidtragenden verzehren, und nicht leicht findet sich ein Beispiel, daß der Schmerz der Hinterbliebenen über den erlittenen Verlust ihren Appetit vermindert hätte. Ein angesehener, über ein großes Dorf gebietender und mit mehreren Kollegen in Verbindung stehender Radscha bleibt so lange nach seinem Tode unbegraben, bis der an seinem Sterbetage ausgesäete Reis zur Reife gelangt ist. Von dem aus dem verwesenden Körper sich entwickelnden üblen Geruche werden die Hausbewohner jedoch nicht sonderlich belästigt, weil der gewöhnlich aus dem Stamme des Moschusbaumes (Durio Zibethinus) verfertigte Sarg fast hermetisch geschlossen ist. Der Stamm wird in der nöthigen Länge abgehauen, hierauf in der Mitte gespalten und jede Hälfte so weit ausgehöhlt, daß der mit Tüchern

umwundene Leichnam in der Höhlung Platz hat. Wenn die beiden aufeinander passenden Baumhälften den Leichnam in sich schließen, dann werden sie, mit Rotang fest umwunden, bis zur Beerdigung bewahrt. Das Begräbniß findet mit vielen Ceremonien statt. Eine große Zahl Karabauen wird geschlachtet, deren Hörner und Kinnbacken das Grab zieren. Bevor der Sarg in das Grab gesenkt wird, tritt der älteste Sohn oder der Bruder des Verstorbenen zum Sarg und spricht die Worte: „Jetzt wirst du nie mehr die Sonne sehen."

Aus Allem, was wir bis jetzt von den Battaern erzählten, wird man wol schon entnehmen können, daß sie nur sehr dunkle und verwirrte religiöse Begriffe haben. Dennoch läßt sich der einstige Einfluß der Hindu nicht verkennen, und es bestehen noch Nachklänge des freilich fast ganz verwischten Brahma- oder Buddhadienstes. Die Battaer haben eine Art Priesterstand oder Zauberer, Guru (ein bekannter indischer Name) geheißen. Diese Leute nehmen die Eide ab, verkündigen bei verschiedenen Unternehmungen die glücklichen oder fatalen Tage und bringen auch den Gottheiten Opfer. Als solche erkennen sie drei, nämlich Batara Guru, Sori-Pada und Mangalla-Bulang. Der erste ist der Herr des Himmels, der Vater aller Menschen und Schöpfer der Erde, welche Anfangs auf den Schultern und dem Haupte des Naga-Padoha ruhte. Als die Erde immer größer wurde, schüttelte der Träger das Haupt, so daß die Erde sank und nichts als Wasser übrig blieb. Da schickte Batara Guru seine Tochter Puti-Orla-Bulan in die niederen Regionen. Zugleich fiel des Gebirge Bakarra vom Himmel, um welches herum die Erde sich wieder von Neuem bildete. Die Erde wurde wieder von Naga-Padoha getragen und Batara Guru band ihm Hände und Füße fest, damit er seine Last nicht wieder fallen ließ.

Die zweite Gottheit hat über die Luft zwischen Himmel und Erde zu gebieten und die dritte über die Erde selbst. Außerdem giebt es noch allerlei Götter, und besonders böse Geister. Die letzteren sind die Ursache aller üblen Zufälle, und um ein Unglück abzuwenden, werden die Priester gefragt, welcher der bösen Geister es herbeigeführt und durch welches Mittel derselbe beschwichtigt werden kann. Die Antwort lautet stets dahin, daß ein Opfer gebracht werden muß, und zwar ein Büffel, eine Ziege, ein Pferd, ein Schwein oder Geflügel, je nach den Vermögensverhältnissen des vom Unglück Heimgesuchten.

Beim Tode, sagen die Battaer, entweicht die Seele aus den Nasenlöchern und wird durch den Wind weiter geführt, und zwar in den Himmel, wenn der Mensch hier tugendhaft gelebt. Im entgegengesetzten Falle kommt der Mensch in einen großen Kessel, der so lange dem Feuer ausgesetzt wird, bis Batara Guru verkündet, die Sünden seien gebüßt, worauf er den im Fegefeuer Gereinigten in den Himmel aufnimmt. Einst wird eine Zeit kommen, wo die Fesseln von Naga-Padoha gelöst werden, und die Erde wird zu Grunde gehen. Batara Guru wird dann die Seelen aller Guten zu sich nehmen, die der Bösen aber der Qual aussetzen.

Wenn der Battaer eines Verbrechens angeklagt wird und betheuert, unschuldig zu sein, so wird er bisweilen zur Ablegung eines Eides verurtheilt. Der Beklagte nimmt etwas Reis in den Mund und wünscht, es möge derselbe zu Stein werden

und seine Eingeweide verzehren, wenn er des Verbrechens schuldig sei, dessen man ihn bezüchtigt. Auch hält der Beschuldigte eine Flintenkugel in die Höhe und betheuert, er möge im Gefechte fallen, wenn er nicht unschuldig sei.

Geht aus dem Gesagten mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Battaer früher einer höheren Kultur sich erfreuten und zum Malayenvolk gehörten, später aber durch Isolirung, durch Mangel an Verkehr mit andern Völkern, durch das Aufgeben von Handel und Schifffahrt und besonders auch durch inneren politischen Zerfall in Moral und Sitte tief gesunken sind, so erscheint auch die endliche Einführung der Menschenfresserei uns weniger räthselhaft.



Der Königstiger auf Sumatra.

Diese ist nämlich nichts Anderes, als der höchste Ausdruck der Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit, welche beide überhaupt beim Battaer im höchsten Grade sich zeigen. Seine unbändige Eßlust erstreckt sich auf alle Thiere, welche den civilisirten Völkern ekelhaft erscheinen, als Katzen, Ratten, Leguane, kranke Hunde und dergleichen. Die rohe Sinnlichkeit und moralische Entartung des Battaers zeigt sich auch in geschlechtlicher Hinsicht auf eine entwürdigende Weise, indem unnatürliche Laster, Erfindungen gemeiner Sinnlichkeit an der Tagesordnung sind, so daß sie in

dieser Beziehung weit unter das Thier herabgesunken sind. Selbst die Gräber ihrer Verwandten zieren sie mit gemein-sinnlichen Figuren. Vielleicht wollen diese Menschen sich über den Verlust der Ihrigen dadurch trösten, daß durch die Zeugung neue Geschöpfe an die Stelle der dahingeschiedenen treten. Sowie Zorn und Rachsucht beim sinnlichen Menschen hervorragende Eigenschaften sind, so haben sich dieselben auch beim Battaer in hohem Grade ausgebildet. Seine Wuth nach erlittener Beleidigung kennt keine Grenzen. Denken wir uns nun einen solchen wuthentbrannten, der Sinnlichkeit ohnehin ergebenen Menschen im blutigen Kampfe gegen seinen Feind begriffen, so läßt sich die Möglichkeit wohl denken, daß der Gedanke den Feind zu verschlingen, im Paroxysmus der Leidenschaft entsteht. So wie der Kannibalismus gegenwärtig bei den Battaern besteht, macht er einen integrirenden Theil der Gesetzgebung aus. Gewisse Verbrechen werden mit dem Tode und nachfolgender Verzehrung bestraft. Außerdem sind es die Kriegsgefangenen, denen das schreckliche Loos vorbehalten ist, dem Sieger als Schmaus zu dienen. Der Adat schreibt vor, daß die außerhalb des Kampong mit den Waffen in der Hand gefangenen Feinde lebendig verzehrt werden müssen, d. i. ohne vorausgegangene Tödtung. Der Unglückliche wird an einen Pfahl außerhalb des Dorfes gebunden, der Radscha hält vor der zum Feste versammelten Menge eine Rede, worin er zu beweisen sucht, daß der Verurtheilte der schlechteste und dem Kampong feindseligste Mensch sei, und daß man nichts Besseres thun könne, als ihn aufzuessen. Hierauf zieht jeder der Versammelten ein Messer, und mit teuflischer Wuth wird das wimmernde Schlachtopfer zerstückelt. Augenzeugen haben mir noch manche bei solchen Exekutionen stattfindende Umstände erzählt, die zu berichten zu widerlich sind.

Spione und Landesverräther werden ebenfalls verzehrt, doch geht bei diesen erst die Tödtung durch Lanzenstiche voraus. Zu erwähnen ist noch, daß die Todesstrafe durch eine gewisse Summe Geldes abgekauft werden kann. Tödtung durch Lanzenstiche mit nachfolgender Aufzehrung findet auch statt, wenn jemand wegen Ehebruches mit der Frau des Radscha zum Tode verurtheilt wurde.

Der Pfahl, an welchem der Verurtheilte gebunden war, während er den Tod erlitt, wird gewöhnlich von dem Guru genommen, in den Wald getragen und während dreier Tage dort mit allerlei eingekerbten Figuren versehen. Am vierten Tage kehrt der Guru mit seinem Pfahl zurück, den er nun als Zauberstab benutzen kann.

Andere Fälle, als die drei genannten, geben keinen Anlaß zur Menschenschlachtung, und unwahr ist die in Ostindien umlaufende Behauptung, daß die Battaer Menschenfleisch als gewöhnliche Nahrung zu sich nehmen. Allerdings giebt es einige Erzkannibalen, welche Sklaven kaufen, sie wie das Vieh eine Zeitlang mästen und dann schlachten. Doch sind solche Leute selbst von den Battaern verachtet. Merkwürdig ist, daß die Battaer aus ihrer Gewohnheit, sich bisweilen an dem Fleische ihrer Mitmenschen gütlich zu thun, nicht nur kein Geheimniß machen, sondern gar nicht daran denken, daß sie sich hierdurch bei andern Völkern in Verachtung setzen. Als ich zu Pontschang einen der dort versammelten Radscha's aus dem Innern des Landes fragte, ob er auch schon Menschenfleisch gegessen, antwortete er ganz naiv: „In diesem Jahre sind in unserer Gegend nur 16 gegessen

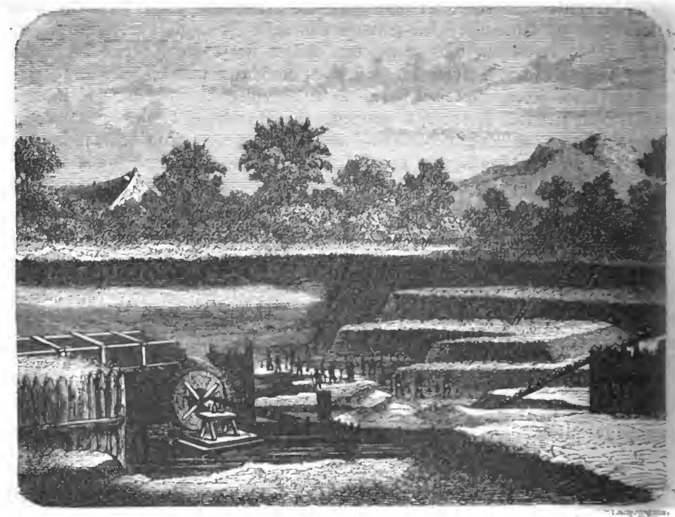
worden." Ich sah ihn mit Entsetzen an, er aber schien nicht zu wissen, daß den Europäern die Menschenfresserei ein Greuel ist. Anders verhält es sich freilich mit den Küstenbewohnern und jenen Battaern, welche an der malayischen Grenze wohnen. Diese scheinen sich allerdings der Gewohnheit ihrer Landsleute zu schämen und dieselbe abgelegt zu haben. Die Holländer scheinen hier nicht die Pflichten der Humanität beachtet zu haben, da sie bis jetzt die Anthropophagie nicht durch strenge Maßregeln unter den Battaern ausrotteten. Bei der politischen Zersplitterung des Batta-Landes in einzelne, kaum 60—80 wehrhafte Männer zählende Dörfer, könnte man mit einer geringen Zahl Truppen in kurzer Zeit das ganze Batta-Land zur Unterwürfigkeit zwingen und auf's Strengste die Fortsetzung der wilden Sitte verbieten. Die Anlegung einiger Forts im Innern der Batta-Länder könnte diesem Verbote den gehörigen Nachdruck und die Sicherung eines guten Erfolges geben. Indessen haben die Kultivirungs-Versuche der Holländer in neuester Zeit ziemliche Fortschritte gemacht. Die Regierung begünstigt namentlich die Ausbreitung des Muhamedanismus unter den Battaern. Auch hat man in neuester Zeit battaische Jünglinge in den Schullehrer-Seminarien zu Batavia und Padang ausgebildet und dieselben veranlaßt, in ihrem Vaterlande Schulen zu errichten.

Ich habe später Gelegenheit gehabt, auch die Ostküste Sumatra's und die weltberühmte Zinn-Insel Banka flüchtig kennen zu lernen. Mit der Brigg Zwaluw (Schwalbe) segelte ich im Februar 1845 von Batavia nach den Philippinen und Makao, und auf dieser Fahrt, während welcher wir von heftigen Gegenwinden vielfach aufgehalten wurden, war es, daß wir die Ostküste Sumatra's berührten. Sie zeigte sich nach zweitägigem Segeln als niedriger bewaldeter Saum gegen Nordnordwest. Ausgedehnte Alluvialgründe, bedeckt mit undurchdringlichen Wäldern, bilden einen großen Theil der nordöstlichen Küste Sumatra's bis zur Mündung des Flusses Palembang, an dessen Ufern die alte malayische Hauptstadt gleiches Namens erbaut ist. Die schon früher erwähnte alluviale Ausbreitung von Ostsumatra, im Gegensatze zur gebirgigen westlichen Hälfte der Insel, macht auch die von manchem Geographen geäußerte Vermuthung unwahrscheinlich, daß Sumatra einst mit dem Festlande Asiens und namentlich mit Malakka zusammenhing. Im Gegentheil ist die Länderbildung Ostsumatra's ein Erzeugniß der jüngsten geologischen Thätigkeit, durch die das Meer zwischen Sumatra, Malakka und Borneo eingeschränkt wurde.

Sobald wir die Küste in Sicht hatten, wandten wir uns wieder östlicher und segelten durch die Straße von Banka, die sich zwischen der mit hohen felsigen Ufern versehenen Insel dieses Namens und Sumatra hinzieht. Oft zeigten sich dem bewaffneten Auge die wolkenumhüllten Umrisse der blauen Berge, deren Formen mich lebhaft an das südbayerische Gebirge erinnerten.

Die Insel Banka, ein wahrer Schatz für die Holländer, ist wegen des dort vorkommenden Zinnes berühmt. Das über den Erdboden nicht sehr weit verbreitete Metall wird von Banka in Blöcken von 50 niederländischen Pfund nach Holland geführt, wo es wegen seiner vorzüglichen Reinheit schnell Absatz findet.

Wie bei den meisten Gebirgsarbeiten im asiatischen Archipel, sind es auch auf Banka die Chinesen, welche die Schachte schlagen und die Verhüttung der Erze in den Schmelzwerken besorgen. Ungefähr 14,000 Söhne des himmlischen Reiches finden durch Handel und Bergbau hier ihren Unterhalt. Schon im Jahre 1740 gewannen sie 25,000 Pikul Zinn. Seit jener Zeit hat sich die jährliche Ausbeute dieses Metalles bedeutend gehoben; sie beträgt gegenwärtig zwischen 70,000 und 80,000 Pikul. Alles gewonnene Zinn wird in die Regierungs-Magazine geliefert, in denen von der Regierung 16 Gulden für den Pikul bezahlt werden.



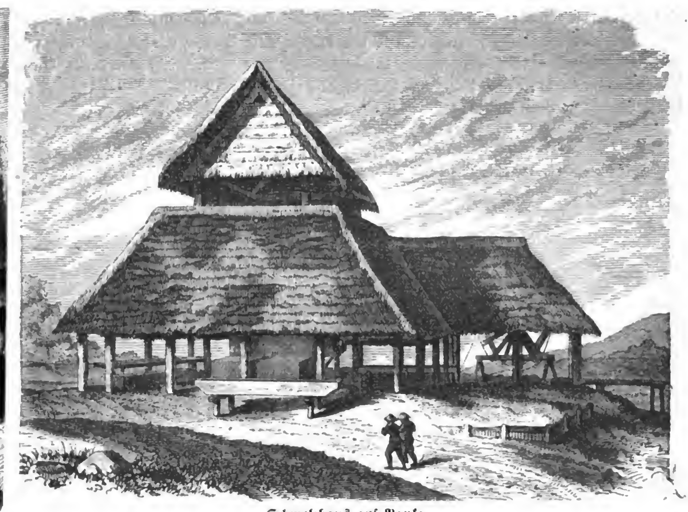
Zinnmine auf Banka.

In Holland dagegen wird der Pikul durchschnittlich für 70 bis 80 Gulden verkauft. Schon diese einfachen Zahlen beweisen, welch glänzendes Geschäft die niederländische Regierung mit diesem Monopolhandel macht. Die Rechnungsabschlüsse zwischen dem Mutterlande und den ostindischen Kolonien weisen für das Jahr 1859 eine Einnahme von 6,450,000 Gulden für Banka-Zinn aus, während die Auslagen nur 1,550,000 Gulden betrugen.

Die gewöhnlichste Form, in welcher das Zinn in der Natur vorkommt, ist die als ein sehr hartes und schweres Gestein, Zinnstein, das theils derb, theils in Krystallen gefunden wird. An gewissen Oertlichkeiten sind die ursprünglichen Muttergesteine der Zinnerze durch gewaltige Naturkräfte zertrümmert, pulverisirt,

verwaschen und weggeführt werden, und alle Metalle, die den Zinnstein sonst begleiteten, spurlos verschwunden; er selbst aber, unangreifbar für Luft, Wasser und Säuren, ist in Schutt und Erdreich eingebettet zurückgeblieben.

In dieser Art des Vorkommens war das Zinnerz nicht allein am leichtesten zu entdecken, sondern man erhielt auch mit geringer Arbeit sogleich das schönste Zinn, denn das Erz hat hier durch Naturwirkungen eine Säuberung erfahren, wie sie auf künstlichem Wege gar nicht oder doch nur mit schweren Kosten beschafft werden könnte.



Schmelzhaus auf Banka.

Die Orte, wo derartige Zinnerze gewonnen werden, heißen Seifen, was so viel bedeutet wie Wäschen, denn in der That besteht die ganze Arbeit, um das Erz in schmelzwürdigem Zustande zu gewinnen, nur in einem Verwaschen des aufgegrabenen Erdreichs und Gruses.

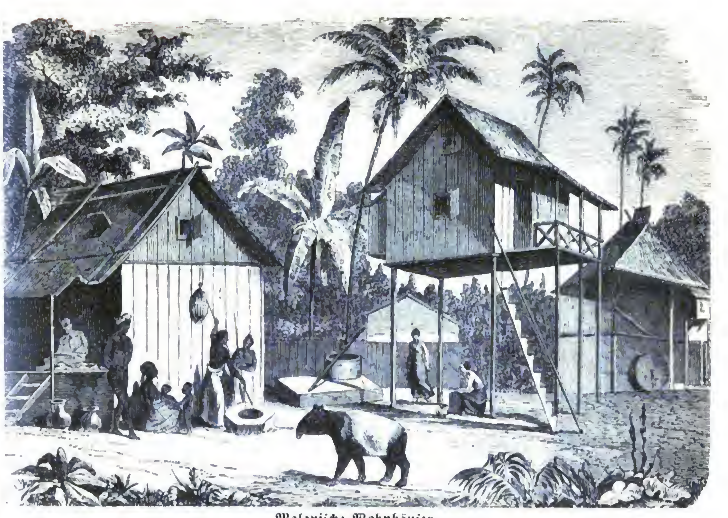
In Banka beruht die Zinngewinnung zum bei weitem größten Theil auf Wäscharbeit. Man gräbt und wäscht das Erdreich dort entweder ganz oberflächlich oder wenigstens nur bis zu verhältnißmäßig geringer Tiefe und hält sich hauptsächlich an das Anschwemmungsland von Gebirgsflüssen. Die Abbildung giebt uns eine Vorstellung von einer Zinnmine der größten Art (Kolong-Mine), die auf Banka fast ausschließlich von Chinesen bearbeitet wird. Der primitive Charakter

der ganzen Behandlungsweise prägt sich noch entschiedener in der Abbildung von dem Schmelzhause aus, welches die andere Figur uns vor Augen führt.

Zinnbergbau wird schon seit uralten Zeiten auf Banka betrieben, und man glaubt, daß die Alten einen Theil des Zinns zu ihren Bronzewaffen von hier bezogen. Das Zinnerz ist das einzige Material, aus dem es gewonnen werden kann, und dieses kommt nur spärlich vor. Die malayischen Gegenden, England, das nördliche China und das Erzgebirge sind die bis jetzt bekannten Fundorte. Die Alten bedurften des Zinns so gut wie der Seide und der Gewürze, und sie verschafften es sich sowol von Osten als Westen; die Phönikier holten bekanntlich Zinn von den englischen Küsten, ein großer Theil kam aber von Hinterindien, von Banka, auf dem Ueberlandwege nach dem Mittelmeere und wurde dort zu Bronze verarbeitet. Dies ist wenigstens die allgemein giltige Ansicht, wenn auch einige Gelehrte widersprechen, daß von Banka aus jemals Zinn nach den Ländern am Mittelmeere gekommen sei.



Zweig des Zimmtbaums.



Malayische Wohnhäuser.

Drittes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Malayen.

Ursprünglicher Sitz und Ausbreitung der Malayen. — Körperliche Eigenthümlichkeiten. — Ihre Zahl, Sprache, Literatur. — Die Sekte der Padries und Vernichtung derselben durch die Holländer. — Aufstand der Malayen gegen die Niederländer. — Heldenmüthige That eines holländischen Sergeanten. — Nationalstolz. — Das Amok-Laufen. — Staatsverfassung. — Titel des Maharadscha. — Verwaltungs-System der Holländer. — Industrielle Thätigkeit der Malayen. — Ihre Waffen. — Goldwaaren und Gewinnung des Goldes. — Flechtwerke. — Das malayische Haus und seine Einrichtung. — Verschiedene Ehe-Verhältnisse. — Rechtspflege. — Hochzeits- und andere Feste. — Frühzeitiges Altern der Frauen. — Abfeilen der Zähne. — Ceremonien bei Sterbefällen. — Spiele. — Malayische Händler.

So wie die malayische Sprache sich im ganzen Indischen Archipel Eingang verschaffte und von den Gebildeteren aller dortigen Völker gesprochen wird, so war es auch das Volk selbst, das durch seine Eroberungen in früheren Jahrhunderten, durch zahlreiche Ansiedelungen und durch den Handel sich den meisten politischen Einfluß verschaffte, weshalb es auch in kulturhistorischer Hinsicht noch heutigen Tages als die herrschende Nation des Archipels betrachtet werden kann. Die Malayen können schon wegen der vorzüglich durch ihre Priester bewirkten Ausbreitung des

Islam als Herrscher im Archipel gelten; als besonders wichtig ist hierbei hervorzuheben, daß mit der Glaubensveränderung auch die Rechtspflege und die Sitten der früher heidnischen Völkerschaften eine gänzliche Umgestaltung durch malayischen Einfluß erfuhren.

Schon bei der Schilderung Sumatra's wurde angeführt, daß man dort einen Ausgangspunkt der Verbreitung des Malayen-Volkes zu suchen habe. Denn während diese im ganzen übrigen Archipel vorzüglich an den Küsten gefunden werden, in den centralen Theilen der Inseln dagegen die Ureinwohner seßhaft sind, sehen wir auf Sumatra das Malayen-Volk im Innern der Insel seit undenklichen Zeiten heimisch. Das alte Reich Menang-Karbau war selbst entfernt von den Küsten. Sein Sitz war auf der Hochebene Agam. Die Sage erzählt, daß an der Stelle der alten Hauptstadt einst ein großer Kampf zwischen den Büffeln und Tigern wüthete. Erstere blieben Sieger, und da man dies für ein gutes Vorzeichen ansah, so baute man auf der Stelle die Stadt, deren Name „Sieg des Büffels“ bedeutet. Gegenwärtig erstrecken sich die Malayen im Osten Sumatra's von dem Flusse Sink bis Palembang, im Westen der Insel aber von Indrapura bis Sinkel, so daß sie den mittleren Theil der Insel völlig einnehmen. Nördlich von ihnen wohnen die Battaer und Atschinesen, südlich die Rejang und Lamponger. Man glaubte früher allgemein, daß die Malayen von der Halbinsel Malakka abstammen und sich von dort aus über Sumatra und die übrigen Inseln des Archipels ausgebreitet hätten; neuere Forschungen aber haben gezeigt, daß, wie schon früher erwähnt, von Sumatra aus die Kolonisation Malakka's stattfand, wo die Malayen noch jetzt Orang Menang-Karbau heißen. Der Name Orang Malayu, herumschweifende Menschen, wurde ihnen erst später gegeben, als sie, handeltreibend und erobernd, sich im ganzen Archipel ausbreiteten.

Man kann die Malayen in Bezug auf Körperbildung als Typus für die Bewohner des ostasiatischen Archipels annehmen, der hiernach von der malayischen Rasse bewohnt ist. Wer sich indessen im Indischen Archipel umgesehen und die Verschiedenheit der körperlichen Organisation, der Physiognomie und der Hautfarbe unter den einzelnen Volksstämmen beobachtet hat, wird finden, daß viele derselben vom Typus der Malayen sehr stark abweichen. Man vergleiche die Alfuren oder die Negriten mit schwarzer Hautfarbe, gedrungenem Körper und aufgeworfenen Lippen, oder die Küstenbewohner der Philippinen mit spitzigen Nasen und hellerer Hautfarbe mit den Malayen, so wird man das Zusammenbringen dieser verschiedenen Volksstämme in eine Menschenrasse nicht anders als willkürlich bezeichnen können. Hingegen sind die Javanen, Maduresen, die Bewohner von Bali, Lombok, Nias und noch anderen Inseln des Archipels, den Malayen in körperlicher Bildung so ähnlich, daß die genannten Stämme allerdings zur malayischen Rasse gezählt werden müssen.

Häufig trifft man unter den Malayen Physiognomien an, die ganz an die indo-germanische Rasse erinnern; dies deutet darauf hin, daß viel indisches Blut in den gegenwärtigen Malayen fließt. Denn wenn auch bestimmte historische Nachrichten fehlen, so weisen doch die malayische Sprache und die wenigen, aus

ältester Zeit stammenden Baudenkmäler darauf hin, daß auch nach Sumatra hin einst Einwanderungen aus Indien stattgefunden haben, und daß der Brahma- oder Buddha-Dienst vor der Einführung des Islam herrschend war. Aus den in neuester Zeit entzifferten und von Lassen mitgetheilten Inschriften geht hervor, daß die Lehre Buddha's im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung neben der brahmanischen Lehre herrschte. Die in Sanskrit-Lettern geschriebenen Inschriften rühren von einem König Aditschadharma her, der zu Menang-Karbau herrschte und auch einen Theil Java's eroberte.

Die malayische Sprache hat einen großen Wortreichthum; auch ist sie wohlklingend, besonders wenn sie von Frauen mit weicher, biegsamer Stimme gesprochen wird. Man berechnet, daß von dem bedeutenden Wörterschatz der malayischen Sprache nur 27 Prozent der Ursprache eigenthümlich zukommen, während 50 Prozent polynesischen, 16 sanskritischen, 5 arabischen und 2 Prozent unbestimmten Ursprungs sind. Die Erlernung der Sprache ist nicht mühsam, da die grammatischen Regeln sehr einfach sind und weder eine Beugung der Hauptwörter, noch eine Konjugation stattfindet, sondern beides durch einige, den Haupt- und Zeitwörtern vorgesetzte Präpositionen geschieht. Eine nicht geringe Zahl malayischer Wörter ist selbst nach Europa gedrungen, da nicht blos eine Menge der in der Geographie bekannten Namen von Inseln, Vorgebirgen, Küsten und Ortschaften aus malayischen Wörtern bestehen, sondern auch die Benennungen einiger Thiere und Pflanzen der malayischen Sprache entnommen sind, wie Orang-Utang, wilder Mensch, Kaju Puti, weißes Holz, und andere. Die Malayen bedienen sich gegenwärtig der arabischen Buchstaben, doch haben sie vor der Annahme des Islam eine eigene Schrift gehabt, die noch auf den Inschriften einiger Denkmäler zu sehen ist.



Gesichtstypus und Kopfputz der Malayen. (Nach Molins.)

Nicht unbedeutend ist die Literatur der Malayen. Dieselbe besteht außer Uebersetzungen und Kommentaren zum Koran auch aus juristischen und historischen Werken, sowie aus poetischen Erzählungen, die theils originell, theils aus anderen orientalischen Sprachen übertragen sind. Die poetischen Erzeugnisse aus der vorislamischen Zeit, welche vielleicht von den Göttern der alten Malayen handelten, mag wol der Religionseifer der muhamedanischen Priester zerstört haben. Die Kultivirung der Theologie und der mit derselben innig verbundenen Jurisprudenz,

da die richterlichen Sprüche bei den Muhamedanern sich auf Aussprüche des Koran stützen, geschah vorzüglich in dem ehemaligen Reiche Menang-Karbau, dessen Hauptstadt auch als Wallfahrtsort galt, wohin Diejenigen zogen, die sich näher mit dem Koran und seinen Lehren bekannt machen wollten. Wer keine Gelegenheit hatte, nach Mekka zu wandern, konnte seinem frommen Eifer und seinem Wissensdurst auch bei den Priestern von Menang-Karbau Genüge leisten.

Als handeltreibendes Volk, welches mit vielerlei Nationen in Berührung kommt, sind die Malayen duldsam gegen Bekenner anderer Glaubenslehren und theilen den Fanatismus vieler ihrer Priester nicht. Auch nehmen sie es mit den eigenen religiösen Vorschriften nicht allzu genau. Gegen diese Indifferenz in religiösen Dingen eiferten die Priester von jeher, und insbesondere bildete sich im Anfange dieses Jahrhunderts eine religiöse Sekte, die Padries, deren Geschichte in vieler Beziehung Merkwürdiges bietet. Sie zeigt uns ein Bild der Priestergewalt, die, nicht zufrieden mit der Herrschaft über religiöse Gesinnungen, alsbald, wenn sie sich mächtig genug fühlt, auch die politische Gewalt an sich reißt. Andererseits waren diese Padries die mittelbare, unwillkürliche Ursache der Ausbreitung der niederländischen Herrschaft auf Sumatra.

Drei im Jahre 1805 von einer Pilgerfahrt aus Mekka zurückgekehrte Priester, Miskien (der Arme), Prabong und Sumanik, faßten den Entschluß, den Islam in seiner ganzen Strenge unter ihren Landsleuten einzuführen. Einige Radscha, und besonders Verwandte regierender Fürsten, welche selbst die Herrschaft an sich reißen wollten und sich deshalb den Priestern anschlossen, verschafften ihnen die Macht, Dasjenige durch Zwang durchzusetzen, was durch bloßes Predigen nicht erreicht werden konnte. Die Priester und Anhänger der Orthodoxen wurden auch Orang Puti (weiße Leute, da sie weiße Talare trugen) genannt. Sie verboten das unter den polynesischen Völkern allgemein eingeführte Betelkauen, ebenso die beliebten Hahnenkämpfe, das Abfeilen der Zähne, ja selbst das Tabakrauchen. Mit der größten Strenge wurden die Uebertreter der religiösen Vorschriften bestraft, und es war nichts Seltenes, öffentliche Hinrichtungen wegen des Genusses verbotener Speisen oder wegen Arbeitens am Freitag zu sehen. Diejenigen Radscha's, welche sich den Eiferern nicht anschlossen, wurden mit den Waffen verfolgt; zwei malayische Fürsten wurden meuchlerisch getödtet, ein dritter rettete sich durch die Flucht. Der fanatische Eifer flößte den Anhängern dieser Priester wilden Muth ein, und bald erstreckte sich ihre Herrschaft über den größeren Theil des malayischen Reiches auf Sumatra. Da riefen die bedrängten Fürsten die niederländische Regierung zu Hülfe gegen ihre geistlichen Tyrannen.

Man sandte Truppen von Java, die im Verein mit den den Fürsten treu gebliebenen Malayen gegen die Anhänger der Padries zu Felde zogen. Drei Jahre (1837—1840) dauerte der Krieg gegen die Anhänger der Priester-Sekte, obwol schon im Jahre 1838 ihre Hauptfestung und Waffenplatz Bondschel mit Sturm genommen ward; denn immer sammelten sich in den Gebirgsschluchten und den Centralthälern Sumatra's neue Scharen, die für die „heilige Sache" kämpften. Als aber auch das letzte Häuflein der Anhänger der Padries theils

zerstreut, theils vernichtet war und die malayischen Fürsten das Schwert in die Scheide steckten, da bemerkten sie erst, daß sie allmälig unter die Botmäßigkeit Derjenigen gekommen waren, die sie aus den Händen der freilich viel unerträglicheren Padries gerettet hatten. Die von den Niederländern eroberten festen Plätze behielten holländische Besatzung, ebenso noch mehrere kleine Festungen (Benting), die während der Kriegsjahre erbaut worden waren. Die Radscha's lebten unter dem Einflusse der Residenten, welche die bewaffnete Macht hinter sich hatten. Die Malayen auf Sumatra empfanden nun freilich erst, was es für Bewandtniß mit der vollkommenen Sicherheit der Person und des Eigenthums und der alleinigen Unterwerfung unter das Gesetz habe, während jede Willkürherrschaft ein Ende hatte; aber wie auf Java waren es vorzüglich die Prinzen und hohen Beamten, denen die europäische Herrschaft am lästigsten fiel, so daß sie ihre Unzufriedenheit bald auf unzweideutige Weise zu erkennen gaben. Obwol die Herrschaft der Niederländer auf Recht, Gesetz und Humanität gegründet ist und namentlich vollkommene Freiheit in religiösen Ansichten und in der Lebensweise gewährt wurde, so glaubten doch die malayischen Fürsten, daß die Niederländer nach Besiegung der Gegner lieber ruhig von dannen ziehen und keinen Antheil an der Regierung des besiegten Landes nehmen sollten. Die holländischen Beamten ihrerseits suchten den malayischen Radscha's begreiflich zu machen, daß einerseits nach Abzug der holländischen Truppen aus den Festungen leicht neue Aufstände ausbrechen könnten, andererseits es billig wäre, daß die Holländer für ihre Kriegskosten und für die dem Lande erzeugte Wohlthat einige Entschädigung durch einen entsprechenden Einfluß auf die Verwaltung des Landes erhielten, das nur sie aus erniedrigendem Drucke befreiten. Die malayischen Fürsten ließen sich scheinbar zufrieden stellen. Aber ohne daß die europäischen Beamten Kunde erhielten, bildeten sich geheime Verschwörungen, die endlich im Februar 1841 plötzlich als allgemeiner Aufstand sich zeigten, indem wie mit einem Zauberschlage zahlreiche bewaffnete Scharen sich um die Fürsten sammelten, welche gegen die für einen Angriff ganz unvorbereiteten holländischen Forts anstürmten. Es gelang ihnen in der That, einige kleinere Forts durch ungeheure Uebermacht zu erstürmen, wo sie Alles ermordeten, was in ihre Hände fiel. Selbst Frauen und Kinder fanden bei den Anfällen der Barbaren keine Schonung, und mancher einzeln auf dem Lande wohnende holländische Beamte wurde sammt seinen Familien-Angehörigen grausam ermordet. Die elenden Horden hielten es nicht unter ihrer Würde, die in ihre Hände gefallenen Kriegsgefangenen durch empörende, komplizirte Todesarten zu martern. Aber durch solche kannibalische Kriegsführung fachten sie den verzweifelten Muth der kleinen, gewöhnlich nur aus 50—100 Mann bestehenden Besatzungen der im Lande zerstreuten Forts noch mehr an. Besonders verdient eine zu jener Zeit verrichtete heroische That eines Sergeanten rühmliche Erwähnung. Dieselbe erinnert an den holländischen Seeoffizier van Spyk, der im Jahre 1830 bei dem Kriege der Holländer gegen die aufständischen Belgier sein Kanonenboot, welches die Feinde schon im Besitz zu haben glaubten, durch Anzündung der Pulverkammer in die Luft sprengte. Gegen ein blos durch 50 Mann besetztes Fort zogen die mit Schieß-

gewehren, Säbel und Lanzen und selbst einigen Kanonen (Cilat) bewaffneten Scharen zu Tausenden einher. Die Besatzung leistete kurze Zeit Widerstand, doch die Unmöglichkeit einsehend, die Erstürmung des Forts durch die zahlreichen Feinde länger verhindern zu können, beschloß der Kommandant, nach jener Seite hin, wo die Feinde am wenigsten zahlreich waren, einen Ausfall zu wagen, um wo möglich den Rückzug nach Padang antreten zu können. Ein verwundeter Sergeant jedoch, dem die Kameraden anboten, ihn zu tragen, schlug das Anerbieten aus und verlangte, im Fort bleiben zu dürfen. Die Besatzung zog durch ein kleines Thor aus. In Masse zogen jetzt die Feinde über den von Vertheidigern entblößten Wall. Doch als das Fort von den lärmenden Scharen erfüllt war und nur ein kleiner Theil derselben der ausgezogenen Besatzung ihre Schüsse nachsandte, da erfolgte plötzlich ein fürchterlicher Knall; die Folge einer Pulver-Explosion, welche eine ungeheure Verheerung unter den Malayen anrichtete. Diejenigen, welche die Katastrophe überlebten und nach einigen Minuten unverletzt oder leicht verwundet aufstanden, sahen um sich her Alles in schrecklicher Zerstörung. Der Pulverthurm, von dem muthigen Sergeanten angezündet, war verschwunden, während die Trümmer seines Mauerwerks und Gebälkes in und außerhalb des Forts zerstreut umherlagen. Die Wälle desselben waren durch die Erschütterung geborsten, der Graben verschüttet. Fürchterlich aber war der Anblick der getödteten und schwer verwundeten Menschen. In weitem Umkreise sah man Leichen der Malayen, die theils durch das Pulver verbrannt, theils durch Stücke des Mauerwerks oder durch die im Thurme bewahrten Kugeln getroffen, oder endlich durch die Lufterschütterung in die Höhe geschleudert und mehr oder weniger beschädigt zur Erde niedergefallen waren. Von den körperlichen Ueberresten des Sergeanten fand man keine Spur.

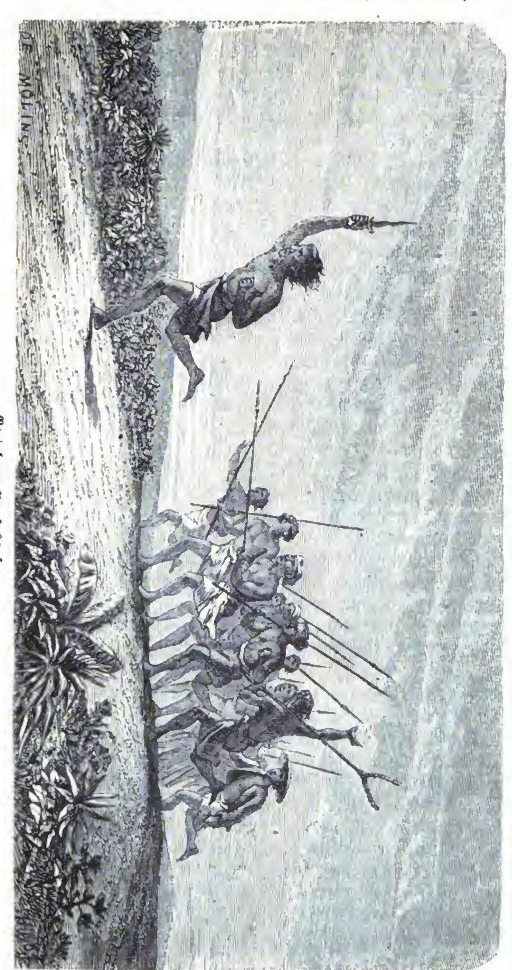
Die Zahl der damals in den Oberländern Padangs im Aufruhr begriffenen Malayen ward auf 30,000 geschätzt. Die Kunde von der massenhaften Erhebung kam nach Padang, als der damalige Gouverneur, General Michiels, kaum 2000 Mann schlagfertig zu machen im Stande war. Da nahm dieser die entbehrlichen Mannschaften der auf der Rhede stationirten Kriegsschiffe „Boreas“ und „Panther“ zur Aushülfe, welche auch alsbald ausgeschifft wurden und Anfangs den Garnisonsdienst in Padang versahen, später jedoch einen Streifzug in's Innere des Landes mit einem Theile der Landmacht unternahmen. Die geringen strategischen Kenntnisse der Malayen verschafften den wohlgeübten und unter einem trefflichen Führer stehenden europäischen Truppen ungeheure Vortheile. Sogleich wurden die militärisch wichtigen Punkte besetzt, was die Malayen zu ihrem Nachtheil zu thun unterlassen hatten. Letztere wurden einige Mal in den Hinterhalt gelockt und nach wiederholten Niederlagen vernichtet. Das Haupt der Aufständischen, der Tuanko von Pertibi, wurde gefangen genommen und nach Java in die Verbannung geschickt (Mai 1841). Kurz darauf unternahm General Michiels noch einige Streifzüge in's Innere des Landes, wo alle Fürsten ihm huldigten und sich willig der holländischen Regierung unterwarfen. Trotz des abgeschlossenen Friedens sannen jedoch hinterlistige Malayen noch auf Meuchelmord. Einer meiner Freunde, der Arzt Dr. Klee, welcher mit einem Bataillon in den Oberländern von Padang

einen Streifzug mitmachte und sich, während die Soldaten durch ein Gehölz marschirten, von der Truppe etwas entfernte, wurde von einigen Malayen ermordet, ohne daß es gelang, der ruchlosen Thäter habhaft zu werden.

Werfen wir einen Blick auf den Charakter der Malayen, so zeigt sich bei ihnen ein ziemlicher Grad von Stolz und Ehrgeiz. Die Geschichte einer rühmlichen Vergangenheit prägt sich in der Regel in den Gesichtszügen eines Volkes und in seinem Charakter aus, ohne daß das Andenken an die Größe der frühern Tage jedes Mal vortheilhaft auf die weitere Entwickelung in der Kultur einwirkt. Oefter bleibt bei einem Volke, das in früheren Jahrhunderten in der That durch Bildung und Fortschritte vor seinen Nachbarn sich auszeichnete, noch immer ein schädlicher Eigendünkel und die Verachtung gegen alles Ausländische zurück, obgleich die Zeiten sich geändert haben, die Nachbarvölker vorangeschritten und die früheren Rivalen überflügelt worden sind. Dies sehen wir bei den Chinesen und Japanesen, die allerdings vor den europäischen Völkern geordnete soziale Zustände hatten und lange vor ihnen den Kompaß, die Buchdruckerkunst und das Schießpulver kannten, aber seit Jahrhunderten in ihrer Bildung stehen geblieben sind, während welcher Zeit Europa Riesenschritte in der Kultur machte.

Den Malayen wohnt die Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit inne, es kann ihnen Muth und Tapferkeit nicht abgesprochen werden, doch sind sie falsch, verrätherisch, rachsüchtig und auf Meuchelmord sinnend. Die Führung der Waffen halten sie für ehrenvoll, während sonstige Beschäftigungen weniger in Ehren stehen. Deshalb kostet es der holländischen Regierung weit mehr Mühe als auf Java, den Ackerbau bei den Malayen zur Hauptbeschäftigung zu machen und sie namentlich zur fleißigen Kultivirung der Kolonial-Gewächse für den europäischen Markt zu veranlassen. Dennoch ist es in neuester Zeit gelungen, auch in dieser Hinsicht mehr durchzudringen, und auch die Malayen fangen an, die friedliche und nützliche Beschäftigung des Ackerbaues zu lieben und zu ehren. Die Kultur des Reises und des Mais ist indessen bei den Malayen eben so alt, als bei den Javanen; erstere bearbeiten selbst die Felder in mancher Hinsicht auf eine zweckmäßigere Weise, als die Javanen.

Die Malayen sind sehr leidenschaftliche Menschen, und ihre Leidenschaftlichkeit kommt beim Amok-Laufen am schrecklichsten zum Vorschein. Ueber dasselbe sind viele Fabeln und manche Uebertreibungen mitgetheilt worden, doch auch dann, wenn man die nackte Wahrheit nimmt, behält diese viel Entsetzliches. Wir lassen hierüber den neuesten Gewährsmann, den Engländer John Cameron sprechen, der im Jahre 1865 ein Werk über die Bewohner an der Malakka-Straße herausgab, in welchem auch die Malayen ausführlich geschildert werden. Durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, bewaffnet sich ein Malaye mit einem langen Kriß oder Dolch, nimmt denselben in die rechte Hand und stürzt in die belebtesten Straßen, um alle Menschen, die ihm entgegenkommen, niederzustoßen. Es ist der Fall vorgekommen, daß in Singapore von einem einzigen Amok-Läufer 15 Menschen getödtet oder schwer verwundet wurden, bevor der Mörder erschlagen werden konnte. Sobald ein Amok-Läufer auf der Straße erscheint, hört man einen warnenden Schrei



Verfolgter Amok-Läufer.

ausstoßen, und alle unbewaffneten Menschen flüchten in die Häuser. Wer aber Waffen trägt, hat das Recht, den Amokläufer wie ein wildes Thier niederzuschlagen; Alles haut und schießt auf ihn ein, besonders da ein Amok-Läufer sich nie gefangen giebt.

Es ist unmöglich, die Beweggründe aufzufinden, welche zu dieser schrecklichen Sitte führen. Viele haben sie einem übermäßigen Genusse von Opium zugeschrieben. Aber die Malayen sind gerade diesem Laster am wenigsten unterworfen, und man hat Amok-Läufer in Singapore gekannt, welche nie in ihrem Leben Opium gekostet hatten. Cameron glaubt, daß nur Diejenigen Amok laufen, welche des Lebens überdrüssig sind und durch andere Hand fallen wollen, da ihnen ihre Religion den Selbstmord verbietet. Dies stimmt aber nicht mit der Thatsache, daß sich viele Amok-

Läufer alle Mühe geben, ihr Leben zu bewahren. Einst ward im Kampong Java Amok gelaufen von einem Manne, der allgemein als fleißiger und freundlicher Mensch bekannt war. Er war auch ein frommer Muhamedaner und hatte noch kurz vorher, ehe die Raserei bei ihm ausbrach, im Koran gelesen. Durch einen Schlag auf das Hinterhaupt ward er betäubt, gefangen genommen und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Den Tod erlitt er mit dem größten Gleichmuthe, und als man ihn nach den Beweggründen seiner That fragte, antwortete er nur, daß er gefühlt habe, daß seine Zeit gekommen und daß er den Tod habe suchen müssen. Amok bedeutet im Malayischen „Wuth, Raserei“.

Das Amok-Laufen war auf der Insel Pinang (an der Küste Malakka's) einmal so arg geworden, daß der dortige englische Justizbeamte, Sir William Norris, anordnete, der Körper jedes Amok-Läufers müsse in kleine Stücke gehackt werden, von denen ein Theil in das Meer geworfen, ein anderer auf den öffentlichen Plätzen ausgestellt werden sollte. Viele Engländer erklärten sich gegen diese anscheinend barbarische Verordnung, allein sie war von Wirkung, denn es wurde weit weniger Amok gelaufen, weil die Muhamedaner einen Abscheu gegen die Zerstückelung ihrer Leichname haben, und Norris kannte diese Anschauung.

Da die Malayen sich ihre Felder gern von Leibeigenen bebauen lassen, so haben sie immer danach getrachtet, sich Sklaven zu verschaffen. Wenn der Krieg und die überwundenen Völker solche in nicht genügender Zahl lieferten, so waren es die Aermeren unter ihnen und insbesondere die in Schulden Verfallenen, welche ihre Person dem Gläubiger verpfändeten. Noch heutigen Tages bestehen unter den Malayen verschiedene Grade der Leibeigenschaft, in welche derjenige verfällt, der seine Schulden nicht bezahlen kann. Nicht selten sind es Spielschulden, in Folge deren ein Malaye sich selbst als Leibeigener verpfändet. Solchem Unfug suchte in neuester Zeit die Regierung mit Strenge zu steuern, indem sie das Spielen an öffentlichen Plätzen beschränkte und namentlich jede Spielschuld vor Gericht als ungiltig erklärte.

Die politische Staats-Einrichtung der Malayen hat einen aristokratischen Charakter. An der Spitze des Staates steht der Monarch mit dem Titel Raja, Maha-Raja, Jang di Pertuan. Ihm zur Seite stehen die Großen des Reiches, die Orang Kaja. Sie verwalten die einzelnen Provinzen als Vasallen des Monarchen, dem sie ihren Tribut zusenden. Der Thronfolger heißt Raja-Muda, junger König. Unter den Orang Kaja wählt der Fürst die höchsten Beamten des Reiches, welche in dieser Eigenschaft Mantri geheißen werden. Unter den Mantris ist der erste im Range der Perdara Mantri. Ihm zunächst steht der Bandara oder Finanzminister, auf diesen folgt der Caksamana oder Kommandant der Land- und Seemacht, endlich der Sabandara, der den Dienst eines Hofmarschalls hat und über die Gewerbe und die Sitten wacht.

Unter den hohen Beamten stehen noch mehrere andere von niederem Range. Im Ganzen ist der Malaye nicht so unterwürfig, als der Javane, auch betrachtet er seine Fürsten nicht, wie der letztere, als von Gott bevorzugte Geschöpfe, denen man unter allen Umständen unbedingten Gehorsam schuldet.

Um sich mit einem ungewöhnlichen Glanz zu umgeben und die Ehrfurcht ihrer Unterthanen zu vermehren, legten sich die malayischen Fürsten phantastische Titel bei, in welchen sie sich als Herren über nicht existirende Wunderdinge, sowie über Naturereignisse und Naturkräfte bezeichnen.

In einem Dokumente, das einen Befehl des Sultans von Menang-Karbau enthält, giebt sich dieser folgenden Titel:

Der Maha-Raja von Menang-Karbau, dessen Residenz zu Pagar-Rinjong ist und welcher der König der Könige ist, ein Abkömmling des Königs Iskorden Sul Karnain; Besitzer: Der Krone, die der Prophet Adam vom Himmel gebracht; eines Drittels des Waldes Lamat, dessen äußerste Enden im Königreiche Rom einerseits und in China andrerseits sind; der Lanze, genannt Lambing lambura, die geziert ist mit Hacken von Janggi; des Schwertes, genannt Semandang Giri, das 190 Scharten erhielt im Kampfe mit dem Feinde Si Katimuro, den es tödtete; des Kriß, der aus dem Stahle gefertigt ist, welcher sich unwillig zeigt, wenn er eingesteckt wird und freudig, wenn er zum Kampfe ausgezogen wird; der Goldminen, genannt Kudarat-Kudarati, die reines Gold liefern; der sich aus der Schöpfung der Welt datirt und Herr von süßem Wasser ist im Umkreise einer Tagreise; der Sultan, der seine Steuern in Gold nach dem Maße Lassong erhebt, dessen Siridose aus Gold und Diamanten gemacht ist; Besitzer des Gewebes, genannt Sangsista Kola, das sich selbst webt und jährlich einen mit Perlen verwebten Faden hinzusetzt, und wenn dieses Gewebe beendet sein wird, ist das Ende der Welt zu erwarten; Besitzer der Pferde von der Rasse Lorimborasi; Besitzer aller Gebirge, welche Palembang und Jambi trennen; Besitzer des Elephanten, genannt Hasti Dewa, der göttliche Kraft besitzt; Herr der Luft und der Wolken ꝛc. Er, der Sultan Sri Maha-Raja Durja erklärt. . . . .

Das Reich von Menang-Karbau bestand bis zum Jahre 1680, als der Sultan Alif ohne direkte Erben starb und seine Verwandten und hohen Beamten sich in das Reich theilten. Noch leiten mehrere Tuanko's (Bezirksvorsteher) ihre Abkunft von den Sultanen von Menang-Karbau ab, deren Reich jetzt, wie jenes von Modschopahit auf Java, nur noch in der Erinnerung besteht, welche die wenigen Denkmäler aus der Vorzeit an dasselbe uns bieten. — Dennoch existiren in allen malayischen Ländern nicht nur die alten Gesetze mit wenigen, von der Humanität gebotenen Ausnahmen und Modifikationen, sondern auch die inländischen Beamten und Fürsten sind in ihrer Funktion geblieben, doch werden sie von den holländischen Beamten beeinflußt und überwacht. Ohne Zweifel haben die Fürsten ihre Unabhängigkeit verloren, aber das Volk findet sich weder in seiner Religion, seinen herkömmlichen Gesetzen und Gebräuchen, noch in irgend einer Aeußerung seiner Nationalität beeinträchtigt, sicher aber ist ihm durch die Unterdrückung der einheimischen Fehden und der Willkür der Beamten der Weg zur Entwickelung in der Kultur geöffnet, die auch allmälig unter den Malayen fortschreitet.

In wenigen Worten finde ich den Weg bezeichnet, welchen die holländische Regierung bei der Kultivirung der ihrer Obhut anvertrauten Völker beobachtet und den alle europäischen Nationen zum Vorbilde nehmen sollten, welche fremde

Völkerschaften unter ihrer Herrschaft haben, in einem zufällig vor mir liegenden Reskripte des Kolonial-Ministers an den General-Gouverneur von Niederländisch-Indien vom Jahre 1849. Es heißt darin:

„Mit Ausnahme jener Fälle, wo ein Inländer oder eine ihm gleichgestellte Person sich feierlich durch einen schriftlichen Akt dem niederländischen Gesetze unterwirft, sind bei ihnen die religiösen Gesetze, Volkseinrichtungen und Gebräuche in Kraft und dienen dem inländischen Richter als Richtschnur, insofern sie nicht mit den allgemein anerkannten Prinzipien von Gerechtigkeit und Billigkeit im Widerspruch stehen."



Malayischer Geräthhändler und Wagen.

Diese Worte verdienen in Marmor geschrieben zu werden, denn sie sind getragen vom Geiste der Humanität und von der Vernunft. Es entspricht die Schonung und die Pflege der Nationalität in allen ihren Aeußerungen nicht nur der Klugheit, indem einem Volke gewiß jeder Grund zur Unzufriedenheit benommen ist, wenn es sich frei nach seiner ihm eigenthümlichen Weise bewegen darf, sondern man wird auch dem anzubahnenden Fortschritt ein um so sichereres Feld öffnen, wenn man ihn auf die Vergangenheit stützt.

Die Malayen sind treffliche Arbeiter in Holz, Eisen, Kupfer und Gold. Sehen wir uns um in den Werkstätten der Holzarbeiter, vornehmlich der Zimmerleute (**Tukanan Kaju**), an den Küstenplätzen Priaman, Ajer Banjis, Natal und andern Orten Sumatra's, so finden wir sie mit der Erbauung und Reparirung

der Prauen beschäftigt, welche bekanntlich alle Eigenschaften von guten Seeschiffen besitzen, obwol dieselben nicht einmal so groß als unsere Schooner sind. Das malayische Beil ist besonders zweckmäßig. Sein Stiel ist etwa anderthalb Fuß lang, und besteht aus einem sehr harten, elastischen Holze, das mit Rotang an den keilförmigen Eisentheil befestigt ist. Durch die Elastizität des Stiels und die Leichtigkeit des Instruments kann man ihm eine ungeheure Schwungkraft ertheilen, so daß mit demselben weit kräftigere Hiebe als mit unsern Beilen geführt werden können.

Um den unwissenden Battaern, von welchen ein Theil bis vor kurzer Zeit unter der Botmäßigkeit der Malayen stand, einen fabelhaften Begriff von der Güte ihrer Beile und ihrer Waffen überhaupt zu geben, führten die Malayen dieselben zu Baumstämmen, die Tags zuvor bis nahe an die Rinde durchgesägt waren und die sie an der durchsägten Stelle mit einem Hiebe fällten, wobei die erstaunten Battaer glaubten, das Beil habe den ganzen Stamm durchdrungen und gefällt.

Ausgezeichnete Arbeiten liefern vornehmlich die malayischen Goldschmiede. Wenn man zu Padang bis an's nördliche Ende der Stadt geht, so findet man noch einige Bambu-Häuschen, deren Bewohner sich mit Goldarbeiten beschäftigen und so zierliche Schmucksachen zu Tage fördern, daß sie kaum von den besten europäischen Produkten dieser Art erreicht werden.

Uhrketten aus den feinsten Goldfäden, Ohrringe und andere Schmucksachen mit so feinen Verzierungen, daß man sich zu ihrer genauen Besichtigung einer Lupe bedienen muß, sowie Arbeiten der verschiedensten Art nach Modellen oder Zeichnungen, gehen aus den Werkstätten dieser geschickten Arbeiter hervor. Zur Anfertigung aller dieser Dinge hat der malayische Goldarbeiter nur sehr wenige Geräthschaften; ein kleines Hämmerchen, ein Amboß, ein Zängelchen, einige Kohlen und ein Bambu-Röhrchen, welches als Löthrohr dient, bilden das gesammte Werkzeug des malayischen Goldschmiedes. Das Gold gewinnen die Malayen aus dem Sande vieler Bäche auf Sumatra. Aus dem Reichthum dieses Sandes an edlem Metalle läßt sich schließen, daß die Aufsuchung und kunstgerechte Bearbeitung der Golderze selbst bedeutende Quantitäten Goldes zu Tage fördern würde. Die Malayen beschäftigen sich allerdings auch mit der Bearbeitung von Minen, und man berechnet, daß sie an den vielen Orten der Hochebene Agam, sowie in den ausgestreckten Gebirgen der Tigablas Kottas (dreizehn Distrikte) alljährlich 2500—3000 Theil Gold (500 Mark) gewinnen. Die Holländer überlassen die Bearbeitung der Goldbergwerke den Malayen und haben nicht einmal eine Abgabe auf die Gewinnung des Goldes gelegt, obgleich Marsden glaubt (History of Sumatra, S. 165), daß die Niederlassung der Holländer auf Padang vorzüglich der Goldminen wegen geschah. Das aus den Minen (tabang) von den Bergleuten (Orang gulla) gewonnene Gold ist von zweierlei Art, nämlich Mas Supeyang und Mas Surgai-Abu, je nach der Beschaffenheit des Terrains, aus welchem das Gold gewonnen wurde. Das erstere ist das mit Quarz vermengte, sogenannte Felsgold, welches gewöhnlich von ausgezeichneter Reinheit ist. Das letztere besteht aus glatten, von Sandstein umgebenen Stücken reinen Goldes. Man findet Stücke von 1 bis 10 Unzen Schwere, die ihre Glätte durch jahrelanges

Rollen im Wasser erhalten zu haben scheinen. Endlich erhält man sowol von dem Ufersand, als von dem durch heftige Regen nach den Ebenen geschwemmten Sand Staubgold, welches von den Dorfbewohnern Sumatra's an vielen Plätzen gewonnen und verkauft wird.

Nicht minder geschickt sind die Malayen als Waffenschmiede. Die Waffen von Menang-Karbau sind seit uralten Zeiten im ganzen Archipel berühmt, und von jeher wurde mit denselben viel Handel getrieben. Als Handwaffe gebrauchen die Malayen den Klewang, ein etwa $2^1/_2$ Fuß langes Schwert, dann den Pedang, den Pamondop und endlich den im ganzen Archipel eingeführten Kriß. Letzterer ist ein Dolch von $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Fuß Länge und hat entweder eine gerade oder eine wellenförmig geschlängelte Klinge. Er wird von hartem Stahle verfertigt, und man prüft die Güte seiner Spitze gewöhnlich dadurch, daß man sie heftig auf eine Kupfermünze stößt. Biegt sich in diesem Falle die Spitze, so ist der Stahl schlecht, wird aber im Gegentheil ein Eindruck in die Münze hervorgebracht, ohne daß die Spitze der Waffe sich verändert, so wird die Klinge für werthvoll gehalten. Außerdem erkennen die Malayen und die übrigen Völker des Archipels am Kriß noch andere, abergläubische Zeichen, aus welchen man ersehen soll, ob die Waffe im Kampfe siegreich sein werde oder nicht. Die Malayen bedienen sich nämlich einer aus Zitronensaft und noch einigen Ingredienzen bestehenden Mischung, um der Klinge eine schöne damaszirte Oberfläche zu ertheilen, wobei sich auf dem Stahl allerlei Linien und Figuren bilden. Aus der Form dieser durch den Zufall gegebenen Linien weissagt der Aberglaube oder vielleicht der Betrug das Schicksal des mit dieser Waffe Kämpfenden. Die mit sehr günstigen Zeichen versehenen Krisse werden batua, unverletzlich genannt, und sie stehen in sehr hohem Werthe. Auch manche Personen, die im Kampfe sehr glücklich waren, kommen in den Ruf der Unverletzlichkeit. Die Scheide des Kriß ist gewöhnlich aus Holz oder Kupfer und der Griff bei hohen Personen aus Gold und mit Edelsteinen besetzt. Einen hohen Werth hat auch jene Waffe, welche schon einen Menschen getödtet hat. Die Malayen sagen dann: Suda makan orang, er hat schon einen Menschen verzehrt. Selten findet man die Krisse vergiftet. In diesem Falle sind sie mit dem Safte des Giftbaumes (Antiaris toxicaria) bestrichen, und dann wird jede, auch noch so kleine Wunde tödtlich.

Nachstehende Abbildung zeigt uns Blätter und Blüten der berüchtigten Antiaris toxicaria, von der man auf Java und den Sunda-Inseln jenes gefürchtete „Königsgift“ erhält. Rechts neben dem Blattzweig ist ein Blütenzweig dargestellt, der beiderlei Befruchtungs-Organe in verschiedenen Blüten vertheilt zeigt. Zu oberst bemerken wir vier Staubblüten; eine derselben ist links unten vergrößert gezeichnet und läßt vier Blütenblätter und innen eben so viele, zu einem Häufchen zusammengestellte Staubgefäße erkennen. Am untern Theile des Blütenzweigs fallen uns vier gestielte Körper auf, welche uns in ihrer Form an Pilzbildungen erinnern. Es sind die weiblichen Blütenstände. Jeder derselben besteht, wie an dem rechts unten befindlichen Durchschnitt zu sehen ist, aus einem scheibenförmigen, mit winzigen Blattansätzen umgebenen Blütenboden, der auf seiner oberen Seite eine

große Menge dicht gedrängter Samenblütchen trägt. Was man von dem Antschar sich hier und da erzählt, daß nämlich die Ausdünstung des Baumes schon von fern tödten könne, daß nur die zum Tode Verurtheilten dem Baum sich nahen, um den tödtlichen Saft zu gewinnen, gehört jedoch zu den Fabeln. Ich selbst habe den Baum in der Residentschaft Banjuwangie gesehen, und einen kleinen Zweig desselben sammt der Blüte getrocknet, ohne daß die Berührung der Pflanzentheile mich benachtheiligt hätte. Auch sieht man, wie auf andern Bäumen, Ameisen und andere Insekten auf denselben herumspazieren, ohne daß sie durch die Ausdünstung des Baumes getödtet werden.



Blätter und Blüten des Antschar.

Die Malayen bedienen sich schon seit Jahrhunderten der Kanonen, die sie selbst gießen. Sie gebrauchen dieselben nicht nur im Kriege, sondern auch bei Festlichkeiten aller Art. Auch Pulver verfertigen sie, doch hat dasselbe zu viel Schwefel, so daß hierdurch seine explodirende Kraft gemindert wird.

Als Werkzeuge zu ihren Bergwerksarbeiten dienen den Malayen ein etwa drei Fuß langes Brecheisen (Tabah), eine Schaufel (Djankul) und ein großer, eiserner Hammer, mit welchem sie die Felsstücke zerschlagen und pulverisiren. Die gestoßene Masse wird in einen fünf Fuß langen und anderthalb Fuß breiten Behälter geschüttet, hierauf auf Matten ausgebreitet und durch Wasser die Quarztheile abgeschwemmt, worauf das Gold auf den Matten bleibt.

Die Stollen, welche die Malayen in das Gebirge schlagen, sind freilich nicht nach Art der europäischen angelegt, und so kommt es denn, daß sie trotz der Stützbalken, welche die horizontalen Gänge befestigen sollen, öfter einstürzen und die Arbeiter verschüttet werden. Indessen geschieht dies weit häufiger durch die dort oft sich zeigenden Erdbeben, als durch den Druck der auf den Balken lastenden Masse. Selten graben die malayischen Bergleute tiefer als 50 Fuß. Sie gelangen in solcher Tiefe auf einen rothen Sandstein, den sie **batu kawi** nennen und der als Zeichen dient, daß jetzt bald Goldlager kommen.

Die Bergwerke auf Sumatra sind bis jetzt noch in Privatbesitz. Der Eigenthümer erhält die Hälfte des gewonnenen Goldes, während die andere Hälfte den Arbeitern gehört. Seit dem Jahre 1682, wo die holländische Regierung zur Bearbeitung der Goldwerke auf Sumatra aus Sachsen Bergleute kommen ließ, die aber durch Krankheiten zu Grunde gingen, sind unseres Wissens durch die Regierung keine weiteren Versuche zur regelmäßigen Bearbeitung der Goldminen Sumatra's angestellt worden. Dennoch aber würde es meines Erachtens zweckmäßig sein, tüchtige europäische Ingenieure und Aufseher an die Spitze von malayischen Arbeitern zu stellen, welche letztere bei gehöriger Anleitung ihr Werk trefflich verrichten würden, ohne daß zu fürchten wäre, daß die europäischen Beamten, ja nicht einmal europäische Arbeiter in den hochgelegenen und gesunden Bergdistrikten durch Krankheiten viel zu leiden hätten.

Um endlich unsere goldene Bulle zu schließen, bemerke ich nur noch, daß die Malayen das Gold nicht mit Kupfer, sondern mit Silber vermengen. Das Padang'sche Gold ist 18—21karatig, das von Natal 21—23karatig. Gold, das bis zur Hälfte oder zum großen Theil mit Silber vermengt ist, heißen die Malayen **Mas muda**, junges Gold. —

Sehr geschickt sind die Malayen in Anfertigung von Flechtwerken aller Art, die auf vielfache Weise zum Nutzen und zur Bequemlichkeit verwendet werden. Als Material zu diesen Arbeiten werden die Rispen von Palmblättern, mehrere Pandanus-Arten, Bambu und Reisstroh verwendet. Aus gröberen, aber sehr dauerhaften Flechtwerken bestehen die größeren Körbe, die gewöhnlichen Matten und häufig auch die Zwischenwände der Zimmer und selbst die Wände der Häuser. Man kann mit solchem Flechtwerk, Bambu-Pfählen und einigen Bündeln Palmblättern zur Bedachung, in wenigen Stunden ein ziemlich wohnliches Haus verfertigen, das gegen Sonne und Regen schützt und dabei luftig ist, ohne dem Winde den Durchgang zu gestatten.

Zierlich sind die feinen Flechtwerke der Malayen, welche die venetianischen Arbeiten an Feinheit bei Weitem übertreffen, da sie so dünn wie Kattun sind, an Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen und überdies mit lebhaften Farben in gestreiften oder karrirten Mustern versehen sind. Aus solchem feinen Flechtwerk werden Matten für vornehme Personen, Siri-Dosen, kleine Körbe und Cigarrentaschen verfertigt.

Die Malayen haben eine weiche, gelblich-braune Haut. Vier charakteristische Merkmale sind es, welche die Physiognomie des Volkes besonders kennzeichnen

nämlich eine platte, mit großen Nasenflügeln versehene Nase, hervorstehende Backenknochen, wodurch sie ein breites Gesicht erhalten, ein großer Mund mit wulstigen Lippen und endlich eine breite, niedrige Stirn. Sie haben wenig Bart, hingegen sind sie am Kopfe mit reichlichen schwarzen, nicht gekräuselten Haaren versehen.

Nach den neuesten Zählungen vom Jahre 1859 beträgt die Zahl der auf ganz Sumatra wohnenden Malayen 1,209,800 Seelen. Diese vertheilen sich auf das Gouvernement Padang mit der Hochebene von Agam mit 848,500 und auf das Gouvernement Palembang mit 361,300 Seelen. Es ist jedoch zu bemerken, daß unter dieser Zahl auch viele Individuen sind, welche eigentlich nicht zum malayischen Stamme gehören, sondern zu den Rejang oder den Battaern, die aber einer alten Gewohnheit nach sich Orang-Malayu nennen, nachdem sie den muhamedanischen Glauben angenommen.

Belauschen wir nun den Malayen in seinem häuslichen Leben. Wie ist sein Haus beschaffen? In welchem Verhältniß steht er zu seiner Frau oder seinen Frauen, und wie sucht er durch Familien- oder religiöse Feste sein Leben mit Lust und Freude zu würzen?

Einfach, aber zweckmäßig, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, sind die Wohnungen der Malayen. Die Kunst hat daran wenig Antheil, nur an den Häusern der Vornehmen sind in Holz ausgeschnittene Arabesken, die an eine alte, seit der Einführung des Islam ziemlich erloschene Kunstperiode erinnern.

Steinerne Gebäude sieht man bei den heutigen Malayen nie. Abgesehen davon, daß des Landes Reichthum an Holz sie einladet, sich dieses leicht zu bearbeitenden Materials zum Bau ihrer Häuser zu bedienen, sind auch die häufigen Erdbeben ein vorzüglicher Grund, keine steinernen Wohnungen zu errichten, unter welchen bei einem Erdbeben die Bewohner ein sicheres Grab finden, während die leichten und elastischen Holz- und Bambu-Häuser nicht nur den geringern Erschütterungen widerstehen, sondern bei einem etwaigen Einsturze die Bewohner in der Regel unbeschädigt bleiben. Ich selbst empfand öfter in meinem Bambu-Hause in Padang solche Erschütterungen, wobei Weingläser auf dem Tische umfielen und ich Anfangs der Meinung war, daß ein Karabau oder ein Rhinozeros an der Gallerie sich reibe. Die Erdbeben gehen aber in der Regel auf Sumatra ohne viel Schaden anzurichten vorüber, während steinerne Gebäude durch dieselben sicherlich umgestürzt würden.

Jedes malayische Haus ruht auf Pfählen von 6—8 Fuß Höhe. Diese allgemein eingeführte und von den Europäern nachgeahmte Bauart ist in vieler Hinsicht nützlich und nothwendig. Vom Standpunkte der Gesundheit betrachtet, sind die auf Pfählen über der Erde ruhenden Häuser zweckmäßig, weil sie die feuchten, mit schädlichen Gasen vermengten Ausdünstungen aus dem Boden abhalten, welche sich über der Erde zerstreuen und von den Blättern der Pflanzen aufgesogen werden. In waldigen Gegenden würden die Landblutegel, eine Plage für Fußgänger, in die Häuser dringen, wenn der Eingang auf dem Niveau des Bodens wäre. Endlich gewähren die auf Pfählen ruhenden Häuser mehr Schutz gegen Tiger. Nachdem die Eckbalken und einige kurze Pfähle eingesetzt sind, werden für den Fußboden Bambu-Rohre von 4—5 Zoll Durchmesser hori-

zontal nebeneinander gelegt und durch Rotang (biegsames Rohr) verbunden. Die Vertiefungen des Bambu werden mit Stücken von gespaltenem Bambu ausgelegt und auf das Ganze Matten als Fußteppiche gebreitet. Dieser Fußboden ist sehr fest, aber elastisch, so daß der Europäer sich Anfangs wegen seiner schwingenden Bewegung beim Gehen etwas unsicher fühlt und kaum fest aufzutreten wagt. Die Wände des Hauses werden entweder aus Brettern oder aus gespaltenen, senkrecht nebeneinander gestellten, unten und oben durch Rotang oder Nägel befestigten Bambu-Stücken verfertigt. Auch bedient man sich zu diesem Zwecke des sogenannten Kuli Kaju oder Rindenholzes. Dieses besteht aus der innern, sehr starken Rinde mancher Bäume, die zu diesem Zwecke in Stücken von drei Ellen Länge abgeschält, getrocknet, dann mit Stöcken geschlagen und beim Gebrauche auf Bambu-Stäben befestigt wird. Eine sehr biegsame und feste Rinde liefert zu diesem Zwecke eine Spezies von **Artocarpus**. Die Malayen nennen diese Rinde Kalawi.

In der Regel werden die Häuser mit Atap, dem Laube der Nipah-Palme, bedeckt. Man legt die Palmblätter mit ihren Rippen nebeneinander, entfernt die holzartige Ansatzstelle und bildet daraus Bündel von 5 Fuß Länge und 2 Fuß Breite, welche durch dünnen Rotang zusammengehalten werden. Zu Padang und an anderen Orten verkaufen die Malayen die auf diese Weise hergerichteten, zur schnellen Bedachung oder Reparirung der Häuser dienenden Blätter für ein Geringes, so wie man überhaupt alles Baumaterial sich kaufen und zugleich die, freilich nicht sehr gelehrten Architekten dazu bestellen kann. Innerhalb zwei Tagen kann man sich auf diese Weise ein ganz bequemes und hübsches Haus herstellen. Zur Bedachung dienen auch wie auf Java halbirte Bambu-Rohre, die man wie unsere Hohlziegel nebeneinander legt und an der Verbindungsstelle durch einen mit der konveren Seite nach oben gerichteten Bambu befestigt. Das oben beschriebene Kuli Kaju wird ebenfalls häufig zur Bedachung der Häuser verwendet, so wie endlich das sogenannte Idschu eine sehr gute Bedachung liefert. Dieser vegetabilische Stoff, welcher unter der Rinde der Zuckerpalme gefunden wird, hat das Aussehen von groben Roßhaaren, ist sehr stark und läßt das Wasser nicht durch.

Der Zugang zum Hause des Malayen ist für den in Turnerkünsten unbewanderten Europäer etwas unbequem. Es sind nämlich keine ordentliche Treppen angebracht, um zu der erhöhten Thür oder der Galerie zu gelangen, sondern ein mit einigen Einkerbungen versehener Block, oder ein dicker Bambu, liegt beim Hause, auf welchen man sich, mit der einen Hand sich oben festhaltend, hinaufschwingt. Die einsam stehenden Gebäude, Talang genannt, stehen auf höheren, nämlich 10—12 Fuß hohen Pfählen, und die zum Eingang führende Leiter wird Abends hinaufgezogen, so daß die Hausbewohner sich in einer kleinen Festung befinden, die wenigstens gegen Ueberrumpelung von Seiten eines Tigers schützt. Man erzählt sich, es sei schon vorgekommen, daß ein Elephant, deren es auf Sumatra viele giebt, zwischen die Pfähle eines solchen Talang sich drängte, dasselbe aus dem Boden hob und auf seinem Rücken eine Strecke weit fort trug.

Wie die Häuser selbst, ist auch die innere Einrichtung derselben sehr einfach. Nur selten findet man eine Art Bettstätte (bali-bali); in der Regel schlafen die

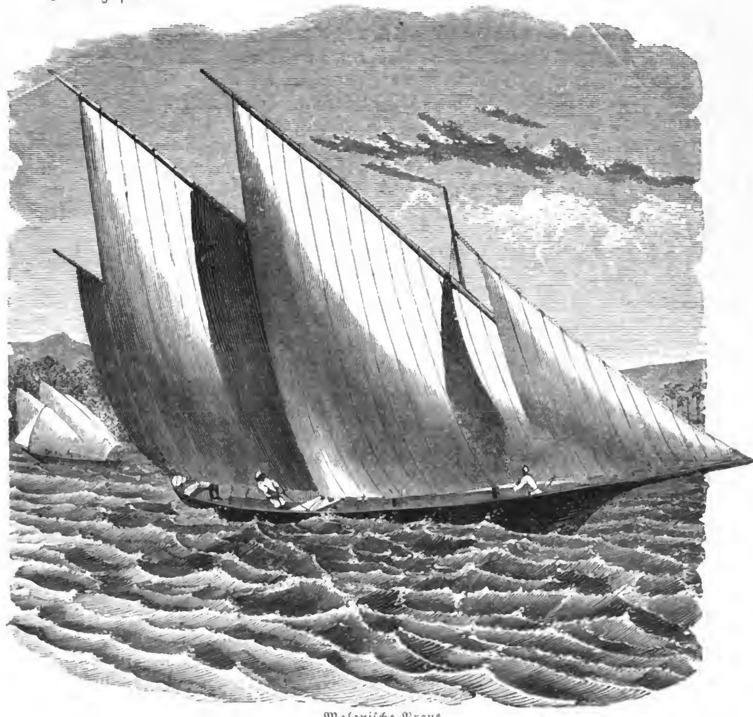
Malayen auf Matten, die auf dem Boden ausgebreitet werden. Oefter haben sie auch runde, mit Baumwolle gefüllte Kissen (**Gulong**). Ein Holzblock (**Rulang**) dient als Tisch, der Reisstampfer (**Talam**) wird in jedem malayischen Hause als unentbehrliches Möbel gefunden. Stühle haben die Malayen nicht nöthig, denn sie sitzen auf dem Boden, und zwar nicht wie die Javanen mit gegeneinander gekehrten Fußsohlen, sondern auf der linken Hüfte, wobei die linke Hand den Körper ebenfalls stützt, während die Rechte frei sich bewegt. Löffel und Gabel kennen die Malayen ebenfalls nicht, sie essen den Reis mit den Fingern, und zwar ohne ein Körnchen fallen zu lassen. Als Teller dient ein Stück Pisangblatt.

Die Speisen bereitet der Malaye in der Nähe seines Hauses, nicht in diesem selbst, da er darin keine Feuerstelle und kein Abzugsloch für den Rauch hat. Zum Feuermachen bedienen sich die Malayen des Stahls und des Feuersteins, welchen letzteren sie durch den Handel beziehen. Wahrscheinlich war in früheren Zeiten die noch jetzt häufig in Anwendung gebrachte Art, Feuer zu machen, in allgemeinem Gebrauche. Die Landbewohner nehmen ein Stück poröses, trocknes Holz, legen es horizontal nieder, und bohren mit einem anderen, sehr harten Holze ein Loch in dasselbe, indem sie es schnell zwischen den Händen umdrehen, wodurch das weiche poröse Holz Feuer fängt.

Viel Geschick zeigt der Malaye auch als Seemann, eine Beschäftigung, die mit seiner großen Verbreitung über die ganze asiatische Inselwelt zusammenhängt. Wol bei wenig Völkern ist der gemischte Typus von Land= und Seemann so ausgeprägt, wie bei den malayischen Stämmen, von denen viele Ackerbauer und Seefahrer zugleich sind, das heißt, beide Gewerbe in einer Person vereinigen. Der friedliche Ackerbauer, der heute seiner Reisernte nachgeht, segelt morgen vielleicht als Seeräuber in einer schnellen Praue dahin, oder er treibt Küstenschifffahrt. Das abenteuernde Leben auf den Schiffen, das Umherziehen von einem Hafenorte zum andern, von Sumatra im Westen bis zu den östlichen Sunda=Inseln, sagt dem Charakter des Malayen ungemein zu und trug nicht wenig zur Besiedlung ferner Gegenden durch Menschen dieses Stammes bei.

Daß die Malayen keine sonderlichen Freunde der Arbeit sind, ist schon oben angedeutet worden. Sie liegen im Allgemeinen viel lieber auf der linken Hüfte in der bezeichneten Weise, als daß sie ihren Körper durch Bewegungen anstrengen. Die Folgen hiervon zeigen sich, wie bei allen arbeitsscheuen Völkern, vorzüglich durch zwei Uebel, nämlich durch Ausbreitung und Vervielfältigung der Sklaverei und durch üble Behandlung der Frauen, die, selbst in einer großen Zahl der Ehen, als Sklavinnen betrachtet werden. Abgesehen, daß Jemand bei den Malayen, wie bereits erwähnt, Schulden halber dem Gläubiger als Leibeigener verfallen kann, giebt es auch eine Art Heirat, **Ampel anak** genannt, wobei der glückliche Ehegatte ein Sklave seiner Schwiegereltern wird. Es wird hiedurch bei den Malayen eine Thatsache durch das Gesetz sanktionirt, die freilich auch bisweilen bei anderen Völkern und in anderen Ländern faktisch vorkommt. Der Malaye muß nämlich, den herkömmlichen Gebräuchen (**Adat**) gemäß, seine Frau kaufen. Er giebt den Eltern seiner Braut eine gewisse Summe, die sich in neuerer Zeit

auf 150 spanische Matten beläuft, wofür er unumschränkter Herr über seine Frau wird, die er selbst wieder verkaufen darf und die nach seinem Tode seinen Erben zufällt.



Malayische Praue.

Diese Art der Heirat heißt **Tjutjur**. Ist aber der Bewerber arm und will er nicht darauf verzichten, eine Frau zu besitzen, dann tritt die eben angeführte ehrenvolle Heiratsart des Ampel anak ein. Es giebt aber auch noch eine dritte, der Humanität und der Billigkeit mehr entsprechende Heiratsweise, welche von den holländischen Behörden besonders begünstigt wird und die **Samundo suka sama suka** heißt. Bei solchen Ehen haben Mann und Frau gleiche Rechte, und nach dem Tode des einen Theils ist der überlebende Erbe. Der Bräutigam

giebt bei diesen Heiraten seinen Schwiegereltern nur ein kleines Geschenk (Kasiarta).

Die Gesetze der Malayen sind theils dem Koran entnommen, theils sind sie Ueberreste altmalayischer und indischer Rechtsgebräuche. Diebstahl wird bei ihnen durch Geldbuße bestraft. Die Todesstrafe kann in den meisten Fällen durch Zahlung abgekauft werden, wie überhaupt das Geld bei den Malayen eine noch größere Rolle spielt, als selbst in Europa. Nur eine Frau, die ihren Mann getödtet hat, muß ohne Nachsicht wieder sterben. Im Uebrigen zeigt sich das Malayenvolk auch in der Gesetzgebung als ein kriegerisches, welches den Gebrauch der Waffen und die Selbsthülfe begünstigt. Wer von Jemand thätlich beleidigt wird, hat das Recht, mit seinem Gegner einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Wenn ein nicht verheiratetes Frauenzimmer schwanger geworden ist, so muß es eine Geldbuße entrichten. Bei Zahlungsunfähigkeit verliert sie ihre Freiheit. Höchst sonderbar ist die Einrichtung, daß bei dem Todesfall eines Mannes nicht die eigenen Kinder, sondern die Schwestersöhne und Töchter als Erben eintreten.

Wenn ein junger Mann Wohlgefallen an einem Mädchen hat und sie als Frau zu besitzen wünscht, so gebraucht er gewöhnlich eine Matrone als Unterhändlerin. Die Eltern werden davon benachrichtigt, und wenn man die Zustimmung derselben erlangt und über die Art der Heirat übereingekommen ist, dann schickt der Werber den Eltern ein Geschenk, und diese bestimmen dann die Zeit der Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit wird ein Fest (limbang) gegeben, das 1—7 Tage dauern kann. Ein Karabau und einige Ziegen werden geschlachtet, alle Einwohner des Dorfes eingeladen und bisweilen noch Leute aus der ganzen Umgegend herbeigezogen, um dem Feste beizuwohnen. Der Malaye betrachtet die Gäste als „Zeugen" für die geschlossene Ehe. Kontrakte, sagt er, können gefälscht und geleugnet werden, aber Hunderte von Zeugen können nicht Lügen gestraft werden. Wir sehen schon hieraus, daß unter den Malayen Täuschung und Betrug nicht zu den Seltenheiten gehören. In der That übertreffen sie hierin an Schlauheit die meisten anderen Nationen. Die Heirats-Kontrakte werden bisweilen in so zweideutiger Weise aufgesetzt, daß entweder der Schwiegersohn, ohne daß er es weiß, zum Leibeigenen der Schwiegereltern wird, oder es werden diese und die junge Frau getäuscht, je nachdem der eine oder der andere Kontrahent seinen Mitkontrahenten an Schlauheit übertrifft. Deshalb giebt es nach der Hochzeit oft Prozesse, wobei die in der Redekunst sehr bewanderten Malayen ihre Sache selbst vertheidigen. Die holländischen Behörden haben es sich seit Jahren angelegen sein lassen, diese Mißbräuche zu vertilgen. Gegenwärtig sind deshalb in den unter unmittelbarer Oberhoheit der holländischen Regierung stehenden Distrikten bestimmte Formulare für Heirats-Kontrakte festgesetzt worden, die nur nach einem bestimmten Sinne aufgefaßt werden können.

Wenn das Mittagsmahl zu Ende ist, unterhält sich ein Theil der Gesellschaft durch Spiel und Hahnenkämpfe, oder die jungen Leute tanzen nach dem Takte der Musik. Bei den Malayen ist der Tanz nicht so verpönt, als bei den Javanen; selbst die Töchter vornehmer Malayen geben sich dieser Unterhaltung gern hin.

Der Hochzeitsschmaus und die übrigen zum Feste gehörigen Vorgänge werden gewöhnlich im Gemeindehause (Dusun) abgehalten. Dort findet auch die Trauung durch einen Priester statt. Nach derselben kann der Bräutigam jedoch seine Braut noch nicht in sein Haus führen, weil dies die aus alten Frauen bestehende Leibgarde der letztern verhindert. Erst nach Beendigung des Festes, das bei Bemittelten 7 Tage währt, bei weniger Bemittelten am siebenten Tage seine Wiederholung findet, wird die junge Frau in's Haus ihres Gatten gebracht. Zum Zeichen der geschehenen Vermählung wird in manchen Distrikten ein Pflock in den Boden vor dem Hause der Neuvermählten gesetzt, welche Ceremonie sie **tako Kaju** nennen.

Den Malayen ist erlaubt, so viele Frauen zu nehmen, als sie ernähren können, doch machen sie nur selten von dieser, von ihrer Religion und dem Staate gegebenen Erlaubniß Gebrauch und leben in der Regel in der Monogamie. Die malayischen Frauen erfreuen sich indessen nicht jener schonenden Behandlung von Seiten ihrer Männer, deren die Javaninnen theilhaftig sind. Sie müssen nicht nur die häuslichen Geschäfte versehen, die Pflege der Kinder übernehmen, Kattune weben und färben, Netzeflechten, sondern auch einen Theil der Feldarbeit verrichten. Trotzdem gebären die malayischen Frauen leicht, doch sind sie nicht sehr fruchtbar. Nach dem dreißigsten Jahre bekommen sie in der Regel keine Kinder mehr und nach dem vierzigsten sind sie ergraute Mütterchen. Man schreibt das frühzeitige Altern der Frauen in vielen Tropenländern in der Regel dem Einfluß des Klima's zu. Aber abgesehen davon, daß es Tropenländer giebt, wo ein solches frühzeitiges Altern der Frauen nicht bemerkt wird, ist kein physiologischer Grund denkbar, weshalb das Tropenklima diese Wirkung auf den Eingeborenen, und zwar ausschließlich auf das weibliche Geschlecht ausüben soll. Dazu kommt, daß wir diese Erscheinung bei den auf der Hochebene wohnenden Malayen ebenso wie bei den in den Niederungen wohnenden finden, obgleich erstere in einem ziemlich gemäßigten Klima leben. Der Grund des frühzeitigen Hinwelkens der Frauen in vielen Tropenländern liegt vielmehr, wie wir schon früher erörtert haben, in der zu frühen und unnatürlichen Verheiratung.

Nach der Geburt wird dem Kinde ein Name gegeben, den es aber selten während des ganzen Lebens behält. Eine Namensveränderung oder wenigstens eine Erweiterung des Namens findet statt, entweder bei einem wichtigen Familien-Ereignisse, oder nach Ausführung irgend einer für wichtig gehaltenen That. Der erste Name, der dem Kinde gegeben wird, heißt **namo daging**, der spätere **golar**. Die Malayen sprechen ihren eigenen Namen nicht gerne aus, da sie solches für unbescheiden oder unschicklich halten. Wenn ein mit dieser Sitte unbekannter Europäer einen Malayen nach seinem Namen frägt, so kommt er sichtlich in Verlegenheit, aus welcher ihn gewöhnlich einer der Anwesenden durch Beantwortung der Frage reißt.

Die malayischen Frauen tragen ihre Kinder gewöhnlich nicht auf dem Arm, sondern auf dem Rücken, mehr gegen die rechte Seite, und zwar in der sackartigen Höhlung eines vorn festgebundenen Tuches. Diese Sitte weist schon darauf hin, daß die Frauen bei dem Herumtragen der Kinder noch andere Arbeiten verrichten, bei welcher sie die Hände frei haben müssen.

Selten bedienen sich die malayischen Frauen der Wiegen zum Einschläfern der Kinder. In diesem Falle sind es kleine Hängematten, die an zwei entgegengesetzten Enden aufgehängt sind. Die Kinder entwickeln sich in der Regel bald und lernen frühzeitig laufen. Im Uebrigen bleiben sie sich selbst überlassen, gehen nackt und brauchen gegen Kälte nicht geschützt zu werden. Das Tropenklima ist der Entwickelung in den Kinderjahren günstig, und die Sterblichkeit im zarten Lebensalter zeigt sich im Allgemeinen um so geringer, je milder das Klima der betreffenden Länder ist.

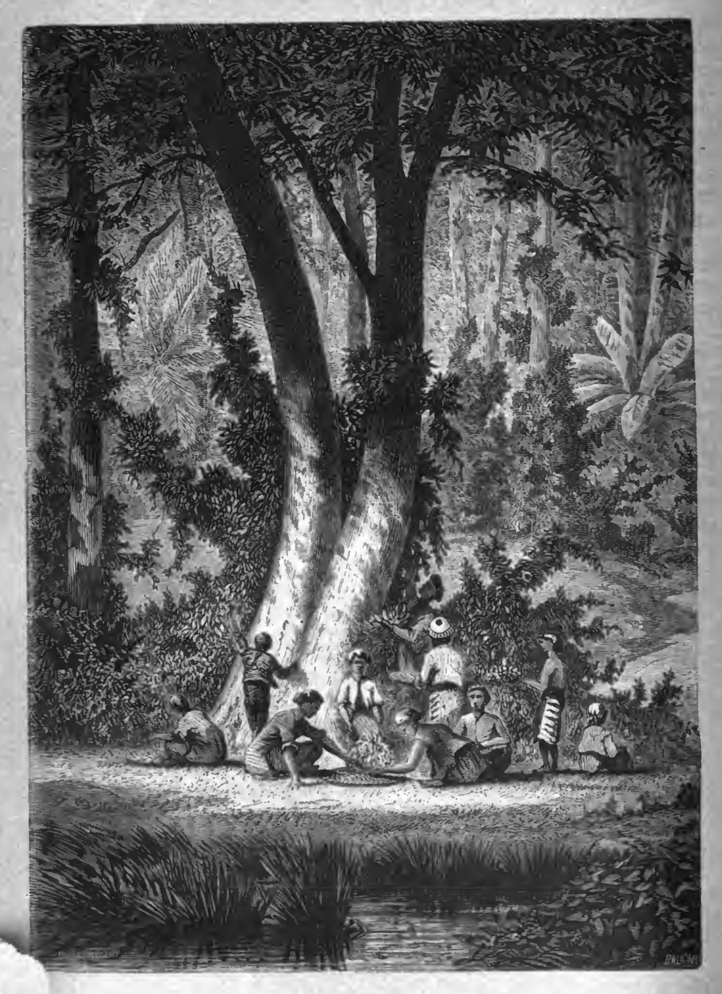
Die Beschneidung (lepas molu) der Knaben, welche gewöhnlich zwischen dem siebenten und zwölften Jahre vorgenommen wird, gilt ebenfalls, wie bei den Javanen, als ein Familienfest, bei welchem ein Bimbang veranstaltet wird. Auch die Durchbohrung der Ohren bei den Mädchen, sowie das Abfeilen der Zähne, wird als Familienfest betrachtet. Bei Mädchen geschieht letzteres nach dem zehnten Jahre, und schon von dieser Zeit an werden Unterhandlungen mit Freiern nicht abgewiesen. (!)

Sehr frühe gehen die Knaben zu öffentlichen Versammlungen, wodurch sie mit den Verhältnissen der Gemeinde und des Landes bekannt werden. Auch wird dort ihr Redner-Talent ausgebildet, worauf die Malayen, wie erwähnt, kein geringes Gewicht legen. Es ist nur zu verwundern, daß ein Volk, welches so gern lange Reden bei verschiedenen Gelegenheiten hält, dennoch die zum deutlichen Sprechen so nothwendigen Organe, nämlich die Zähne absichtlich verstümmelt. Was die Europäer, und besonders die schönere Hälfte, künstlich zu ersetzen suchen, wenn es durch Krankheit oder Alter verloren geht, zerstören die Völker des Archipels in absichtlicher Weise.

In Fällen von Krankheiten werden männliche oder weibliche Aerzte (Tukun) zu Rathe gezogen, welche theils durch Kräuter, theils durch abergläubische Gebräuche die Krankheit bekämpfen.

Stirbt der Kranke, so wird die Leiche auf ein für solchen Gebrauch im Dusun aufbewahrtes Bret gelegt und dem Grabe (Kubur, offenbar gleichen Ursprungs mit dem Hebräischen „Keber," Grab) zugeführt. Letzteres wird so gegraben, daß in einer gewissen Tiefe eine Seitenhöhlung in die Erde gemacht wird, in welche man die in weiße Tücher gehüllte Leiche auf die rechte Seite legt. In diese Höhlung werden auch verschiedener Blumen gelegt und dann die senkrechte Oeffnung mit Erde zugeschüttet. Die Frauen weinen bei dieser Gelegenheit hergebrachtermaßen und heulen laut bis die Bestattung vorüber ist. Im Umkreise des Grabes werden kleine Flaggen aufgesteckt. Auch pflanzen die Malayen gern den mit weißen Blüten versehenen Strauch Plumeria obtusa in die Nähe des Grabes. Nach Verlauf eines Jahres kommen die Verwandten des Verstorbenen wieder auf das Grab, verrichten Gebete und schlachten einen Karabau, dessen Kopf sammt den Hörnern auf dem Grabe der Verwesung überlassen wird. Die Malayen betrachten die Gräber als heilige Stätten und bestrafen eine Entweihung dieser Plätze sehr streng.

Zur Vervollständigung des ethnographischen Bildes der Malayen müssen wir nun auch noch einen Blick auf ihre Unterhaltungen und Spiele werfen.



Einsammeln der Betelblätter.

 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Außer dem Würfel- und Kartenspiel, bei welchem letzteren chinesische Karten gebraucht werden, spielen die Malayen häufig Schach (**Main gadjah**, Elephantenspiel), in welchem Spiele sie es mit den Europäern wohl aufnehmen. Der König im Schachspiel heißt **Radja**, die Königin **Mantri**, d. i. Minister oder Feldherr. Die asiatischen Völker, von denen bekanntlich das Schachspiel nach Europa gekommen, kennen keine Königin im Spiele; die Dame wußte sich nur bei den galanten Europäern eine hohe Bedeutung im Schachspiel, wie im Leben zu erringen. Der Läufer heißt **Gadjah** (Elephant), der Springer **Kuda** (Pferd), der Thurm **Ter** und die Bauern **Bidak**. „Schach dem König!“ wird durch „**Sah**“ ausgedrückt und „Schachmatt“ heißt **Mati** (todt), aus welchem Worte vielleicht das deutsche „Matt“ sich gebildet hat.

Die Malayen wissen sich in zierlicher und höflicher Sprache auszudrücken. Sie sprechen nie die Person selbst an, sondern nennen entweder den Rang der Person oder „**Duan**“ Herr, wie: „**Duan suka djalang por Natal?** Beliebt der Herr nach Natal zu gehen?“

Unzertrennlich von dem Malayen erscheint auch die Siri-Dose, in der er die Blätter der Betelpfeffer-Rebe in Verbindung mit Areka-Nüssen aufbewahrt. Die aromatisch brennenden und bitter schmeckenden Blätter sind dem Malayen so gut wie dem Javanen und anderen hinterindischen Völkern ein so unentbehrliches Lebensbedürfniß geworden, daß jeder, der ein Stückchen Ackerland besitzt, sich seine Betelblätter gern selbst zieht. Doch kommen sie auch auf dem Markte zum Verkaufe. An Stangen von 10 Fuß Höhe klettern die Siri-Pflanzen mit ihren großen herzförmigen Blättern in die Höhe, so daß die Pflanzungen von Ferne unseren Bohnenfeldern gleichen; nur stehen die einzelnen Stangen weiter auseinander und das schön geformte Blatt mit seinem lichten Grün gewährt der ganzen Anpflanzung eine viel lieblichere Erscheinung.

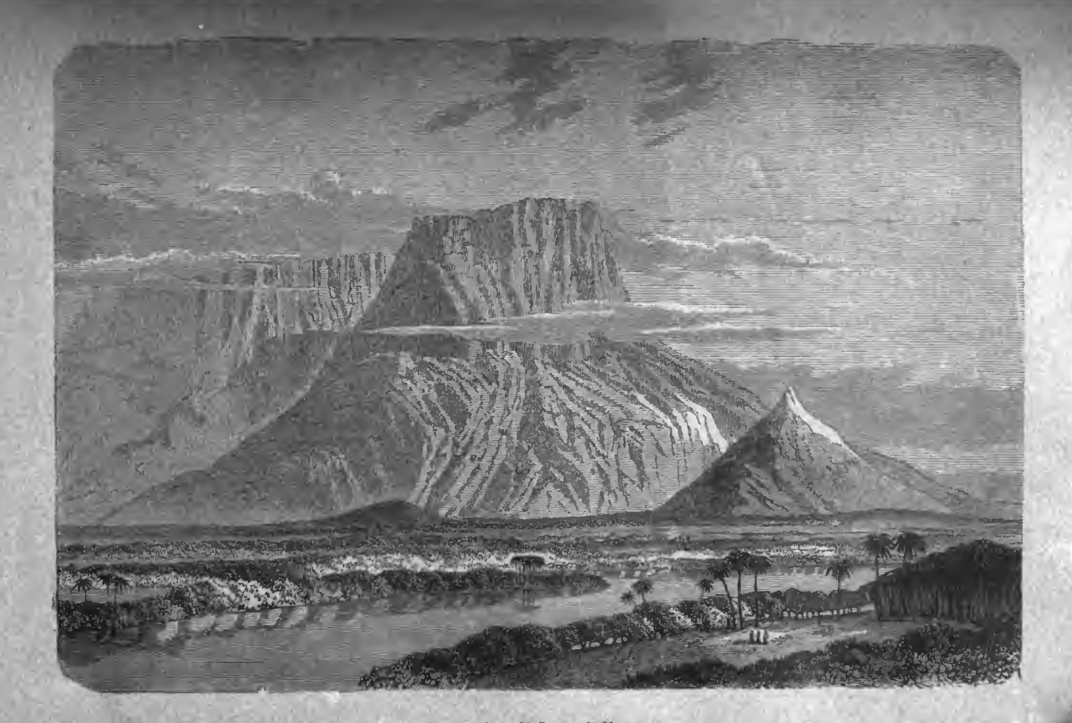
In der voranstehenden Schilderung haben wir namentlich diejenigen Malayen im Auge gehabt, welche auf Sumatra seßhaft sind. Da das merkwürdige Volk jedoch über den ganzen ostasiatischen Archipel verbreitet ist, so hat es hier und da auch Manches von den Sitten der anderen Stämme, mit denen es in Berührung kam, angenommen, und hiernach wäre das Bild denn abzuändern. Die weite Ausdehnung der Malayen hängt entschieden mit ihrer Begabung zur Schifffahrt zusammen, und diese wurde wieder ein Grund, daß sie sich als Seeräuber einen berüchtigten Namen machten. Ueber diesen Gegenstand werden wir in einem der folgenden Kapitel noch ausführlich sprechen.

Von der Kleidung der Malayen müssen wir hier auch noch einige Worte sagen; in mancher Beziehung gleicht sie der javanischen. Sie ist im Allgemeinen hübsch und geschmackvoll zu nennen, und wie zerrissen und elend auch ihre Werktagskleider sein mögen, an Festtagen erscheinen sie stets sauber und nett. Die Tracht der Männer besteht aus dem Baju, einer meistens weißen Jacke, dem Sluar, einer kurzen Hose, und dem Sarong, der um die Hüfte gewunden wird und bis an die Kniee reicht. Um das Haupt wird der Saputargan getragen. Die Kleidung der Frauen ist noch einfacher. Ein Sarong fällt bei den jungen Mädchen von dem Busen bis auf die Knöchel herab, während er bei den älteren Frauen nur von den Hüften bis zu

den Füßen reicht. Ueber die Schultern wird die Kabia, ein vorn offenes, loses Gewand, geworfen. Einzelne tragen auch, wie die Männer, ein Tuch um den Kopf gewunden; die meisten aber sind barhaupt und schmücken ihr Haar mit Kupfer- und Goldzierrathen.

Es wurde schon einmal hervorgehoben, daß die Malayen keineswegs fleißig sind; ihnen fehlt aller Erwerbssinn und wenn sie die Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen können, sind sie längst zufrieden. Diejenigen, welche in den Landdistrikten leben und nicht als Arbeiter in den Pflanzungen beschäftigt sind, bauen nur ungern Reis und andere Gewächse. Wenn die Jahreszeit es erlaubt, gehen sie auch auf die Jagd oder auf den Fischfang aus. Die Beschäftigung der Malayen in den Städten ist mannichfaltiger. Viele werden Matrosen und bilden die Mannschaften der meisten Handelsschiffe in der Malakka-Straße; so lange sie in der warmen Zone segeln, gelten sie für sehr tüchtige Schiffer. Im Verein mit den Chinesen bringen sie Fische auf den Markt der Städte, doch haben die arbeitsameren und geschickteren Chinesen ihnen hierin den Vorrang abgelaufen. Fast alle Kutscher und Diener der Europäer in den Städten des Archipels sind Malayen; sie lieben die Pferde ungemein und behandeln sie gut. Einen chinesischen Kutscher giebt es eben so wenig, wie einen malayischen Schneider. Dagegen sind sie gute Gärtner und treiben einen schwunghaften Handel mit Federvieh und Früchten. Malayische Handelsleute kommen von allen Inseln des Archipels nach Singapore, aber unter ihnen kein einziger Kaufmann. Die Parsis, Chinesen, Klings und Bengalesen haben dort kaufmännische Geschäfte errichtet, welche mit denen der Europäer wetteifern, aber der Malaye erhebt sich nie über den Höker hinaus und das hängt sicher mit dem geringen Erwerbstrieb und der Gleichgiltigkeit gegen Reichthum zusammen.





Der Kina Balu auf Borneo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Vegetationsbild von Sampit (Süd-Borneo).

Viertes Kapitel.

Die Insel Borneo und ihre Natur.

(Von der Redaktion des „Buchs der Reisen".)

Allgemeiner Ueberblick. — Der Berg Kina-balu. — Das Pflanzenreich. — Die Nepenthes-Arten. — Kulturgewächse. — Der Orang-Utan. — Die Thierwelt Borneo's. — Verwilderte Elephanten. — Vögel. — Alligatoren. — Riesenschlangen. — Wassermusik der Fische. — Insekten. — Mineralreichthum. — Diamanten.

Borneo, die größte Insel unserer Erde, nimmt einen Flächenraum von 12,962 (nach Andern 13,597) geographischen Geviertmeilen ein, übertrifft somit an Ausdehnung noch die zum ehemaligen deutschen Bunde gehörigen Länder.

Herrlich hat die Natur das ausgedehnte, in seiner Mitte vom Aequator durchschnittene Land mit der reichen Fülle ihrer Erzeugnisse versehen, die nur der menschlichen Thätigkeit und der Ausbeute warten, um den europäischen Markt zu bereichern.

Zahlreiche Ströme, deren Quellen an hohen Gebirgsknoten liegen, durchfurchen nach allen vier Himmelsgegenden die Insel und überall, bis zu den hoch in den Wolken sich erhebenden Bergen im Innern, überdeckt ein dicke Lage fruchtbarer Dammerde den Boden, der zum Anbau aller Kolonial-Erzeugnisse einladet.

Das Gerüst der Insel, an welches sich die ebeneren Theile anschmiegen, besteht aus einer Reihe von Gebirgssystemen der primären Formation, die ihre Zweige nach den verschiedenen Richtungen der Windrose ausschicken. An der bei Weitem am besten erforschten und bekannt gewordenen Nordwestküste zieht sich eine Gebirgskette von Südwest nach Nordost bis zum äußersten Norden der Insel hin, erreicht in dem unabhängigen Dajaken-Staate Sarawak eine Höhe von 6000 Fuß und gipfelt sich allmälig an ihrem Nordende zu dem Riesenberge Kina-balu (St. Pietersberg), der nach Belcher eine Höhe von 13,698 Fuß hat. Eine andere Gebirgskette zieht sich von der Südwestspitze Borneo's aus im Distrikte Kirdawangan nordostwärts, nähert sich dem ersterwähnten Gebirgszuge und bildet in Vereinigung mit ihm ein Hochland im Centraltheile Borneo's, das uns bis jetzt sehr wenig bekannt geworden ist. Von diesem Hochlande zweigen sich verschiedene Bergzüge ab; ein Zweig geht ostwärts nach der Landschaft Kutei, ein anderer südlich nach Banjermassing zu. Granit, Syenit, Glimmerschiefer und Kalk sind die Hauptbestandtheile dieser Gebirge.

Zwischen diesen Gebirgen liegen ausgedehnte und fruchtbare Ebenen, und rings um die Insel hat sich ein mehr oder weniger breiter Saum von Alluvialgrund gebildet, der mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist. Bedeutende, wasserreiche Ströme ergießen sich an verschiedenen Stellen der Küste in's Meer; sie sind weithinauf selbst für größere Schiffe fahrbar und führen bis in's Herz der Insel. So sind von der Natur selbst die besten und billigsten Handelsstraßen geschaffen worden, auf denen ein leichter Absatz der reichen Landeserzeugnisse ermöglicht wird. Doch hat der Mensch auf Borneo noch sehr wenig zu deren Ausbeute gethan. Noch liegen die reichen Gaben der Natur ziemlich brach, und die spärliche Bevölkerung (nach von Kessel $2^1/_2$ Million, nach dem „Aardrijksundig en statistisch Woordenboek van Nederl. Indië“ 1861 gar nur 1,200,000) lebt inmitten der reichen Schätze des gesegneten Landes in Armuth. Die größten an der Nordwestküste mündenden Ströme sind der Limbang bei Bruni, der Redschang, Seribas, Batang-Lupar und Sarawak. An der Ostküste bildet der Gebirgszug Sakuru die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Bulungan und Beran-Stromes und jenem des majestätischen Kutei-Flusses. Ebenso macht die südlich verlaufende Meratus-Kette die Grenzscheide zwischen dem letztgenannten Strom und dem von Banjermassing.

An der Westküste mündet der mächtige Kapuas- oder Pontianak-Strom in's Meer; nördlich von diesem ergießt sich der Sambas, südlich dagegen der Pawan

und Simpang in's Meer. Alle diese Strönke und deren Nebenflüsse bahnen sich ihren Weg durch ungeheure Wälder, die zu vielen lokalen Regenergießungen Anlaß geben und den Wasserreichthum der Insel erstaunlich vermehren. Da schwellen die wilden Gebirgswasser zu breiten Fluten an, die sich oft über weite Strecken ergießen und das ebene Land in nasse Flächen verwandeln.

Einzig in ihrer Art sind durch ausgezeichnete, bald bizarre, bald majestätische Formen, die vereinzelt stehenden Berge der Inseln, während andere wieder, gleich richtigen Riesen, ihr Haupt kühn über die emporliegenden Gebirgszüge emporheben und schon von Weitem die Blicke anziehen. Zu diesen gehört namentlich der schon erwähnte Kina balu, der nicht fern von der Nordspitze Borneo's in die Wolken strebt. Der englische General-Konsul Spencer St. John, welcher lange Zeit auf Borneo lebte, hat einen zweimaligen Versuch gemacht, den Berg zu erklimmen; doch beide Male mißglückte sein Unternehmen; der höchste Punkt, den er erreichte, lag etwa 9000 Fuß über dem Meere, und von da hatte er noch mindestens 4000 Fuß bis zum Gipfel. Die erste Ersteigung ward im April 1858 angetreten. Längs des Tampasuk-Flusses, der vom Kina-Balu nach Norden zu fließt, drang man vorwärts; die Schwierigkeiten waren nicht geringer Natur, denn bald war der Fluß zu durchwaten, bald ging es über zerbröckelte Granitfelder, bald durch Urwälder. Tief hatte der Strom und seine zahlreichen Nebenflüsse den Boden durchwühlt; Landstürze und Erdrutsche bedrohten die Reisenden von allen Seiten und selbst ungeheure Granitblöcke, die ursprünglich auf dem Gipfel des Berges gelegen haben mochten, waren durch die Gewalt des Wassers weit in's Land hineingeführt. Nach den starken, wolkenbruchartigen Regengüssen, die im Innern Borneo's keineswegs zu den Seltenheiten gehören, steigen die wilden Ströme oft binnen wenigen Stunden fünfzig Fuß hoch und reißen dann mit unwiderstehlicher Gewalt Alles, was ihnen in den Weg kommt, selbst die schwersten Felsmassen, wie leichte Spielbälle mit sich fort. Die von ihnen weggeschwemmte Erde wird lange Zeit im Wasser schwebend erhalten und erst an den Küsten abgesetzt, wo sie dann den fruchtbaren Alluvialboden bilden hilft.

Die Eingeborenen, welche Spencer St. John bei seiner Expedition begleiteten, konnten sich den wissenschaftlichen Zweck derselben nicht vorstellen. Sie verfielen auf allerhand Muthmaßungen. Bald glaubten sie, er suche Schätze, bald vermutheten sie, er jage der Frucht des Legundi-Baumes nach, die auf dem Gipfel des Kina-balu wächst und Demjenigen, der sie ißt, die verlorene Jugend wiedergiebt. Die Natur an den Abhängen des Kina-balu ist ungemein reich, namentlich wachsen hier die schönen Nepenthes-Arten und rothe, violette oder gelbe Alpenrosen. Die Kälte nimmt zu, je näher man dem Gipfel kommt, und als die Reisenden die zweite Nacht nach ihrem Aufbruche in einer Höhle zugebracht hatten, fanden sie am andern Morgen alle Gebüsche mit Reif überzogen. Auf die Rhododendron-Büsche folgte nacktes granitisches Gestein, und aus diesem erhob sich, 3000 Fuß hoch, noch fast senkrecht ansteigend, der Gipfel des Berges. Hier und da strömten kleine Wassergeriesel über den Granit, und kleines Strauchwerk wuchs spärlich in den geschützten Winkeln der Felsvorsprünge. Da die Felsen fast unter 40 Grad anstiegen, so versuchte

Spencer St. John die Ersteigung mit wollenen Strümpfen durchzusetzen; diese zerrissen jedoch bald und seine Füße begannen zu bluten. Außer einigen Moosen und Gräsern wuchs an dieser Stelle nichts weiter. Von dem Moose, so erzählten die Eingeborenen, nährten sich die Geister ihrer Vorfahren, und das Gras diente als Futter der geisterhaften Büffel, die ihren Herren in die andere Welt nachfolgten.

Bei seiner zweiten Expedition, die einige Monate später stattfand, gelangte Spencer St. John zu keinem glücklicheren Resultate. Diesmal drang er längs des Flusses Tawaran vor, der vom Kina-balu nach Westen zuströmt. Der Berg zeigte sich nun von der Westseite, von wo er den schönsten Anblick bietet. Eine weiße luftige Wolke, deren Ränder vom Glanz der Abendsonne goldig gefärbt erschienen, umlagerte die obere Hälfte, doch so, daß der Gipfel noch frei aus ihr heraustrat. Jede Spalte, jeder Riß war in dem ungeheuren Granitkoloß deutlich zu erkennen, nur zur Rechten und Linken lagen die zwei tiefen Thalschluchten, aus welchen der Dahombang und Pinokok hervorrauschen, in Dunkel gehüllt; aber gleich einem Silberband glänzte aus dem Schatten dieser Thäler eine Reihenfolge von Wasserfällen hervor. Um das herrliche Bild zu vollenden, spannte sich über dem Berge, der hier 5000 Fuß über die benachbarten Gebirge fast senkrecht ansteigt, ein doppelter Regenbogen aus.

Anders gestaltet sich die Flora an diesen Bergen im Innern des Landes, anders in den tiefen Alluvial-Ebenen, die sich bisweilen Hunderte von Meilen längs der Küste hin erstrecken. An der letzteren entfaltet sie ganz besonders ihren Reichthum. Casuarinen, Cäsalpinien, Rhizophoren, Avicennien und namentlich Palmen treten in seltener Mannichfaltigkeit auf. Neben ausgedehnten Urwäldern von dem geschätzten Teckholz, Eisenholz, Gutta-Percha und Ebenholz sind Farbenhölzer, Muskatbäume, Sagopalmen, Kampher, Zimmt, Citronen, Pfeffer, Ingwer, Betel, Reis, Getreide, Bataten, Yams, Bambu und Zuckerrohr die wichtigsten Erzeugnisse der Pflanzenwelt. Die Kokospalme, diese Universalbürgerin der Tropen, fehlt eben so wenig wie die Nipa-Palme (Nipa fruticans). Sie ist für die Borneaner von hohem Werthe. Aus dem Saft bereiten sie einen groben Zucker, mit den Blättern decken sie ihre Hütten, deren Wände aus den Kejang-Matten hergestellt werden, die aus dem Laub dieser Pflanze geflochten sind. Die Eingeborenen zählen mit Leichtigkeit ein Dutzend Nutzanwendungen der Nipa her; die wichtigste ist aber die Salzbereitung aus den Wurzeln. Da die Nipa-Palme nur im salzigen oder brakigen Wasser wächst, so nimmt sie eine bedeutende Menge Chlornatrium auf; um dieses aus den Wurzeln zu gewinnen, werden letztere verbrannt und die entstandene Asche ausgelaugt. Das starke kochsalzhaltige, übrigens sehr unreine Laugensalz wird von den Eingeborenen bei Weitem dem gewöhnlichen Seesalz vorgezogen. Charakteristisch für die Nipa-Palme ist, daß sie stets im tiefen Wasser wächst, während die Rhizophoren seichte Stellen aufsuchen.

An zahllosen farbenprächtigen Blumen, Kräutern und Sträuchern, die dem warmen und feuchten Boden entkeimen, ist eben so wenig Mangel wie an Schlingpflanzen, die als luftige Laubgewinde an den Baumstämmen in die Höhe klettern. Hier findet man auch die schönsten Orchideen, unter welchen die **Phalaenopsis**

amabilis ihre atlasweißen großen Blütenblätter gleich einem Schmetterlinge an den Bäumen ausbreitet, von denen sie in Büscheln herniederhängt.

Dringen wir weiter in's Innere des Landes, wo der Boden sich erhebt und die Hitze abnimmt, so gesellt sich zum Reichthum der Natur auch die frische, gesunde Luft, ohne welche der Mensch alle die vor ihm ausgebreiteten Herrlichkeiten nicht dauernd zu genießen vermag. Gern verweilt das Auge auf den goldgelben, weißen oder rosigen Blüten der **Bauhinia**, der schönen **Hoja imperialis** oder den prächtigen Alpenrosen, deren Büsche das ganze Jahr hindurch mit Blüten geschmückt sind.

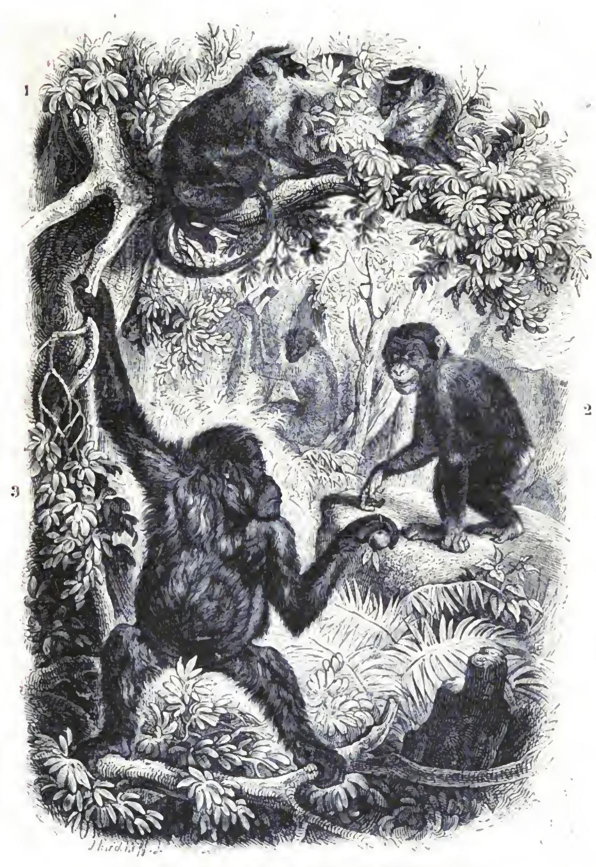


Nepenthes und Edwardsiana villosa.

Durch Seltsamkeit der Form und Pracht der Farben stechen aber die auf Borneo heimischen Nepenthes-Arten alle anderen Blumen aus. Ihre im verschiedensten Farbenschmelz prangenden, riesigen, becher- oder krugförmigen Blüten sind bis zur Hälfte mit einem aromatischen Wasser gefüllt, das die Pflanze selbst absondert und das dem Wanderer, der die Berge besteigt, einen

Labetrunk bietet. Die schönsten Arten, welche Low entdeckte und der britische Botaniker Hooker beschrieb, wachsen am Kina-balu. Im Ganzen kennt man von Borneo 22 Arten, unter denen die **Nepenthes Edwardsiana, villosa** und **Rajah** die schönsten sind. Die größte darunter ist die nach Sir James Brooke benannte **N. Rajah**, eine Pflanze von nur etwa 4 Fuß Länge, die jedoch zahlreiche große Blumenkrüge trägt. Die Länge eines solchen beträgt durchschnittlich 15 Zoll. Der ovale Rand desselben ist mit einem gefältelten Saume von etwa 2 Zoll Breite umgeben, dessen fleischrothe Färbung von dem tief violetten Purpur des eigentlichen Kruges stark absticht. Ein breiter blattartiger, grüner Auswuchs, der vom oberen Theil des fleischfarbigen Randes sich abhebt, überschattet die Oeffnung des Kruges. Diese herrliche Pflanze wurde von Low in einer Höhe von 5000 Fuß am Kina-balu entdeckt. Ihre größten Blumenkrüge hatten einen Umfang von zwei Fuß; sie glichen also kleinen Eimern. In einem derselben fand Low eine ertrunkene Ratte. Einige tausend Fuß höher am Kina-balu wächst **N. Edwardsiana.** Diese hübsche Pflanze, welche eine Länge von 20 Fuß erreicht, schmarotzt auf Bäumen, von denen man die cylinderförmigen, fein gerippten Krüge herabhängen sieht. Der nach der Basis zu angeschwollene Blumenkrug ist unten erbsengrün und geht nach oben in ein lebhaftes Roth über. Die Mündung ist fast kreisrund. Die Länge des Cylinders beträgt gegen zwei Fuß bei ausgewachsenen Exemplaren. In der gleichen Höhe mit ihr kommt am Kina balu **N. villosa** vor, die sich durch pfirsichfarbene, mit Karmoisin gesprenkelte Krüge auszeichnet.

Reichlich wird auf Borneo der Fleiß des Pflanzers belohnt. Kaum giebt es ein Kulturgewächs des ostasiatischen Archipels, das nicht einen günstigen Boden zur Vervielfältigung auf dieser Insel fände. In den wasserreichen Ebenen gedeiht der Reis, doch tummeln sich hier nicht, wie auf Java, Millionen fleißiger Hände, welche die Fruchtbarkeit des Bodens zu benutzen verstehen. Von trefflicher Beschaffenheit ist das auf Borneo wachsende Zuckerrohr. Auf den Hügeln und an den Bergabhängen erhebt sich im Schatten riesiger Waldbäume der Kaffeestrauch, der hier ein vorzügliches Produkt liefert. Mit dem besten Erfolge wird auf den Höhen und in den Ebenen die Baumwolle gepflanzt, doch ist die Ausfuhr von diesem nützlichen Erzeugniß nur sehr gering. Der Kakaobaum trägt in den wenigen Gärten, die zu Pontianak und Sambas mit ihm bepflanzt sind, reichliche Früchte; von einer größeren Kultur ist jedoch noch nicht die Rede. Die saftigen Fruchtarten Borneo's sind dieselben, die schon bei Java erwähnt wurden. Der Pisang mit seinen Varietäten, die Mangostan, die Mangka, die saftige Bilimbi, die Brotfrucht, die Rambutan und die verschiedenen Citrus-Arten sind vertreten. Die Gewürznelke und der Muskatnußbaum kommen vor, letzterer jedoch nicht wild, sondern angepflanzt. Unter den Palmen sind noch die Zucker- und Sago-Palmen zu erwähnen. In der Gegend von Bruni am Limbang-Strome unterscheiden die Eingebornen zwei Arten von Sago-Palmen, deren eine dornig ist, während die andere einen glatten Stamm hat. Die erstere ist dadurch gegen die wilden Schweine geschützt, während die letztere, obgleich ihr dieser Schutz abgeht, dennoch eine reichlichere Ernte liefert.



1 Der Schlankaffe. 2 Der Siamang. 3 Der Orang utan.

Wie die Natur Borneo begünstigt, das erkennt man auch wieder an der Sago-Palme; sie ist nur eingeführt, wächst jetzt aber überall gleichsam wild. Nach drei oder vier Jahren entstehen neben dem Hauptstamme junge Schößlinge aus den Wurzeln, die, wenn im achten Jahre die Palme zur Sago-Gewinnung gefällt wird, an die Stelle des Mutterbaumes treten. In alten, gut eingerichteten Pflanzungen kann man alljährlich einen Baum aus demselben Wurzelstock fällen. An dem Aussehen der Blüte erkennen die Eingeborenen genau, wann die Reifezeit des Sago gekommen ist und die Palme den besten Ertrag liefert.

In der Thierwelt Borneo's fällt uns zunächst das äußerst zahlreiche Affen-Geschlecht auf, mit dem die Bewohner beständig im Krieg liegen, da die Affen die ärgsten Reisdiebe sind und auch die andern Anpflanzungen durch ihre Räubereien schädigen. Der einfarbige, langarmige Wauwau (**Hylobates concolor**), der von den Eingeborenen Melampian genannt wird, ist auf Borneo sehr häufig. Mehrere Arten von Semnopitheeus sind nur auf dieser Insel allein gefunden worden. Wie auf Sumatra die Malayen, so zähmen die Dajaks von Borneo auch einen Affen, den **Inuus nemestrinus**, der zum Abpflücken der Kokosnüsse abgerichtet wird.

Am berühmtesten unter den borneanischen Affen ist aber der Orang utan geworden, dessen eigentliche Heimat die Nordwestküste Borneo's ist. Alle Eingeborenen stimmen darin überein, daß es zwei besondere Arten gebe, und daß bei der größeren Art, dem Pappan, Männchen, Weibchen und Junges durch Schwielen auf den Wangen sich von der andern Art, dem Rambi, unterscheiden. In manchen Gegenden findet man nur die eine oder andere Art allein. Der Rambi ist die kleinere Art und hat keine Schwielen auf den Backen. In der Zoologie ist bis jetzt kein Unterschied unter den Orang utans gemacht worden.

Ueber das Leben dieser „Waldmenschen" liegen vielerlei Beobachtungen vor, namentlich von Seiten der Engländer, welche Borneo's Nordwestküste genau kennen lernten, von Brooke, Low und Spenser St. John. Sie berichten, daß der Affe sehr träge und langsam in seinen Bewegungen sei; selbst wenn die Jäger schreien und ihre Gewehre abfeuern, eilen sie nur allmälig von Baum zu Baum weiter. Im Allgemeinen suchen sie die allerhöchsten Baumäste auf und bleiben dort unbeweglich, wenn auch auf sie geschossen wird, und die Gegenwart des Menschen scheint sie wenig zu kümmern. Wird der Orang utan verwundet, so läßt er ein grunzendes Gebell hören; seine Lebenskraft ist ungemein zäh, und Brooke erzählt, wie ein Männchen erst nach der siebenten Kugel starb. Beide Arten, der Rambi und der Pappan, bauen sich Nester oder Behausungen auf den Bäumen aus zusammengeflochtenen Blättern und Zweigen, die einem großen Krähenneste ähneln. Die Eingeborenen suchen das Nest auf, schlagen an den Baum, auf welchem sich ein solches befindet, und der Orang utan giebt dann einen grunzenden Laut von sich. Wenn er reife Früchte vermuthet, kommt er gern in die Nähe der menschlichen Wohnungen, um dort kleine Raubzüge zu unternehmen. Gewöhnlich hält er sich jedoch im Innern der Wälder auf und die Beschaffenheit seiner Zähne beweist deutlich, daß er auch von Früchten mit harter Schale sich nährt.

Man findet die Thiere fast stets einzeln und nur dann und wann Männchen und Weibchen in Gesellschaft. Ueber die Größe, die ein ausgewachsener Orang utan erreichen kann, weichen die Angaben unter einander sehr ab. Die Eingeborenen übertreiben gewöhnlich. Der Naturforscher Wallace, der am Sadong-Flusse jagte, hat keinen geschossen, der größer als vier Fuß war, während Spenser St. John einen solchen von 5 Fuß 2 Zoll Länge erwähnt.

In Sarawak sind zahme Orang utans nicht selten. Der letztgenannte Reisende erzählt von einem halberwachsenen Weibchen, Betsy, das ein sehr sanftes, zuthunliches Geschöpf war. Man hätte es frei umhergehen lassen können, aber dann würde es unter den Kohlpalmen allzugroßen Schaden angerichtet haben. Das Thier hatte einen großen Käfig, mochte aber nicht gern allein sein und folgte den Menschen, wo sich nur irgend Gelegenheit dazu bot. Bei Nacht oder kühlem Wind hüllte es sich sorgfältig in eine Decke oder in einen Pelz und suchte die wärmste Stelle des Lagers aus. Spenser St. John theilt noch folgende Geschichte mit, die ihm die Eingeborenen erzählten. Ein junger Dajak wanderte an einem heißen Tage durch das Dickicht; er kam zu einem kühlen Bache, dessen klares Wasser ihn zum Bade einlud. Schnell entkleidete er sich, legte seine Waffen, Schwert und Blasrohr, auf die Seite und sprang in den Fluß. Als er sich erfrischt hatte und wieder an's Ufer stieg, bemerkte er, wie ein mächtiges Orang utan-Weibchen vor seinen Kleidern Wache hielt und auf ihn zukam. Sprachlos vor Erstaunen stand er da; dasselbe steigerte sich jedoch noch mehr, als das Thier ihn beim Arme ergriff und ihn zwang, mit auf einen laubreichen Baum zu klettern. Dort mußte er sich zu ihm setzen und bekam Früchte zu essen, doch bewachte es ihn eifersüchtig und litt nicht, daß er hinabstieg. Dies dauerte einige Zeit, bis die Wächterin sorgloser wurde. Der Mann benutzte den günstigen Augenblick und entschlüpfte nach dem Platze, wo er seine Waffen gelassen hatte. Als der Orang utan ihm dahin folgte, erschoß er ihn aus dem Blasrohr mit einem vergifteten Pfeile. Wir überlassen es jedem Leser, von dieser Geschichte so viel zu glauben, wie ihm beliebt.

Eins der merkwürdigsten Thiere Borneo's ist der **Potamophilus barbatus**, welcher die Mitte zwischen Fischotter und Civettekatze hält und sich durch dichte wollige Behaarung, aus der einzelne steife Haare hervorstehen, durch ein breites Maul und durch lange Borsten auf der Oberlippe, den Wangen und über den Augen auszeichnet. Der kleine malayische Bär (**Ursus malayanus**) ist im Innern ziemlich häufig. Dieser auch unter dem Namen Bruan bekannt gewordene Bär lebt keineswegs ausschließlich auf Borneo; er ist vielmehr auch auf anderen Sunda-Inseln, in Nepal und Hinterindien gefunden worden. Vorzugsweise nährt er sich von Vegetabilien, liebt aber besonders Süßigkeiten, saftige Früchte, Zucker und Honig. In den Zuckerplantagen und Kokospflanzungen richtet er manchmal bedeutenden Schaden an. Auf den Bäumen befindet sich dieser geschickte Kletterer außerordentlich wohl, doch weiß er auch auf dem Boden sich schnell fortzubewegen und gilt als gutmüthiger, harmloser Geselle, der sich leicht zähmen läßt. Sir Stamford Raffles, welcher einen dieser Bären besaß, durfte ihm den Aufenthalt in der Kinderstube gestatten und hatte niemals nöthig, ihn

durch Anlegen einer Kette oder Schläge zu bestrafen. Mehr als einmal kam er ganz artig an den Tisch und bat sich von der Gesellschaft Etwas zu essen aus, wobei er lüstern die lange Zunge zeigte. Er war ein Gourmand, der neben süßen Früchten auch Champagner genoß. Dieser Bruan wurde im ganzen Hause von Jedermann gern gesehen und geliebt; sein ganzes Betragen war musterhaft, da er nicht einmal dem kleinsten Thiere Etwas zu leide that und oft mit Katzen oder Papageien sein Mahl aus einer Schüssel theilte. Andere behaupten dagegen, daß der malayische Bär dumm und tückisch sei. In den europäischen Thiergärten sieht man ihn jetzt sehr häufig und dort ist er genau beobachtet worden; über sein Leben in der Wildniß fehlen aber noch immer eingehende Nachrichten. Der Tiger, welcher auf der Halbinsel Malakka und auf Java mit Recht so sehr gefürchtet wird, fehlt dagegen auf Borneo gänzlich. Statt seiner tritt in den gebirgigen Theilen des Landes ein mittelgroßer Panther mit gestreiftem Felle (Felis macrocelis) auf, dessen Fell die Eingeborenen als Kriegsgewand tragen. Eine eigene Art wildes Schwein mit weißem Barte, das Babi puta, ist die Lieblingsnahrung dieser Raubkatze. Man findet dieses Schwein nur allein auf Borneo; es zeichnet sich durch einen langen schmalen Kopf, helle braungelbe Haare, lange Borsten auf den Wangen und eine eigenthümliche Anschwellung am Ende des Schwanzes aus. Herdenweise durchzieht der wilde Ochse die Grasebenen an den Flüssen der Insel, die ihm saftige Weide gewähren. Die Bergratte, welche namentlich am Kina balu häufig vorkommt, wird von den Eingeborenen gegessen, während sie diejenigen Ratten verschmähen, die in ihren Häusern leben. Charakteristisch für Borneo sind auch die verschiedenen Hirscharten, der große Pferdehirsch, das schöne Kanschil oder der kleine malayische Hirsch.

Es wurde bereits angeführt, daß der Elephant einzig und allein auf Sumatra vorkommt, während er auf den übrigen Sunda-Inseln fehlt. Auch auf Borneo hat er keineswegs sein ursprüngliches Vaterland, so wenig wie das Nashorn, er ist dort nur an der Nordostküste verwildert. Die Malayen bringen von diesen Elephanten Elfenbein in den Handel, so daß an deren Vorkommen keineswegs gezweifelt werden kann. Spenser St. John sah viele Männer, welche die Elephanten an Ort und Stelle beobachtet hatten. Wie sie in jene borneanischen Wälder kamen, darüber erzählt man sich verschiedene Geschichten. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Ostindische Compagnie vor etwa 100 Jahren dem Sultan von Sulu mehrere Elephanten zum Geschenk sandte; dieser erschrak über die ungeheuren Thiere, von denen er glaubte, sie würden seine ganze Insel auffressen, so sehr, daß er sie nach der Nordostküste Borneo's überführen ließ, wo sie sich bald sehr stark vermehrten und in den Pflanzungen großen Schaden anrichteten. Das borneanische Elfenbein wird meistens von den Elephanten gewonnen, die man todt in den Wäldern liegen findet.

Spenser St. John berichtet von einem Eingeborenen, der in dunklen Nächten, nur mit einem scharfen Speer bewaffnet, sich an die Elephantenherden vorsichtig heranschleicht und einem der Thiere seine Waffe in den Bauch rennt. Durch das Gebrüll des verwundeten Elephanten erschreckt, flieht die ganze Herde davon.

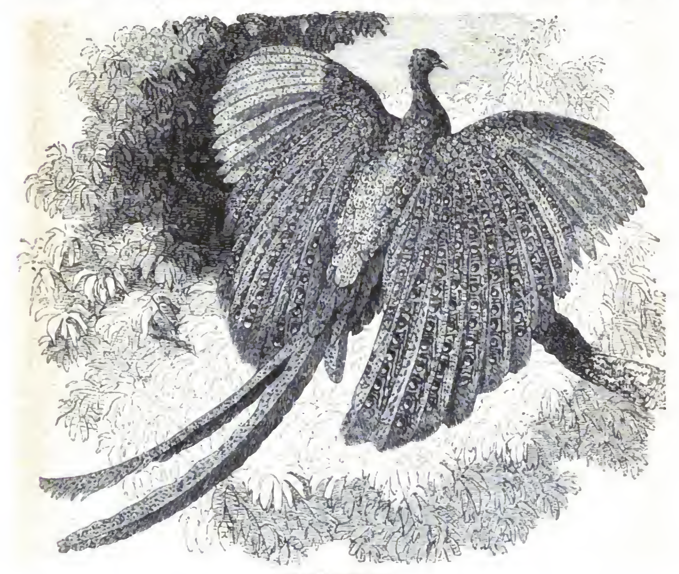


Der malayische Bär.

Der kühne Jäger folgt am andern Morgen der Blutspur und findet das verwundete Thier dem Verenden nahe. Er giebt ihm den Gnadenstoß und bemächtigt sich der Zähne.

Unter den Vögeln Borneo's finden wir auch manchen durch glänzendes Gefieder ausgezeichneten Waldbewohner, wenngleich der Artenreichthum dieser Insel gegenüber anderen Tropengegenden nicht bedeutend genannt werden kann. Insbesondere ergötzen durch die Pracht ihres Federschmuckes die **Pitta**-Arten, namentlich **P. Baudii**, die ihren Namen nach dem General-Gouverneur Baud trägt. Unter den Raubvögeln zeichnet sich ein Fischadler (**Falco ichthyaetus**) aus, der auf den hohen Bäumen an den Flußufern horstet und von dort aus mit scharfem Blicke die unter ihm strömende Flut beobachtet. Sobald er einen Fisch erspäht hat, schießt er pfeilschnell in schiefer Richtung auf ihn zu, ergreift ihn und taucht oft eine halbe Minute lang unter das Wasser, wo er seine Beute überwältigt und endlich mit ihr zum Neste zurückkehrt. Das harmlose Taubengeschlecht nistet meistens an den Rändern der Wälder; es ist durch mehrere Arten vertreten, die sich sowol durch Anmuth der Form, als durch glänzendes Gefieder auszeichnen. In den bergigen Gegenden kommt der Nashornvogel vor; finken- und sperlingsartige Vögel leben in den grasigen Ebenen an der Küste. Dort kommt auch ein schöner weißer Kranich vor. In den Wäldern, die sich längs den rauschenden Strömen hinziehen, hört man allabendlich ein tausendstimmiges Konzert, das die Affen, Insekten und mancherlei Vögel verursachen. Wenn Alles still geworden, dann ertönt nur noch ein seltsamer Schrei; laut und deutlich, weithin schallend werden die Silben Tu-wan drei Mal hintereinander wiederholt. Das ist der Ton, den der schöne Argusfasan (**Argus giganteus**) von sich giebt, wenn er das Weibchen lockt, welches in ähnlicher Weise antwortet. Dieser Prachtvogel unterscheidet sich von allen bekannten Vögeln dadurch, daß die Federn des Ober- und Vorderarmes außerordentlich verlängert, die an der „Hand" dagegen sehr kurz sind, umgekehrt wie wir es sonst in der Vogelwelt finden. Auf diesen langen, schön dunkelbraunen Federn, welche mit vielen helleren und dunklen Streifen und Pünktchen überzogen sind, stehen große schillernde Augenfedern, denen ähnlich, die der stolze Pfau in seinem Schweife zeigt. Dieses gilt jedoch nur vom Hahne, bei der Henne ist das Gefieder viel einfacher gezeichnet. Außer den herrlichen Flügelfedern zeichnen den Argus noch zwei getüpfelte, 4 Fuß lange Mittelschwanzfedern aus, die den größten Theil der Gesammtlänge des Vogels wegnehmen, welche bis 6 Fuß beträgt. Auch die Salangan-Schwalbe (**Hirundo esculenta**) baut an den Küsten, mehr jedoch in den zahlreichen Höhlen im Innern des Landes, ihr gelatinöses Nest. Zuweilen wird der Reisende von seltsamen Erdhügeln im Innern der Wälder überrascht, die ihn an die Bauten der Termiten erinnern. Sie sind vier bis fünf Fuß hoch und haben bisweilen 60 Fuß im Umkreise. Im Innern finden sich verschiedene Zellen, die mit Moos und trocknen Blättern ausgefüttert sind. Hier legt der **Megapodius**, ein zum Hühnergeschlecht gehöriger Vogel, seine Eier, und er ist es auch, der diese riesigen Nester baut.

Zahlreicher als die Vögel sind auf Borneo die Reptilien vertreten. Der Alligator oder Kaiman (Crocodilus biporcatus) ist der Schrecken vieler Gegenden. Boote auf den Flüssen greift er selten an, desto häufiger jedoch die Menschen. Besonders ist der Lingga-Fluß wegen der vielen Alligatoren berüchtigt, die sich dort ungehindert vermehren, da die Eingeborenen aus einer Art Aberglauben das Thier nie tödten. Bei den Bewohnern des Sarawak-Flusses herrscht jedoch kein Vorurtheil und dort verfolgt man die gefräßigen Ungeheuer auf verschiedene Weise.



Der Argusfasan.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Alligator keinen Köder frißt, der auf irgend eine Art befestigt ist. Gewöhnlich fängt man ihn an einem eisernen Haken, auf den ein Hund, eine Katze oder ein Affe angesteckt wurde und der an ein vier bis fünf Klafter langes Rotangseil gebunden wurde. Damit der Alligator das Rotangseil nicht durchbeißen kann, wenn er den Köder verschlungen hat, so wird es auf etwa sechs Fuß Länge zu Fasern geklopft. Diese gefährliche Angel wird dann an einem über das Wasser hinragenden Baumaste aufgehangen; das daran steckende Thier, welches durch den Haken nur leicht verwundet ist, beginnt zu schreien; der

Alligator springt darauf aus dem Wasser und verschlingt den Köder sammt dem Haken. Nach einiger Zeit wird er an's Land gezogen, wobei er sich still verhält. Nun werden ihm die Beine auf den Rücken gebunden, wobei die Eingeborenen ihn als Fürst oder Großvater anreden und die Qualen bedauern, die er erleiden muß. Darauf wird er todt gestochen und der Magen untersucht, ob sich vielleicht menschliche Körpertheile in demselben befinden. „Ich habe oft gesehen", schreibt Spenser St. John, „wie die Knöpfe einer Weiberjacke oder der Zopf eines Chinesen aus dem Magen genommen wurden." Es scheint, als ob der Alligator seine Beute immer ganz verschlinge. Manche Leute verstehen den Fang vortrefflich. Ein Malaye fing im Sarawak binnen wenigen Monaten dreizehn Stück, und da die Regierung einen Thaler und fünf Groschen für jeden Fuß, den das Thier maß, bezahlte, so verdiente er eine hübsche Summe.

Manche Alligatoren werden bis 25 Fuß lang. Dies sind jedoch die größten. Die Dajaks erzählen, daß die Thiere sterben müßten, wenn sie nur die geringste Wunde in den Unterleib erhielten, weil die Würmer sich dort einnisteten und die Heilung verhinderten. Auf den Flüssen Borneo's findet man häufig Haarballen von fünf bis sechs Zoll im Durchmesser schwimmen, welche die Alligatoren ausspuckten. Es sind die unverdaulichen Theile der verschlungenen Thiere.

Unter den Schlangen nimmt die riesige **Boa constrictor** den ersten Rang ein. Die Eingeborenen erzählen von ihr viele übertriebene Geschichten, z. B. daß es Boa's von der Länge und Dicke eines großen Baumes gebe. Folgendes sind die Berichte Spenser St. John's über die borneanischen Riesenschlangen. Eines Nachts kam eine Boa unter das Haus eines Dajak (das auf Pfählen steht, wie landesüblich), drang durch einen gegitterten Bambu-Verschlag und tödtete ein großes Ferkel. Als sie sah, daß sie mit demselben nicht durch die Gitterstangen hindurchkonnte, fraß sie dasselbe auf der Stelle. Am Morgen fand sie der Hausbesitzer und sie wurde ihm eine leichte Beute. Er zog die Haut ab, die volle 19 Fuß maß.

Eine andere Boa wurde auf der kleinen Insel Labuan getödtet; sie maß, nachdem der Kopf und ein beträchtlicher Theil des Nackens abgehauen worden waren, noch über zwanzig Fuß. Eines Tages sah der Diener eines Herrn Coulson, der gerade mit dem Decken des Tisches beschäftigt war, daß urplötzlich eine mächtige Schlange auf einen Hund zuschoß, der ruhig im Schatten der Veranda lag; sie schleppte ihn fort. Jetzt kam Coulson, ergriff eine Lanze, einige Dajaks und Malayen thaten ein Gleiches, und man verfolgte das Ungethüm. Der Hund lag vor einem hohlen umgestürzten Baume, in welchen Coulson von oben herab mit der Lanze stieß. Er traf die Boa; sie steckte den Kopf aus einem Loche hervor; aber sogleich versetzte ihr ein Malaye einen Säbelhieb, der tödtlich war. Man zog sie heraus und fand, daß sie 24 Fuß lang war. Derselbe Engländer besitzt auch die Haut der größten Boa, welche je im nordwestlichen Theile Borneo's erlegt worden ist. Im März 1859 ging ein Malaye mit Frau und Kind an der Mündung des Bruni-Flusses auf einem schmalen Pfade, wo einer sich hinter dem anderen bewegen mußte. Ein kleiner Hund lief voran. Rasch wie der Blitz schoß eine Boa hervor, packte ihn und eilte mit der Beute wieder in's Gebüsch.



Pythonschlange.

Die Malayen rannten fort und erzählten Coulson, daß die Schlange sehr groß sei, worauf er sie zu erlegen beschloß. Nachdem er eine Miniébüchse geladen, ging er mit drei anderen Engländern, welche sich mit scharfen Säbeln bewaffnet hatten, in den Busch. Er wollte der Boa bis auf Klafterweite nahe gehen und ihr dann, um die Haut nicht zu beschädigen, eine Kugel durch den Kopf jagen. Wenn die Schlange ihn etwa verwunden wollte, sollten seine Gefährten auf sie einhauen, aber nicht eher, als bis die größte Gefahr vorhanden sei, denn ihm lag Alles an der Haut. Sie fanden die Boa unweit von der Stelle, wo sie den Hund überfallen hatte, den sie gerade umringelte. Als die Männer ihr nahe kamen, hob sie sich empor, schoß die Zunge heraus, hielt aber ihre Beute fest. Coulson ging ihr kalten Blutes bis auf fünf Schritte entgegen, paßte einen günstigen Augenblick ab und jagte ihr die Kugel in's Gehirn. Der Preis war der Mühe werth, denn das Ungethüm hatte wohlgemessen 26 Fuß 2 Zoll.

Auch andere, namentlich giftige Schlangen kommen häufig auf Borneo vor. Sie brechen in die Hühnerhöfe ein oder lauern, an die Baumstämme und Aeste fest angedrückt, regungslos auf die Pargam, die schönen grünen Tauben, welche die Wälder beleben. Die Malayen haben einen großen Abscheu vor Schlangen, besonders vor der Cobra, die auch in's Wasser geht und unbehindert durch die Ruderschläge hinter den Booten herschwimmt.

Unter den Schildkröten nimmt eine große Flußschildkröte den ersten Platz ein. Sie ist im Bruni-Flusse sehr häufig und zeichnet sich durch eine rüsselförmige Schnauze aus.

Eine eigenthümliche akustische Erscheinung auf Borneo, die mit der Fischwelt zusammenhängt, ist die sogenannte Wassermusik, die man an den Mündungen der Flüsse wahrnimmt. Schon der leider so früh verstorbene deutsche Naturforscher Dr. Schwaner beobachtete sie. Er vernahm melodische Töne, die in der Tiefe des Wassers erzeugt wurden, jetzt stark und anhaltend, dann kurz und abgebrochen. Es klingt wie ein Sirenengesang, den man unten aufsteigen hört; einmal voll und kräftig, einmal sanft und schmelzend, wie jene Melodien, die ein leises Lüftchen der Aeolsharfe entlockt. Die Eingeborenen schreiben diese Erscheinung einfach der Vermischung des süßen Flußwassers mit dem bitteren Meereswasser zu, denn je weiter das Seewasser in den Strom dringt, desto weiter wird die Wassermusik vernommen. Ein Holländer, Namens Präger, der in den Jahren 1860 und 1861 den größten Theil Süd-Borneo's zu Wasser und zu Land durchirrte, hat neuerdings seine Beobachtung über die Wassermusik veröffentlicht, wonach es scheint, als ob die Erzeugung derselben nur den Fischen zugeschrieben werden könne. Auch Professor Martins hat sich in diesem Sinne ausgesprochen.

Präger war im April 1860 mit dem holländischen Kriegsdampfer „Madura" auf dem größten Flusse an der Westküste, dem Pontianak. Am meisten hörte er hier die Musik während der Flut und des Hochwassers. Bei voller Flut fehlte sie. Man hörte sie bald höher, bald tiefer; deutlich vernahm man sie am Ufer, deutlicher jedoch, wenn man den Kopf halb in's Wasser tauchte. Legte man das Ohr an die Wand des eisernen Schiffes, so verstärkte sie sich; man hörte dann deutlich

abgebrochene Töne, wie wenn man die Saiten einer Baßgeige bearbeitet. Zu Anfang der Flut hört man einen, zwei, vier und endlich unzählige besondere Töne. Der Ton ist ziemlich tief, stoßend, gleichartig. Auch im Tawa-Fluß, und zwar an einer Stelle, wohin kein Seewasser mehr dringt, vernahm Präger dieselbe Musik. Präger vermuthete zuerst, daß Fische diese Wassermusikanten seien, und seine Vermuthung wird von Autoritäten unterstützt. Jede andere Hypothese reicht nicht aus, und dann giebt es ziemlich viele Fische, welche Töne erzeugen. Welche Arten dies jedoch in den Flüssen Borneo's thun, darüber verlautet noch nichts.

In reicher Entfaltung belebt Wald und Flur auf Borneo's mildem Boden die Insektenwelt. In den Wäldern und Grasflächen findet man prachtvolle Schmetterlinge von außerordentlicher Größe, von welchen manche ausgespannt bis neun Zoll messen. Den Boden beleben Käfer in unendlicher Mannichfaltigkeit, unter welchen ein grünlicher aus dem Geschlechte Aromia einen angenehmen Rosengeruch verbreitet. Zahlreiche Bienenschwärme häufen Wachs und Honig in den Wäldern an. Sie nisten am liebsten in den 150 bis 180 Fuß hohen Tapang-Bäumen, die zu den Ficus-Arten gehören. Die Biene Borneo's ist übrigens nicht so unschuldig, wie die kleine javanische. Sie besitzt einen tüchtigen Stachel, mit dem sie die Eindringlinge züchtigt. Man räuchert daher die Bienen erst aus, ehe der nackte Dajake auf den hohen Baum hinaufklettert. Der Stich der Hornisse zieht auf Borneo große Schmerzen nach sich; der Stich einer einzigen macht den Arm um das Doppelte seines Umfanges schwellen. Auch die Moskiten, die in den niedrigen Alluvial-Ebenen zu Millionen die Luft durchschwärmen, machen sich unangenehm bemerkbar und verbittern namentlich den Europäern den Aufenthalt in jenen Gegenden. Indessen ist nicht unwahrscheinlich, daß der durch die Moskitenstiche verursachte Hautausschlag theilweise die größeren Uebel verhütet, welche durch die Einathmung der feucht-heißen und mit fremdartigen Gasen vermengten Luft entstehen. Diese kleinen Plaggeister mögen daher als ein, wenn auch keineswegs angenehmes Schutzmittel gegen Fieberkrankheiten u. s. w. angesehen werden. Wenn Abends der Insektenchor sein Konzert beginnt, dann zeigt sich an den Flüssen die Feuerfliege mit ihrem wunderbaren Schein. Besonders in der Nähe der herrlichen Rambi-Bäume, wo sie am liebsten ihren Aufenthalt nimmt, schwärmt sie gleich flammenden Lichtern umher, die ihren Widerschein in der dunklen Flut des Wassers finden. Wohin wir unsere Blicke wenden, auf der Erdoberfläche, in der Luft, im Meer und in den Strömen, überall blickt uns das üppigste Leben in nie endender Mannichfaltigkeit entgegen, und ein ewiges Entstehen und Vergehen zeigt uns das Gesetz, dem die organischen Wesen unterworfen sind.

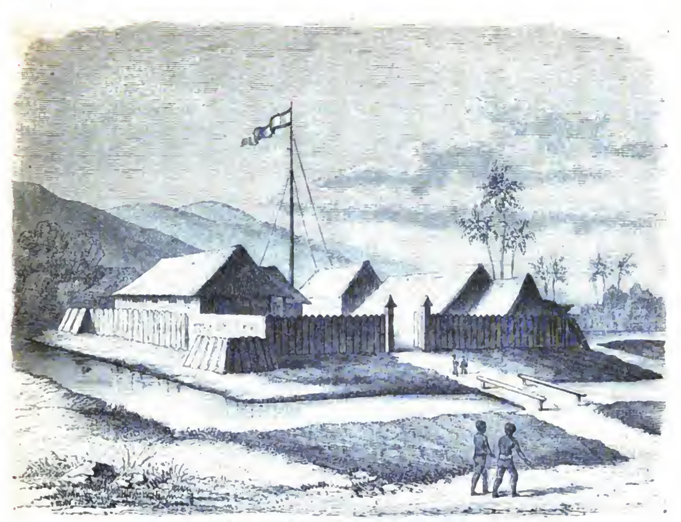
Mit dem Reichthume der Thier- und Pflanzenwelt wetteifern die mineralischen Schätze, welche der Erdboden in sich schließt. Reiche Golderze finden wir in den Gebirgen Borneo's, Goldstaub im Sande der Flüsse und Bäche. Mit der Gewinnung beschäftigen sich namentlich die Chinesen, und wir werden im folgenden Abschnitte Gelegenheit haben, hierüber noch näher zu sprechen. Weltberühmt sind die Diamanten Borneo's. Einer borneanischen Sage zu Folge sind die Diamanten die versteinerten Thränen einer unglücklichen, liebenden und betrogenen

Fürstin, Batu Intan genannt, welche dieselben in der Wildniß vergossen hat. Die Gewinnung der Diamanten, welche theils von Chinesen, theils von Eingeborenen betrieben wird, steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung. Die Lagen, in welchen sie mit Gold zusammen vorkommen, gehören der Diluvialzeit an und sind die Folgen einer Wasserflut. Im Gebiete von Banjermassing liegen sie, wie von Strantz berichtet, längs der Sohle der Thäler, der wasserscheidenden Landgürtel und längs dem Flusse des Gunong Bebaris in einem flach oder sanft ansteigenden Terrain verbreitet. Ferner findet man sie an den Flüssen Batu Api und Karang Intan und deren Nebenflüssen, auch in den Flächen, die an dem südwestlichen Ende des Gunong Bebaris und der östlichen Wasserscheide südlich von Martapura sich anschließen.

Um sie zu gewinnen, treibt man kleine, bis 12 Fuß tiefe Schachte, in welche man auf Leitern, Tanga, hinabsteigt. Das Wasser und der diamanthaltige Sand (Lambakan) werden in Körben und Eimern ausgeschöpft, worauf letzterer einer rohen Wascharbeit unterworfen wird. Was im Waschsieb (Ajakh) zurückbleibt, wird sorgfältig untersucht; dabei werden die Arbeiter von Aufsehern überwacht, die ihrerseits wieder unter Kontrole stehen. Einer derselben nimmt die großen Diamanten in Empfang, während ein anderer die kleinen oder Staubdiamanten in Verwahrung nimmt. Die Anzahl der Arbeiter in den Minendistrikten ist sehr verschieden und hängt von der Ausdehnung derselben ab. Es giebt Minen, in denen 250 Arbeiter, andere, in denen bis 1000 Leute arbeiten. Jedem Eingeborenen ist erlaubt, sich in einem Distrikte Diamanten zu waschen. Er bekommt vom Besitzer weder Lohn noch Unterhalt, dagegen das beim Waschen etwa abfallende Gold und alle Diamanten, die unter 2 Karat schwer sind. Die schwereren muß er gegen 20 Gulden per Karat ausliefern. Der Ertrag der Minen ist zwar sehr verschieden, doch sollen solche mit 200 Arbeitern jährlich 40,000 Gulden abwerfen, und die dem Thronfolger von Banjermassing gehörige Mine Gunong Sawak soll diesem Fürsten jährlich 240,000 Gulden einbringen. Es ist vorgekommen, daß man früher einen Diamanten von 74 Karat und vor einigen Jahren von 106 Karat gefunden hat.

Spießglanz findet man in mehreren Gegenden der Westküste, namentlich in Sarawak und am Sambas. Eisen ist in Menge über die ganze Insel verbreitet, ebenso Zinn. Nickel und Kupfer kommen an mehreren Orten vor; auch Quecksilber hat man entdeckt. An Wichtigkeit übertrifft alle diese Mineralstoffe jedoch die Steinkohle, welche in unerschöpflichen Lagern über das ganze gesegnete Eiland verbreitet ist. Sie harrt ihrer Gewinnung, um ihren gewaltigen und wohlthätigen Einfluß nach allen Seiten hin zu erstrecken.

Für die Erforschung Borneo's ist noch viel zu thun, noch liegen ungeheure Strecken jungfräulichen Bodens brach, noch rauschen Ströme durch das Land, die nie das Boot eines Weißen trugen, und noch stehen dort Urwälder, die kaum der Fuß eines Wilden, geschweige denn eines Europäers betrat. Hier ist noch ein ergiebiges Feld für Reisende, das schöne Früchte zu tragen vermag.



Holländisches Fort zu Sambas auf Borneo.

Fünftes Kapitel.

Bewohner und politischer Zustand von Borneo.

Verschiedene Volksstämme auf Borneo. — Die Dajaks. — Albinos. — Körperbeschaffenheit. — Sagen, Räthsel. — Kleidung und Waffen. — Alte Vasen. — Lebensweise. — Geburt, Trauung, Begräbniß. — Das Kopfabschlagen. — Kämpfe. — Meuchelmord. — Gottesurtheile. — Die Malayen. — Chinesische Ansiedlungen. — Eintheilung in Kongis. — Aufstände der Chinesen. — Politische Zustände von 1825 — 1830. — James Brooke erlangt den Besitz der Landschaft Sarawak. — Sein Leben und seine Unternehmungen. — Die Steinkohlen-Insel Labuan. — Die Stadt Bruni. — Prin's Reise. — Andere Expeditionen. — Schwaner's Expedition. — Banjermassing und der große Aufstand gegen die Holländer.

Man sollte glauben, je mehr ein Land durch die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse und durch die Milde seines Klima's den Menschen der Mühe überhebt, beständig für sein leibliches Dasein zu sorgen, und die Lebensbedürfnisse sich ihm mit Leichtigkeit darbieten, desto mehr würde er sich der Veredelung seiner geistigen Funktionen hingeben, es würde Bildung, Wissenschaft und feine Gesittung in demselben Maße einen hohen Grad erreichen, als die Natur schon für die Unterhaltung des Körpers gesorgt und der Mensch nur die Kultivirung seines Geistes

zu pflegen hat. Die Erfahrung lehrt uns jedoch das Gegentheil. Wenn auch ursprünglich die Kultur von der milden Tropenzone Asiens ausgegangen ist, so findet sich doch seit Jahrtausenden die höchste Kulturstufe nur in der gemäßigten Zone, wo theils der Wechsel der Jahreszeiten dem Menschen zur geistigen Anregung wird, theils aber auch die größere Mühe und Sorgfalt, die er bei weniger günstigen äußeren Verhältnissen auf die Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse verwenden muß, ihn zum Nachdenken veranlassen, so daß durch erhöhte geistige Thätigkeit Wissenschaften und Künste geboren wurden.

Was Borneo betrifft, so besteht dort noch ein schroffer Gegensatz zwischen Land und Leuten, indem ersteres durch Schönheit und Milde, letztere durch Rohheit und Wildheit im Allgemeinen sich auszeichnen.

Wir haben schon der geringen Bevölkerung Erwähnung gethan, die Borneo's ausgebreitete Ebenen und Hochebenen bewohnt, doch gilt solches nur von den uns bekannten Theilen des Landes. Viele Gegenden der Centraltheile sind uns noch völlig unbekannt, doch dürften auch diese kaum von einer sehr dichten Bevölkerung bewohnt sein.

Nach den neuesten Angaben (1863) besteht die Bevölkerung der unter unmittelbarer Herrschaft der Niederländer stehenden Länder der West-Abtheilung von Borneo aus 341,073 Seelen, darunter befinden sich etwa 24,000 Chinesen und nur etwas über 100 Europäer.

Die Bevölkerung der südlichen und östlichen Abtheilung Borneo's, so weit die Herrschaft der Niederländer reicht, besteht nach derselben Zählung aus 610,679 Seelen, wonach die unter niederländischer Herrschaft stehende Bevölkerung Borneo's sich auf 951,752 Seelen beläuft. Rechnen wir für die Nordküste und die noch unabhängigen oder unbekannten Stämme etwa eine eben so große Seelenzahl, so würde sich für ganz Borneo eine Bevölkerung von etwa 2 Millionen herausstellen. Wenn wir zuerst von der der Zahl nach größten Bevölkerung Borneo's sprechen und sie „Ureinwohner" nennen, so wollen wir nicht behaupten, daß sie nicht mit andern Völkern Asiens verwandt seien, oder nicht als ein Glied derselben betrachtet werden könnten. Es giebt überhaupt kein Land in der Welt, von dem sich sagen ließe, daß den gegenwärtigen bodenständigen Ursassen nicht eine frühere Bevölkerungsschicht vorausgegangen wäre. Wir finden im Gegentheil in den meisten Ländern, außer jenen Volksstämmen, von welchen die Geschichte in bestimmter Weise ihre Einwanderung nachweist, noch eine andere Bevölkerung, die man gewöhnlich Ureinwohner nennt und von deren erstem Auftreten im Lande allerdings keine geschichtlichen Nachweise vorhanden sind; doch bemerkt der Sprachforscher und Ethnograph selbst bei diesen Ureinwohnern immerhin noch viele Anhaltepunkte, die ihn auf ihre Verwandtschaft mit andern, zuweilen sehr entfernt wohnenden Völkern hinweisen. Ohne mich nun in die Untersuchung einzulassen, mit welchen Völkern die Bewohner Borneo's unverkennbare Verwandtschaft zeigen, will ich dieselben nur wie sie jetzt gefunden werden, und zwar vorzüglich an der von mir besuchten Westküste Borneo's, an der Mündung des Kapuas-Stromes bis nach Pontianak und Sambas, in allgemeinen Zügen zu beschreiben suchen.

Die ursprünglichen oder ältesten Bewohner Borneo's werden unter dem Namen „Dahahs" oder „Dajaks" zusammengefaßt, obgleich die Eingeborenen selbst sich diesen allgemeinen Namen nicht beilegen, sondern sich in zahlreiche Stämme vertheilen, von welchen jeder einen besonderen Namen trägt.

Außer den Dajaks bemerken wir am zahlreichsten an den Küsten, doch sich gegen die Centraltheile des Landes allmälig verlierend, die Malayen, welche offenbar einst als eroberndes Volk Borneo, wie die meisten andern Länder des Archipels, besetzt und die Dajaks sich unterworfen haben. Noch heutigen Tages sehen wir die Urbewohner auf einem großen Theile der Küstengegenden bis tief in's Land hinein unter der drückenden Herrschaft dieser Malayen seufzen, welche den besiegten Stämmen an Intelligenz und Bildung allerdings überlegen sind. Neben den Malayen erblicken wir eine zwar nicht sehr zahlreiche, aber in Bezug auf Kultur und Strebsamkeit höher stehende chinesische Bevölkerung, die an jenen Orten, wo sie numerisch einigermaßen stark vertreten ist, selbst über die Malayen ein bedeutendes politisches Uebergewicht erlangte.

Endlich ist noch die, wenn auch sehr geringe, doch herrschende europäische Bevölkerung Borneo's noch zu nennen, der das Schicksal der übrigen Stämme, ihre geistige und moralische Förderung, in die Hände gegeben ist und von der wir hoffen wollen, daß sie ihre geistige und materielle Macht zu Nutz und Frommen der in jeder Hinsicht ihr untergeordneten einheimischen Bevölkerung verwenden wird.

Wir wenden unser Augenmerk zunächst auf die Dajaks. Diese sind im Allgemeinen kleiner Statur. Ihre mittlere Größe beträgt blos 5′ 2″ 2‴ rheinländisch. Beide Geschlechter sind im Ganzen wohl gebaut, Verunstaltungen des Körpers sieht man bei ihnen selten, welcher Umstand wol davon herrühren mag, daß die schwächlichen Kinder, zu welchen in der Regel die verunstalteten gehören, schon in früher Jugend wegen Mangels an sorgsamer Pflege und zweckmäßiger Behandlung sterben. Was die dajak'schen Frauen angeht, so übertreffen sie an Schönheit durch ihre schlanke Gestalt, durch Feinheit der Gesichtszüge und selbst durch eine hellere Hautfarbe die malayischen und javanischen Frauen. Obwol die Muskelkraft der Dajaks nicht sonderlich entwickelt ist, so können sie doch sehr weite Fußreisen ohne Ermüdung unternehmen und Entbehrungen mancherlei Art ohne zu unterliegen ertragen. Die Hautfarbe der Dajaks ist mehr braun, als die der Malayen, welchem Volke sie übrigens im Ganzen in ihrem Körperbau sehr ähnlich sind. Die Jochbeine sind wie bei den Malayen hervorstehend, die Augen schwarz oder dunkelbraun, das Haar schwarz, bisweilen etwas gekräuselt, und die Zähne blendend weiß, insofern sie nicht die alberne Gewohnheit der Malayen angenommen, sich wenigstens die Schneidezähne abzufeilen. Ferner ist das Kinn des Dajakers weniger breit, als bei den Malayen, die Nase nicht so breit gedrückt, so daß die Abweichungen der Gesichtszüge des Dajakers von jenen der Malayen zum Vortheil des ersteren sich gestalten. Noch kräftiger und schöner mögen die unabhängigen Stämme in den gebirgigen Centraltheilen des Landes sein, von welchen hie und da einzelne Familien auf ihren Zügen bis in die Nähe der Küstenstämme gelangen.

Nicht selten bemerkt man unter den Dajaks sogenannte Albino's oder Individuen mit weißer Hautfarbe und hellgefärbter Regenbogenhaut, die aber wegen Mangels des zur Aufsaugung der überflüssigen Lichtstrahlen nöthigen schwarzen Pigments im Auge das helle Tageslicht nicht vertragen können. Weit entfernt, daß diese Individuen sich, wie manche Reisende und Anthropologen glauben, mehr der edleren kaukasischen Rasse wegen ihrer weißen Hautfarbe nähern, ist ihre Körperbeschaffenheit vielmehr eine krankhafte. Bei ihnen hat sich weder unter der Oberhaut des Körpers noch unter der Regenbogenhaut des Auges jenes Pigment gebildet, welches die Haut mancher Menschenrasse dunkel färbt, dem Auge aller Menschen aber das zum Sehen in einem hellen Medium nothwendige Vermögen verleiht, nur eine gewisse, zur Abgrenzung eines deutlichen Bildes nöthige Zahl von Lichtstrahlen zur Netzhaut gelangen zu lassen. Als Beweis, daß die Albino's keine veredelte, sondern krankhafte Individuen sind, dient der Umstand, daß sie außerdem in der Regel schwächlich sind und frühzeitig sterben. Als Ursache des oft vorkommenden Albinismus und mancher andern Krankheiten unter den Dajaks betrachte ich die Häufigkeit der Ehen unter Blutsverwandten. Die Dajaks leben, wie wir später ausführlicher mittheilen werden, in kleinen, von den oft feindlichen Nachbarstämmen isolirten Gemeinden, welche seit mehreren Generationen nur unter sich verheirathet sind, so daß oft Heirathen unter Blutsverwandten kaum vermieden werden können. Es ist aber eine nicht bestreitbare Thatsache, daß Albinismus, Taubstummheit, überhaupt Krankheiten der verschiedensten Art durch häufige Heirathen unter Blutsverwandten entstehen und sich fortpflanzen.


Landdajak.

Was die geistigen Thätigkeiten der Dajaks betrifft, so findet der Europäer bei ihnen im Allgemeinen ein weit schärferes Urtheil, ein mehr entwickeltes Denkvermögen, als er den ihm schon bekannten barbarischen Sitten dieser Volksstämme gemäß erwartet hatte. Die deutschen, holländischen und amerikanischen Missionäre loben die Fassungskraft der ihrem Unterricht anvertrauten dajak'schen

Knaben und die Leichtigkeit, mit welcher sie das Lesen mit europäischen Buchstaben erlernen.

Im täglichen Leben, im Handel und im Landbau zeigen sie oft richtige Ansichten und verschließen ihr Ohr keineswegs den Verbesserungen, die man in Bezug auf ihre Lebensweise, ihre Sitten und ihre bisherigen moralischen Prinzipien einführen will, wenn es überhaupt geglückt ist, sich ihr Vertrauen zu erwerben. Damit aber solches geschehe, wird die Regierung vor Allem die Verwaltung des Landes selbst in die Hand nehmen müssen und die armen Dajaks vor den Bedrückungen der Malayen-Häuptlinge zu schützen haben, die einen guten Theil ihrer Ernte und ihrer Habe für sich in Anspruch nehmen, Frohndienste fordern und Gewaltthaten ausüben. Bis jetzt bestand in vielen Gegenden noch ein Mißtrauen der dajak'schen Bevölkerung gegen die holländische Regierung, weil sie diese im Bunde mit ihren Bedrückern, den Malayen, glaubten.


See-Dajak.

Aus der Sprache eines Volkes läßt sich ungefähr sein Bildungsgrad, sein Ursprung und ein Theil der Hauptbegebenheiten seiner Geschichte erlernen. Was nun die Sprache der Dajaks betrifft, so zerfällt sie in viele Dialekte, denen eine gleich große Anzahl von Stämmen entspricht, die jedoch unter einander wenig in Verbindung stehen. Beim Mangel einer Schrift geschah auch der beständigen Veränderung der Sprache kein Einhalt, so daß es mühsam ist, aus den vielen Sprachzweigen den ursprünglichen Stamm herauszufinden. Gegenwärtig sprechen die unweit der Küste wohnenden Dajaks eine dem Malayischen mehr oder weniger verwandte Sprache, ja manche Stämme haben sich die malayische Sprache, als die des Siegers, wie einst die Bewohner von Spanien und Frankreich die Sprache Roms annahmen, gänzlich angeeignet. Unter den uns bekannten Stämmen der Dajaks haben die Kajanen ihre ursprüngliche Sprache am reinsten beibehalten, da nur der zehnte Theil der Wörter aus fremden Sprachen entlehnt ist. Aber schon der an die Kajanen grenzende Stamm besitzt eine andere Sprache, denn die ewigen, seit undenklichen Zeiten zwischen den Stämmen herrschenden Fehden haben sie auch in ihrer Sprache getrennt, so daß wir auf Borneo ein Bild der babylo-

nischen Sprachenverwirrung besitzen. James Brooke sammelte ein vergleichendes Verzeichniß einer Anzahl Wörter in neun ihm bekannten Dialekten Nord-Borneo's, die unter sich selbst in den alltäglich gebrauchten Benennungen und Ausdrücken Verschiedenheit zeigen. So fanden sich unter den neun Dialekten nur zwei, die ein und dasselbe Wort für „Frau" besaßen.

Merkwürdig ist es, daß sich bei einigen Stämmen von West-Borneo Lieder und Erzählungen in einer Sprache erhalten haben, welche die gegenwärtigen Bewohner nicht mehr verstehen, und daß sie dennoch diese Ueberbleibsel aus einer uralten und wahrscheinlich glücklicheren Zeit mit einer gewissen Ehrfurcht anhören und sie, wenn auch nur mechanisch, auswendig lernen, so daß sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Aber auch in den gegenwärtig gesprochenen Mundarten giebt es bei den Dajaks Kriegs-, Trauer- und Liebeslieder, die in einem eigenthümlichen, melancholischen und einförmigen Ton vorgetragen werden, so daß sie, wenn sie bei Nacht in der Mitte der Urwälder und bei dem Schimmer der Damar-Fackeln, welche die über den Wohnungen hängenden Todtenköpfe mit ihren verzerrten Gesichtszügen beleuchten, gesungen werden, einen eigenthümlich schauerlichen Eindruck machen.

Durch die schon seit Jahrhunderten bestehende Berührung der Dajaks mit den Malayen, Chinesen und Europäern sind sie natürlich zur Kenntniß des Bestehens einer Schriftsprache bei diesen Völkern gekommen. Es mußte ihnen auffallen, daß sie selbst von ihren Vorfahren diese Kunst, abwesenden Personen Gedanken mitzutheilen, nicht überkommen hatten. Gleichsam zur Entschuldigung hierfür erzählen sie folgende Legende: Als der Schöpfer allen Völkern der Erde eine Sprache verliehen hatte, rief er die Aeltesten eines jeden Volkes herbei, um ihnen auch eine Sprache zu geben, aber die Männer von Borneo verschluckten ihre Buchstaben, die sich mit ihrem Körper vereinigten und ihr Gedächtniß schärften. Deshalb bedürfen die Einwohner Borneo's, um das Andenken an ihre Götter und Helden, ihre Gesetze und Einrichtungen zu bewahren, keiner Bücher.

In der That besitzen die verschiedenen Stämme der Dajaks viele ihre Vergangenheit betreffende Ueberlieferungen, die aber durch Entstellungen und abergläubische Zusätze den Charakter historischer Erzählungen verloren haben und höchstens zu Vermuthungen über einst stattgehabte Ereignisse führen. Sehr bemerkenswerth sind die Sagen, die in Bezug auf die allmälige Vergrößerung des Landes bestehen, und zwar um so mehr, als dieselben mit den Lehren der Geologie vollkommen übereinstimmen. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß die ausgebreiteten Alluvial-Ebenen, die sich besonders an der südlichen und westlichen Küste Borneo's befinden, ein Werk der neuesten geologischen Periode sind, und daß die Landbildung von den Gebirgen aus durch die gewaltigen Wassermassen in der Art vor sich ging, daß zuerst an den Mündungen der Ströme sich durch angespültes Land Inseln bildeten, die sich allmälig mit dem Festlande vereinigten. Die Legende sagt hierüber Folgendes:

Einst kamen aus fernem Lande viele Menschen in einer großen Prau an. Das Schiff aber blieb nahe am Berge Sunjang fest sitzen und das Wasser unter demselben wurde immer seichter, bis es sich endlich ganz verlief. Die Schiffs-

bewohner hatten nun Mangel an Nahrungsmitteln. Da fiel vom Himmel ein Reiskorn von ungeheurer Größe herab, das sie zur Hälfte verzehrten, während sie die andere Hälfte dem Schoße der Erde anvertrauten. Inzwischen kam immer mehr und mehr Land aus dem Meere, die Zahl der Menschen vermehrte sich, während sie fortfuhren, stets die Hälfte der Ernte zu verzehren und die andere Hälfte auszusäen. Die Ankömmlinge verbreiteten sich über die Landschaften Sangau, Landak, Sarawak und die mehr abgelegenen Theile des Landes.

Eine andere Legende erzählt, daß früher, als das Land noch nicht so groß war als jetzt, vier wilde, beständig unter einander hadernde Stämme die Gebirge und ihre Abhänge bewohnten. Aus jener Zeit stammen die noch heute unter den Dajaks herrschenden Fehden.

Außer Erzählungen verschiedenen Inhalts sind unter den Dajaks auch Räthsel und Gleichnisse in Gebrauch, die jedenfalls Zeugniß ablegen, daß ihnen Phantasie und Witz nicht fehlt. Wir wollen ein Paar dajak'sche Räthsel (tingke) anführen: Welches Frauchen geht gekleidet aus und kehrt nackt zurück? Antwort: Das Reiskorn, wenn es enthülst wird. Welcher Sarg enthält 30 Leichen? Antwort: Der Sarabak (eine Bohnenart, die gewöhnlich 30 Bohnen in einer Schote enthält).

Die Zeitrechnung der Dajaks ist eine sehr einfache. Sie rechnen nicht nach Jahren, sondern nach Ernten und nach dreijährigen Perioden, nach welchen sie ihre Felder verwechseln. Die Zeit des Säens erkennen sie an dem Stand der Sterne. Ausdrücke, um die Tageszeit anzudeuten, besitzen sie nicht. Fragt man sie nach der Tageszeit, wann etwas geschehen soll, dann zeigen sie mit der Hand an, wie hoch die Sonne zu jener Zeit stehen wird. Fragt man ferner nach dem Abstand eines Ortes, so zeigen sie ebenfalls den Stand der Sonne bei der Ankunft an jenem Orte, wenn man mit Sonnenaufgang die Reise beginnt.

In Fällen von Erkrankungen werden, wie bei fast allen rohen Völkern, die bösen Geister zu vertreiben gesucht, welche die Krankheit herbeiführten. Die Dajaks der Westküste machen in solchen Fällen einen gewaltigen Lärm mit dem Ketebong, d. i. eine große Trommel, welche aus Holz verfertigt und mit der Haut eines Affen überzogen ist.

Wenn aus dem eben Mitgetheilten hervorgeht, daß die Dajaks auf einer geistig sehr niedrigen Stufe stehen, so können wir ihnen dagegen da, wo es sich um ihre gewerbliche Thätigkeit, um Geschicklichkeit und Fertigkeit im Arbeiten handelt, ungleich mehr Anerkennung zollen.

Die Küstenbewohner bauen treffliche, schnell segelnde Prauen. Eben so wissen sie das Eisen aus dem Erze zu gewinnen und vorzügliche Waffen daraus zu schmieden. Kupferne Ringe und andere Zierrathen aus diesem Metall wissen die Dajaks ebenfalls zu verfertigen, sowie sie auch Matten und Körbe aus Rotang und Stroh flechten, Zeuge aus Kattun weben und demselben verschiedene Farben geben.

Sehr viel Eigenthümliches zeigen uns die Dajaks in Bezug auf ihre Kleidung und Lebensweise, in ihren Sitten und Gebräuchen. Während viele wilde

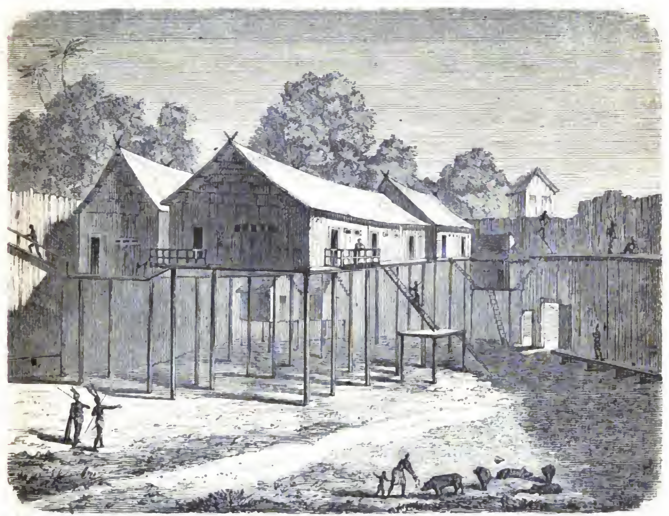
Stämme ihre Kleidung auf das Allernothwendigste beschränkten und nur die Schamtheile eine Bedeckung erhielten, hat der Urbewohner Borneo's eine etwas reichere Kleidung, die in ihrem Hauptttheile aus dem Tschawat, einem etwa neun Fuß langen und $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten Stücke Kattun oder aus dünn geklopfter Baumrinde besteht, und wird dasselbe in der Art um die Mitte des Leibes gebunden, daß vorn und rückwärts ein Ende des Zeuges etwa bis zu den Knieen nach abwärts hängt. Das Haupt ist ebenfalls mit einem Kattuntuche oder einer feinen, biegsamen Baumrinde in der Art umwunden, daß der Scheitel unbedeckt bleibt. Bei stürmischer feuchter Witterung trägt der Dajak auch noch eine Art Leibrock von grobem Kattun, der Rücken, Brust und Bauch sammt den Armen bedeckt. Zu dieser Kleidung wird auch in Friedenszeiten stets der Parang, ein kurzes, starkes Schwert getragen, welches nach Art unserer Rasirmesser mit dickem Rücken und breiter Klinge versehen ist. Die Scheide des Parang besteht aus zwei durch Rotang verbundenen Stücken Holz. Bisweilen vertreten auch kupferne Reife die Stelle des Rotang. Der Griff ist aus Holz und gewöhnlich mit Menschenhaaren verziert. Diese Waffe wird an der linken Seite an einer aus Rotang geflochtenen Schnur getragen, und zwar mit der Schneide nach oben, damit man nach dem Herausziehen das Schwert nicht erst umzukehren braucht, sondern sogleich einen Hieb in horizontaler Richtung damit führen kann. Oft aber genügt dem Dajak diese Waffe noch nicht, um sich gegen unerwartete und meuchlerische Anfälle seiner Feinde zu schützen. Deshalb nimmt er auch, sobald er seine Wohnung verläßt, seine kurze, mit Widerhaken versehene Lanze zu sich, die ihm zugleich als Spazierstock dient und, da der Schaft hohl ist, auch als Blasrohr gebraucht wird, um die mit Ipu vergifteten Pfeile, mit welchen sein neben dem Parang hängender Köcher stets gefüllt ist, eine ziemliche Strecke weit gegen den Feind zu schleudern. Ziehen die Dajaks in den Krieg, so bedienen sie sich noch anderer Waffen zum Angriff oder zur Vertheidigung. Außer diesen Waffen führt der Dajak bei seinen gewöhnlichen Ausflügen noch einige kleine Bambu-Köcher mit sich, in welchen Siri, Tabak, ein kleines Messer und andere kleine Gegenstände enthalten sind. Bei längerer Abwesenheit trägt er auch einen mit Reis und anderen Lebensmitteln gefüllten Korb auf dem Rücken mit sich.

Die meisten Stämme der Dajaks tragen große, sehr geschmacklose Zierrathen an den Ohren, die in ihrer abweichenden Form als Erkennungszeichen der verschiedenen Stämme dienen können. Außerdem tragen sie noch kupferne Ringe um Hals, Arme und Beine, Schnüre von Korallen oder von Menschen- und Thierzähnen um den Hals, sowie Fasanen- und andere farbige Federn an dem Parang oder auf dem Kopfe. Das Recht, die Schweiffedern des Nashornvogels zu tragen, kommt nur jenem Manne zu, welcher schon Menschenköpfe abgehauen hat; die Zahl der aufgesteckten Federn entspricht der Zahl der erschlagenen Menschen.

Die Frauen sind ebenfalls sehr sparsam mit Kleidung versehen; der größere Theil des Körpers bleibt gewöhnlich nackt. Das hauptsächlichste Kleidungsstück der dajak'schen Frauen besteht in einem eng anliegenden, kurzen Rocke, Kain oder Ridang genannt. Bisweilen tragen sie eine Art Jäckchen, das oft an den

Rändern mit Stickereien versehen ist. Die langen Haare sind aufgerollt und gebunden, ein Rotang-Hut bedeckt bisweilen das Haupt. Kinder gehen meistens nackt. Bemerkenswerth ist, daß die Eingeborenen des Gold- und Diamanten-Landes diese von anderen Völkern so sehr geschätzten Kostbarkeiten nie als Schmuck tragen.

Die Häuser der Dajaks zeigen die eigenthümliche Einrichtung, daß sie fast nie für eine einzige Familie, sondern kasernenartig für mehrere bestimmt sind. Manchmal bewohnen 30 bis 40 Familien ein einziges Gebäude, doch so, daß jede derselben ihre eigene Abtheilung besitzt.



Pfahlwohnungen der Dajaks.

Man kann hiernach diese Häuser als Dörfer bezeichnen, die unter einem Dache stehen. Vielleicht stammt dieser eigenthümliche Gebrauch von den oft wiederholten feindlichen Ueberfällen her, denen die Dörfer ausgesetzt sind und denen die in einem Gebäude beisammen wohnende Bevölkerung leichter Widerstand leisten kann, als eine einzelne Familie. Der Fußboden beginnt, wie bei den malayischen Häusern, erst 6—9 Fuß über dem Boden. Den unteren Raum zwischen Pfählen nehmen, wie bei den Battaern, die Hausthiere und besonders die Schweine ein. Man kann sich wohl denken, welcher Wohlgeruch von diesem untersten Hausraume durch den aus Brettern und Matten bestehenden Fußboden in die oberen Räume des Hauses dringt. Die Breite einer solchen Kaserne beträgt

24—30 Fuß, die Länge dagegen richtet sich nach der Zahl der darin wohnenden Familien. Es giebt deren, die eine Länge von 6—700 Fuß haben. Jede Familie hat zu ihrem Privatgebrauch ein bis zwei Zimmer und vor denselben einen durch das überhängende Dach bedeckten Platz für den Herd. Nach vorn verbindet eine durch das ganze Gebäude laufende Galerie alle Wohnungen, ohne daß der Antheil der einzelnen Familie von dem benachbarten durch eine Wand geschieden ist. Aber auch die rückwärts angebrachten Zwischenwände, welche nur aus Baumrinde bestehen, werden bisweilen bei gemeinschaftlichen Festen weggenommen, so daß die ganze Einwohnerschaft des Dorfes zu solcher Zeit eine gemeinschaftliche Wohnung besitzt.

Schon aus diesen Einrichtungen sieht man, daß der Dajak keine Vorkehrungen trifft, um sein Eigenthum vor seinem Nachbar sicher zu stellen. In der That gehört es zu den lobenswerthen Eigenschaften dieses bis jetzt so verwahrlosten Volkes, daß es den Diebstahl verabscheut. Man kann dem Dajak seine Habe ruhig anvertrauen, er wird sich nicht leicht am Eigenthum eines Fremden vergreifen, was von ihren Unterdrückern, den Malayen, durchaus nicht behauptet werden kann. An beiden Enden des gemeinschaftlichen Ganges befindet sich ein mit Stufen versehener Balken, der als Aufgang zum gemeinsamen Gebäude dient. Jede einzelne Wohnung hat eine in den Gang führende Thür, durch welche das Licht in die Wohnung fällt und die des Nachts durch Holzblöcke geschlossen wird. Fenster sind nirgends angebracht. Auf dem gemeinsamen Gange schlafen die unverheiratheten jungen Männer, von welchen je zwei bei Nacht Wache halten.

Machen die bisher angeführten Einrichtungen der ziemlich rein gehaltenen Dajak-Wohnungen keinen unangenehmen Eindruck auf den fremden Besucher, so schreckt er um so mehr zurück, wenn er sich nach rückwärts zu den Feuerherden begiebt, über welchen in einer fortlaufenden Galerie die erbeuteten Menschenköpfe im Rauche aufgehängt sind. Vergebens trachtete ich in verschiedenen Kampongs danach, mir einen solchen Schädel durch Kauf zu erwerben. Der Dajak betrachtet diese Trophäen als sein kostbarstes Gut, dessen er sich nur in der äußersten Noth entäußern würde.

Im Innern der Zimmer sieht man bei Tag die während der Nacht zum Lagerplatz dienenden Matten aufgerollt. Auch die umherstehenden Holzblöcke finden eine doppelte Verwendung. Am Tage dienen sie als Stühle, in der Nacht als Kopfkissen. Außerdem bemerkt man noch allerlei Gegenstände an den Wänden aufgehängt, metallene Gonggong und andere Musik-Instrumente, Körbe, Kleidungsstücke, Metallringe und allerlei oben genannte Gegenstände des Schmuckes. Mit Reis und andern Lebensmitteln gefüllte Körbe stehen neben Lanzen, Parangs, Schilden und anderen Waffen in den Ecken der Zimmer.

Zu den merkwürdigsten Besitzthümern, besonders der reicheren Dajaks, gehören die sogenannten Tampajan. Es sind dies irdene, mit plastischen Figuren gezierte Töpfe von hohem, unbekanntem Alter. Die Dajaks knüpfen an die Herkunft dieser Vasen allerlei Mythen und glauben, daß sie eine besondere schützende Kraft auf den Besitzer ausüben. Die Vasen haben sicherlich ein Alter

von einigen Jahrhunderten und mögen vielleicht einst das Eigenthum von Hindu-Kolonisten gewesen sein. Der Werth solcher Tampajan ist verschieden, je nach ihrer Art und den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften, und werden solche von 50 Gulden bis selbst zu 3000 Gulden geschätzt. Die schlauen Chinesen säumten nicht, als sie bemerkten, daß die Dajaks einen so hohen Werth auf die Tampajan legen, sie so genau als möglich nachzumachen; doch der geübte Blick der Dajaks unterschied sehr gut die nachgeahmten Tampajan von den echten und setzte man auf erstere nur einen sehr niedrigen Preis.

Für die Mahlzeit haben die Dajaks keine besonderen Geräthschaften nöthig. Statt der Teller gebrauchen sie, wie selbst die gebildeteren Völker des Archipels, die Blätter der Pisangstaude oder der **Dalenia speciosa**. Löffel und Gabel kennen sie nicht. Reis und Gemüse wird im Bambu-Kessel gekocht, nur zum Braten des Fleisches verwendet man eiserne Pfannen.

Einfach ist die Lebensweise des Dajaken. Die Vertheilung der Arbeit nach verschiedenen Gewerben und Ständen, eine Frucht der fortgeschrittenen Kultur, kennt man bei diesen Stämmen nicht. Jeder Hausvater bebaut sein eigenes Feld, ist sein eigener Schmied, Zimmermann und Baumeister. Nur in der Landschaft Landak beschäftigen sich viele Dajaks ausschließlich mit der Diamantgräberei.

Mit Tagesanbruch erhebt sich der Dajak von seinem Lager und badet sich im Flusse, während die Frauen das für den Tag nöthige Wasser schöpfen. Hierauf wird das gewöhnlich aus Reis bestehende Frühstück genommen, worauf alle Bewohner des gemeinsamen Hauses, mit Ausnahme der Greise und Kinder, sich zur Feldarbeit begeben, oder in den Wald gehen, um Holz, Wurzeln oder Wild zu holen. Hierauf wird, wenn die Sonne am höchsten steht, ein zweites Mahl genossen, etwa eine Stunde lang ausgeruht, worauf sich wieder ein Theil der Frauen und Männer in's Feld begiebt. Die zu Hause gebliebenen Männer beschäftigen sich mit dem Verfertigen von Kähnen, Waffen oder Flechtwerken, während die Frauen Reis oder Sago stampfen, Zeuge weben und Kleider verfertigen. Als Werkzeug zum Zimmern haben die Dajaks blos ihr Beil; die Säge ist ihnen unbekannt. Kähne von 6—50 Fuß Länge verfertigen sie aus einem großen Baumstamm, der in der Mitte getheilt, mit dem Beile ausgehöhlt und mittels Feuers in der Breite ausgedehnt wird.

Mit einbrechender Nacht geht es in den großen Dajakhäusern am lebendigsten zu, weil alle Hausgenossen sich an den Herden zu traulichem Gespräche bei dem hellen Schein der Damar-Kerzen vereinigen und bis zum späten Abend beisammenbleiben.

Wir müssen, als einen lobenswerthen Charakterzug der Dajaks, besonders die Dankbarkeit hervorheben, welche sie gegen Denjenigen hegen, der ihnen irgend einen Dienst geleistet, oder von dem sie Ueberzeugung gewonnen haben, daß er sich für ihr Wohl interessirt und ihnen zugethan ist. Um so leichter könnten die Beamten, welche mit diesen einfachen Stämmen in Berührung kommen, sich ihre Anhänglichkeit erwerben und sie für eine höhere Kulturstufe gewinnen. Ohne gegen die holländischen Beamten im Allgemeinen nur im Geringsten einen Tadel

aussprechen zu wollen, den sie in ihrer Mehrzahl nicht verdienen, wünsche ich nur im Interesse der Humanität und der holländischen Regierung, daß sich unter den Holländern ebenfalls Männer finden möchten, die, wie James Brooke, nicht blos im persönlichen Interesse nach Indien sich begeben, sondern mit Ausdauer und Beharrlichkeit die Civilisation eines Volksstammes zu bewerkstelligen suchen, der nicht ohne gute geistige Anlagen, jedoch bisher den traurigsten Irrthümern und überdies der Unterdrückung preisgegeben war. Zugleich aber muß der Wunsch ausgesprochen werden, daß die Regierung, wenn sich solche Männer finden sollten, mit weniger Engherzigkeit, Furcht oder Gleichgiltigkeit ihnen gegenüber sich zeige und ihren Bestrebungen sich nicht widersetze, sondern im Gegentheile dieselben unterstütze.

Obgleich bei Festen, insbesondere bei denjenigen, die nach der Rückkehr von einem Feldzuge und nach der Erbeutung von Köpfen stattfinden, Ausgelassenheit, Trunkenheit und andere unsittliche Handlungen nicht selten vorkommen, so läßt es sich dennoch nicht bestreiten, daß die gewöhnliche Lebensweise des Dajak eine mäßige genannt werden muß. Europäer, welche bei plötzlich eintretenden Krankheitsfällen genöthigt waren, die Gastfreundschaft der Dajaks in Anspruch zu nehmen, wurden häufig von den Töchtern ihres Gastherrn gepflegt und hatten in der Regel Ursache, sich lobend über die Aufmerksamkeit und die Gutmüthigkeit der dajak'schen Schönheiten auszusprechen. Eben so sehr aber finden Diejenigen sich zu ihrer Beschämung enttäuscht, welche dieser Vertraulichkeit und rückhaltslosen Hingebung eine andere Deutung geben und ihre Pflegerinnen zu mißbrauchen versuchen. Dennoch soll es bei den See-Dajaks in Bruni nach dem Zeugnisse von Low gebräuchlich sein, einem geehrten Gast ein junges Mädchen zur Verfügung zu stellen. Doch habe ich diesen Gebrauch an der Westküste nicht bemerkt.

Die Dajaks begnügen sich in der Regel mit einer Frau und nur ausnahmsweise kommt die Vielweiberei vor. Die Folge dieser Mäßigkeit der Dajaks ist ein friedliches, häusliches Leben, eine bessere Behandlung der Frauen, als man solche bei den Malayen auf Borneo bemerkt. Ehescheidungen kommen unter den Dajaks weit seltener vor, als unter den Malayen. Die Frauen werden selbst bei manchen Stämmen, besonders an der Südküste, mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt, und bei wichtigen Unternehmungen gilt der Ausspruch mancher Frauen als eine Art Orakel. Bei der Geburt eines Kindes finden keine besonderen Festlichkeiten statt. Aber der Vater des Kindes ist zur Zeit der Niederkunft besonders aufmerksam auf den Inhalt seiner Träume und glaubt, daß sein künftiges Glück von denselben abhängig sei. Ja, man hat Beispiele, daß Väter ihre neugeborenen Kinder ermordet haben, weil ein Traum ihnen sagte, daß sie durch dieses Kind einst Unglück haben würden.

Auch die Traunungen sind nicht mit Festlichkeiten verbunden, wie solches bei anderen Völkern des Archipels bemerkt wird. Ob es früher gebräuchlich war, daß ein junger Mann zur Erlangung des Rechtes, um die Hand eines Mädchens werben zu dürfen, einen oder mehrere Köpfe abschlagen mußte, ist ungewiß.



Floßfahrt der Dajaks durch die Katarakten des Lembang.

Gegenwärtig jedenfalls ist dieser barbarische Gebrauch, wenigstens an der Westküste, nicht mehr im Schwange. Bisweilen geschieht die Verlobung schon im kindlichen Alter, nachdem die beiden Eltern über die Ehe einig geworden sind. War dies aber in früher Jugend nicht der Fall, und wünscht ein Jüngling sich mit einem Mädchen zu verheirathen, so geht er den Häuptling des Dorfes oder des gemeinsamen Hauses (Samba) an, er möge sein Verlangen den Eltern des Mädchens mittheilen. Dieser Mann regelt mit den beiderseitigen Eltern auch den Brautschatz (Antaran), die von den Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut zu entrichtende Summe. Sie richtet sich im Ganzen nach dem Stand und den Vermögens-Verhältnissen der beiden Eltern und wird oft gar nicht gefordert. Bei Reicheren besteht der Brautschatz in der Regel in einem oder mehreren Tampajan. Am Hochzeitstage sitzen Braut und Bräutigam auf zwei Gongs unter freiem Himmel, mit dem Antlitz nach der aufgehenden Sonne gerichtet. Sie werden hierauf von den Eltern mit dem Blute eines Huhns besprengt. Braut und Bräutigam kauen dann mit einander Siri, worauf die Eltern den Anwesenden mit lauter Stimme bekannt machen, daß die Verbindung vollzogen ist. Nun erst beginnen die Mahlzeiten, deren Dauer sich nach den Vermögens-Verhältnissen der Verheiratheten richtet.

Bei manchen Stämmen in den Centraltheilen Borneo's ist noch das Verbrennen der Leichen und Aufbewahrung der Asche und Knochen in Urnen gebräuchlich. Es mag dieser Gebrauch noch aus den Zeiten herstammen, als Hindu im Lande sich niederließen und ihren Einfluß auf die Bevölkerung ausübten. In anderen Gegenden werden die Leichen über Feuer zu Mumien ausgetrocknet und dann begraben.

An der Westküste Borneo's ist das einfache Begräbniß der Todten Gebrauch, welches aus Furcht vor den Geistern so bald als möglich nach dem erfolgten Tod vorgenommen wird. In Baumrinden eingehüllt, wird die Leiche von den Verwandten des Verstorbenen oder in manchen Gegenden auch von einem bestimmten Todtengräber auf dem Rücken nach dem Begräbnißplatz gebracht, dort in das etwa 4 Fuß tiefe Grab gelegt und die Erde wieder auf den Sarg geworfen. Man tödtet hierauf ein Huhn und wirft die Stücke desselben nach verschiedenen Richtungen zur Abwehr der bösen Geister, wobei man auch Beschwörungsformeln anwendet. Es wird endlich ein Bambu, eine Schüssel, oder endlich ein werthvoller Tampajan, je nach den Vermögens-Verhältnissen der Familie des Verstorbenen, auf das Grab gelegt und die Theilnehmer an der Trauerfeierlichkeit werden mit Schweinefleisch bewirthet.

Wir haben im Laufe dieses Kapitels schon öfter der fürchterlichen und abscheulichen Gewohnheit der Dajaks erwähnt, feindliche Köpfe zu sammeln und in ihren Häusern als Siegeszeichen zu bewahren, und wollen jetzt einiges Nähere über diese Sitte mittheilen. Köpfe zu erbeuten ist der vorzüglichste Zweck, weshalb sowol ganze Stämme sich bekriegen, als auch einzelne Personen in meist verrätherischer oder meuchlerischer Weise auf Mord ausziehen, entweder um alte Beleidigungen oder Morde zu rächen oder sich den Namen eines Tapferen zu erwerben.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der sonst gutmüthige Dajak, um seine wahnsinnige Liebhaberei zu befriedigen, selbst schuldlose Frauen und Kinder aus feindlichen Stämmen nicht schont.

Wenn wir dem Ursprung und dem Grund dieser Sitte nachgehen wollen, müssen wir uns vor Allem daran erinnern, daß sie nicht blos bei den Bewohnern Borneo's, sondern auch bei anderen Völkern des Archipels, bei den Einwohnern der Centraltheile von Timor, bei manchen Stämmen auf Celebes und einigen Alfur'schen Stämmen gefunden wird. Schon Herodot, der berühmte Geschichtschreiber, erzählt uns von den Tauriern, den früheren Bewohnern der Krim, daß sie den in ihre Hände gefallenen Feinden die Köpfe abschnitten und diese auf langen Pfählen dem von ihren Häusern aufsteigenden Rauche aussetzten, in der Meinung, daß sie durch diese Köpfe vor feindlichen Ueberfällen geschützt seien. Es scheint, daß in früheren Zeiten die abgehauenen Köpfe nur als Siegeszeichen mit nach Hause genommen wurden, daß aber gegenwärtig die Kämpfe selbst nur des Siegeszeichens wegen unternommen werden und eben kein anderer Beweggrund vorhanden ist.

Wenn auch, wie bereits erwähnt, gegenwärtig das Aufweisen eines abgeschlagenen Hauptes bei den bekannten Stämmen der Dajaks nicht mehr für die Werbung einer Braut nöthig ist, so steht doch ein solcher „Held" auch gegenwärtig noch in hoher Achtung, und wird es ihm leichter sein, eine Lebensgefährtin zu finden, als dem frommen Landbauer, der nie seine Hände mit dem Blute seiner Mitmenschen befleckt hat. Was die grausame Sitte ferner verbreitete und erhält, ist außer der Erziehung, der Gewohnheit und dem Verlangen, die Sitte der Voreltern beizubehalten, auch der Aberglaube, indem der Dajak meint, daß die Seelen der durch ihn Ermordeten in einem künftigen Leben ihm befreundet und ergeben sein werden. Deshalb ist es auch gebräuchlich, daß nach dem Tode eines Häuptlings eine Anzahl Köpfe fallen müssen, damit der Verstorbene im künftigen Leben einige Diener habe. Es erinnert dieser Gebrauch an das Verbrennen der Wittwen und das Opfer der Sklaven bei den Hindu, die doch sonst auf ziemlich hoher Kulturstufe stehen. Low erzählt, daß einst ein Häuptling der Seriwas-Dajaks mit einem zahlreichen Gefolge zu Brooke kam mit dem Ersuchen, einen der benachbarten Stämme überfallen zu dürfen. „Denn", sagte der Häuptling, „mein Bruder ist gestorben, und es kann das Begräbniß nicht stattfinden, ohne daß wir ihm einige Häupter nachschicken." Die Bitte wurde natürlich abgewiesen.

Die Dajaks betrachten die Eroberung vieler feindlicher Köpfe auch als ein Gottesurtheil bei Zwisten zwischen Personen sowol als zwischen Stämmen, die seit uralter Zeit sich feindlich gegenüber stehen und die noch stets fortfahren, sich gegenseitig durch meuchlerische Anfälle in schreckliche Unsicherheit zu versetzen. Wenn zwei Männer über den Besitz eines Mädchens Streit bekommen, über einen Acker oder über was immer, und der Streit auf keine andere Weise geschlichtet werden kann, so geben die Streitenden einander eine Lanze mit der Herausforderung, Köpfe zu holen. Jeder der Beiden zieht dann aus, und wehe dem Manne, der Frau oder dem Kinde, das einem solchen Köpfe suchenden Barbaren in die Hände kommt! Wer von den beiden Streitenden die meisten Köpfe zurückbringt, wird als Sieger betrachtet.

In der Regel sind es aber nur feindliche Stämme, die der Dajak anzufallen für Pflicht hält. Den Begriff von Feind dehnt er aber in unnatürlicher Weise aus, indem, wie erwähnt, uralte Feindschaften noch immer aufrecht erhalten werden und kein Friedensschluß stattfindet, da immer derjenige Stamm, welcher eine größere Zahl von Köpfen verloren hat, als der gegnerische, die Ausgleichung dieser Schuld als eine Verpflichtung betrachtet. So hörte ich erzählen, daß der Häuptling der Dajaks von Dschambu sich eines Tages erinnerte, daß sein Urgroßvater von einem Häuptling der Kajans in der Landschaft Sintang enthauptet wurde und daß dieser Mord noch keine Vergeltung gefunden habe. Plötzlich springt er auf und begiebt sich auf den Weg nach den Wohnplätzen jenes Stammes. Nach einigen Tagen kommt er zurück mit dem Haupte eines vierjährigen Mädchens, das er Abends, in das Haus des dortigen Häuptlings eindringend, spielend am Eingange fand, und dessen Haupt er unter tausend Gefahren und verfolgt von den durch den Lärm aufmerksam gewordenen Einwohnern durch die dunklen Pfade der Wälder mit sich führte.

Die Waffen, deren sich die Dajaks beim Anfall auf ihre Feinde bedienen, bestehen außer dem schon angeführten Parang und dem Blasrohre noch aus verschiedenen Arten von Lanzen und Wurfspießen (Saligi) mit Bambu-Schäften. Bogen und Pfeile scheinen auf ganz Borneo unbekannt zu sein, hingegen haben in neuester Zeit viele Dajaks durch die Malayen, Chinesen und Europäer das Schießgewehr kennen gelernt. In der Regel hat der Kriegsmann das Blasrohr in der rechten, den Schild in der linken Hand, während er die Lebensmittel in einem mit Tragbändern versehenen Korbe auf dem Rücken trägt.

Aus dem bisher Angeführten ist schon zu entnehmen, daß es bei den Dajaks zweierlei feindliche Streifzüge giebt, nämlich die kleineren, von einzelnen Individuen, deren Zahl sich bis zu zehn steigern kann, unternommen, welche die Dajaks Ngoju nennen, und die größeren, von einem ganzen Stamme ausgeführt, welche Assan genannt werden.

Der Zweck der Ngoju-Züge ist lediglich, unbewaffnete Personen heimlich und unerwartet zu überfallen und mit den eroberten Köpfen sich in die Wälder zu flüchten. Bevor ein solcher unternommen wird, werden allerlei Vorzeichen und Orakel zu Rathe gezogen. Lauten diese für die Unternehmung günstig, dann begeben sich die Abenteurer auf den Weg, beobachten aber alle mögliche Vorsorge, um unbeachtet zu bleiben, damit sie ihre Morde ausüben können, ohne die Rache der Blutsverwandten der Erschlagenen fürchten zu müssen. Deshalb suchen sie ihre Opfer auch in der Regel unter möglichst entfernt wohnenden Stämmen und unternehmen zu diesem Zwecke oft Züge von 15—20 Tagereisen weit. Selten wagen sie in einen Kampong zu dringen; der einsame Arbeiter auf dem Felde, der Bewohner eines einzeln stehenden Hauses, der friedliche Wanderer oder der am Strande beschäftigte Fischer ist in der Regel das Opfer dieser Mörder. Selbst die niederträchtigste List und den ärgsten Betrug scheuen diese Menschen nicht, um ihren Zweck zu erreichen. Bisweilen hält sich die Bande in einem Walde verborgen, während einer aus ihrer Mitte sich nach einem Kampong begiebt und dort als harmloser Reisender um ein

Nachtquartier bittet. Des Nachts überfällt er seine Opfer im Schlafe, weiß ihnen mit ungemeiner Behendigkeit die Köpfe abzuhauen und kehrt dann zu seinen Spießgesellen im Walde zurück. Die Assan-Züge sind seltener vorkommende Kriegsunternehmungen ganzer Stämme, bei welchen oft tausend Kämpfer theilnehmen und natürlich eine nicht geringe Menge Köpfe von beiden Seiten erobert wird.

Wir glauben die Urbewohner Borneo's in ihren guten natürlichen Anlagen und ihren schlimmen Gewohnheiten dem Leser in hinlänglicher Weise bekannt gemacht zu haben, und obwol wir noch manche Einzelnheiten über diesen Gegenstand anführen könnten, wollen wir denselben dennoch verlassen, um uns auch in Kürze mit der übrigen Bevölkerung Borneo's zu beschäftigen.

Wir haben schon angeführt, daß die Malayen die Dajaks auf Borneo unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben. Wann solches geschah und durch welche Kämpfe, darüber besitzen wir keine historische Ueberlieferungen. Doch sehen wir noch heutigen Tages, welche Mittel die Malayen anwenden, um die dajak'sche Bevölkerung zu schwächen und widerstandsunfähig zu machen. Die Malayen sehen nämlich mit Vergnügen die Fehden, welche die Dajak-Stämme beständig entzweien, und begünstigen dieselben, indem sie die feindlichen Parteien gegen einander aufhetzen. Es ist also das alte divide et impera, welches die Dajak-Stämme unter das Joch der Malayen gebracht hat.

Wir haben bereits die Malayen auf Sumatra kennen gelernt, haben ihre politischen Einrichtungen, die Hauptzüge ihres National-Charakters, ihre Sitten und Gebräuche skizzirt und können bezüglich derselben auf Borneo den allgemeinen Satz aufstellen, daß alle jene schlimmen Eigenschaften und Anlagen, die sich bei ihnen auf Sumatra nur in geringem Grade und durch den vieljährigen Einfluß der europäischen Regierung und die Handhabung der Gesetze gemildert zeigen, auf Borneo in schroffer Weise hervortreten. Wie bei den Malayen überhaupt, ist die Herrschaft der Fürsten auch auf Borneo keine absolute, sondern sie gestaltet sich zu einer aristokratischen. Der gemeine Malaye aber, und nicht minder der bedrückte Dajake, hat durch diese Staatseinrichtung keinen Vortheil, sondern er sieht nur statt eines Tyrannen deren mehrere über sich. Die Gesetze scheinen nur zur Bereicherung der Vornehmen gehandhabt zu werden, da alle Vergehen und Verbrechen durch Geldbußen gesühnt werden können. Dem Reicheren werden häufig Schlingen und Fallen gelegt. Durch falsche Beschuldigungen sucht man ihn in Angst zu versetzen und droht ihm mit Strafen, denen er sich durch Zahlung bedeutender Summen entziehen muß.

Trägheit, Unreinlichkeit, Spielsucht und Schwelgerei haben bei den Malayen auf Borneo in hohem Grade überhand genommen. An den Höfen der Sultane von Banjermassing, Pontianak, Sambas und Borneo Proper ist die Verderbniß und die sittliche Entartung auf's Höchste gestiegen. Aber auch die Tapferkeit scheint den Malayen auf Borneo ganz abhanden gekommen zu sein, denn der Krieger hat keine Anhänglichkeit an seine Gebieter, von welchen er weiß, daß sie sich seiner nur zur Erreichung von Privat-Interessen bedienen. Ein reiches Feld für die niederländische Regierung, um all' diesem Unwesen zu steuern und selbst die Zügel der

Regierung in die Hand zu nehmen, um sich eine glücklichere und dankbare Bevölkerung heranzuziehen!

Mit den innern Angelegenheiten der Dajaks beschäftigen sich die Malayen wenig; nur die Beziehungen eines Stammes zum andern suchen sie zu regeln, und häufig wählen die Dajaks selbst die Malayen als Schiedsrichter bei entstandenem Zwiste. Was die Malayen vorzüglich von der dajakschen Bevölkerung fordern, ist, für ihr Einkommen zu sorgen. Die malayischen Unterthanen entrichten ihren Fürsten nur geringe Abgaben, desto mehr aber wird dem armen Dajak abgenommen. Die Abgaben tragen verschiedene Namen; die bedeutendsten sind der Hassil und der Serah. Erstere ist eine direkte Steuer in Form von Kopfgeld, welche jedem Hausvater auferlegt ist, der Serah aber ist ein gezwungener Tauschhandel, bei welchem der Dajak gewisse Quantitäten von Eisen, Kupferdraht, Salz, Tabak, Kopftüchern gegen einen hohen, den wirklichen Werth wol um das Zwanzigfache übersteigenden Preis von den malayischen Fürsten annehmen muß. Die Steuern werden von den Dajaks vorzüglich durch Reis, Katjchang (eine Bohnenart), Zucker, Rotang, Wachs, Kähne, Pflanzenbutter, dajaksche Webereien und andere Erzeugnisse entrichtet. Um sich eine Vorstellung machen zu können, zu welchem Preise der Dajak die genannten Waaren von seinen malayischen Herren übernehmen muß, sei hier nur angeführt, daß für ein Stück Eisen, welches zur Verfertigung eines Beiles hinreicht, ein Pikul (125 Pfund) Reis bezahlt wird.

Außer den genannten Steuern werden noch andere bei besondern Umständen gefordert. Bei Festen, wie bei der Geburt eines malayischen Prinzen, bei Beschneidungen, Hochzeiten und Todesfällen müssen die Dajaks der Umgegend Hühner, Reis, Kleidungsstücke und Anderes liefern. Zu Sintang werden diese außergewöhnlichen Steuern „Pupul" genannt, und selten bleiben die Dajaks ein Jahr lang mit denselben verschont.

Eine andere, obgleich nicht den Dajaks selbst auferlegte Steuer zeigt am deutlichsten, daß diese Stämme von den malayischen Fürsten fast wie Leibeigene betrachtet werden. Die Chinesen nämlich, welche sich mit einer dajak'schen Frau verheirathen wollen, entrichten gleichsam als Lösegeld dem malayischen Fürsten eine gewisse Summe, die in der Landschaft Tajan auf 48 Gulden, in Sangau auf 60, in Sekadau auf 80 und in Sintang sogar auf 200 Gulden festgestellt ist.

Viele der genannten Steuern sowie andere Mißbräuche, sind indessen durch die holländische Regierung in neuester Zeit in mehreren Provinzen aufgehoben worden. Daß das fortgesetzte Streben der holländischen Regierung zur Verbesserung der Zustände in Borneo, wie es sich seit dem Jahre 1855 zeigt, diesem schönen und reichen Lande bald eine weit zahlreichere, glücklichere und gebildetere Bevölkerung, als es bisher hatte, verschaffen wird, unterliegt keinem Zweifel.

Ein sehr wichtiges Bevölkerungs-Element auf Borneo bilden noch die Chinesen, die, obwol nicht sehr zahlreich vertreten, sich einen großen Einfluß zu verschaffen und die in ihrer Nähe wohnenden Dajaks und Malayen durch Wucher von sich abhängig zu machen wußten. Sie verstanden es überdies, in den Gold-

bergwerken bedeutende Summen zu erübrigen, die sie zum Theil nach China zurückbrachten, da Viele von ihnen, nachdem sie sich im Auslande bereichert, mit ihren Schätzen in ihr Geburtsland zurückkehrten. Es war im Jahre 1760, als der Sultan von Sambas, Amar Almudin, der von dem industriellen Eifer der Chinesen gehört hatte, einer Anzahl derselben erlaubte, sich in seinem Lande niederzulassen, um dem Handel und der Industrie einen höheren Schwung zu geben. Ein Jahr danach betrug die Zahl der an der Westküste Borneo's angesiedelten Chinesen bereits über 1000 Köpfe. Sie mußten jährlich 4 Gantang (Körbe von $^1/_2$ Kubikfuß Inhalt) Staubgold dem Sultan als Abgabe entrichten.



Chinesische Häuptlinge auf Borneo.

Malayen und zum Islam bekehrte Dajaks hatten Anfangs noch die Aufsicht über die Chinesen, welche jedoch sich bald der drückenden Herrschaft zu entziehen wußten. Ihre Zahl nahm immer mehr zu, sie wurden kühner und zettelten schon zehn Jahre nach ihrer Ankunft eine Verschwörung an, wobei es auf Ermordung aller in ihrer Nähe wohnenden Dajaks abgesehen war. Als diese nämlich ihr Fest Tadschan nach Erbeutung vieler Köpfe feierten, bei welcher Gelegenheit sie sich berauschten, fielen die Chinesen mit Einbruch der Nacht über sie her und ermordeten eine große Anzahl. So schwach und unthätig war aber schon damals die malayische Regierung, daß sie solche Greuelthaten weder rächen konnte, noch ernsten Willen hierzu zeigte. Die Chinesen bezahlten zwar den bedungenen jährlichen Tribut, lebten aber außerdem fast ganz unabhängig. Viele von ihnen kehrten mit den erworbenen Schätzen in die Heimat, aus welcher alsbald, durch das Glück ihrer

Landsleute angeregt, eine viel größere Menge neuer Glücksucher herbeiströmte. Die Chinesen auf der Westküste Borneo's gehören größtentheils zu den kräftigen Gebirgsbewohnern der Provinzen Kanton und Hokian. Sie haben sich auf Borneo zu kleinen Staaten, Kongsi genannt, vereinigt, wählen Häupter (Parglima) aus ihrer Mitte und üben ihre eigene, zum Theil in grausamen Strafen und Körper-Verstümmelungen bestehende Rechtspflege aus. So lange der Sultan Amar Almudin lebte, bezahlten die Chinesen den ausbedungenen Tribut; als aber nach dem Tode desselben sein Sohn Abu Bahar zur Regierung kam, weigerten sie sich, ferner Abgaben zu entrichten, da sie vorgaben, daß sie durch ihren langen Aufenthalt im Lande auch ein Recht auf dasselbe erworben hätten, ihre Abgaben überdies nur der Person des verstorbenen Sultans gebührten und jetzt kein Grund für sie vorhanden sei, ferner Tribut zu entrichten. Da rief der Sultan im Jahre 1818 die Holländer gegen die widerspenstigen Chinesen zu Hülfe. Der General-Gouverneur von Indien, statt bewaffnete Macht nach Borneo zu schicken, um seinen Vorschlägen auch den nöthigen Nachdruck geben zu können, begnügte sich, die Kommissäre Bockholz und Elout zu senden, um die Angelegenheiten von Sambas zu ordnen. Unverrichteter Sache jedoch kehrten die Kommissäre zurück, die Chinesen blieben unabhängig und kümmerten sich nicht um den Sultan von Sambas. Eine zweite Kommission unter Nahuis wurde im Januar 1819 abgeschickt. Da derselben eine Abtheilung Soldaten beigegeben, so war diese Sendung, Dank der beredten Logik der Bayonnette, glücklicher als die vorige. Die Chinesen wurden unter die unmittelbare Herrschaft der Holländer gebracht, denen jeder Erwachsene 2 Gulden Kopfgeld jährlich entrichten mußte. Der Sultan von Sambas selbst wurde unter holländisches Protektorat gestellt und mit einem Jahrgeld bedacht. Ferner wurden chinesische Vögte, welche von der eingetriebenen Steuer den zwanzigsten Theil erhielten, angestellt, so daß das eigene Interesse der Vögte das genaue Eintreiben der Steuern erforderte. Damals waren zu Sambas fünf Kongsi, zu Mentado, Lakoti, Lumar, Sepang und Budak, mit 41,000 Bewohnern angesiedelt.

Nicht lange währte der versprochene Gehorsam der Chinesen. Die Niederländer, welche mit ein paar hundert Bayonnetten so viele Tausende streitbarer Männer zum Gehorsam zwingen wollten, konnten auf keine andauernde Unterwerfung hoffen. Schon im März 1819 entstand ein Aufstand zu Mampaua, wobei mehrere Soldaten meuchlerisch getödtet und der holländische Resident verwundet wurde. Um diese Schmach zu rächen, erschien eine neue, aber wieder unbedeutende Abtheilung Soldaten von Batavia. Die durch Uebermacht trotzig gewordenen Chinesen beruhigten das Häuflein, wie man Kinder besänftigt. Sie versprachen, künftig ruhig zu bleiben und ihren schuldigen Tribut zu entrichten, ohne jedoch Wort zu halten. Ob sie Unrecht daran thaten, ist jedoch noch eine große Frage, denn jeder Unparteiische wird sich wol die Frage aufwerfen: Welches Recht hat eine Nation, Gehorsam und Steuern von einem Lande zu fordern, für dessen Wohl sie noch nichts gethan. Dabei beobachteten sie aber auch nicht die Handelsweise jener Völker, die ihre, wenn auch unbilligen Forderungen wenigstens durch Waffengewalt unterstützen und sich so das Recht des Stärkern sichern. Wir wollen

indessen hiermit keineswegs behaupten, daß die Ansprüche Hollands auf die Oberherrschaft Borneo's unbegründet seien, aber wer ernten will, muß auch säen, und wie der Vater für die Erziehung seines Kindes sorgen muß, so ist auch dem Besitzer eines, besonders so verwahrlosten Landes, die heilige Pflicht auferlegt, für die sittliche und geistige Bildung der Bewohner zu sorgen. Aber, wir müssen es wiederholen, nicht nur aus dem Gesichtspunkte der Humanität, sondern auch für das materielle Interesse der Niederländer ist es nöthig, daß sie kräftig die Zügel der Regierung in die Hand nehmen und momentane Opfer nicht scheuen, wo viel zu gewinnen und im Unterlassungsfalle Alles zu verlieren ist.

Im September 1821 wurde der Kommissär Tobias nach Borneo geschickt. Er sollte vorzüglich untersuchen, welche Gesinnung die verschiedenen Volksstämme gegen die niederländische Regierung hätten und was die Ursache der Widerspenstigkeit der Chinesen wäre, ob vielleicht die ihnen auferlegte Steuer unpassend oder zu bedeutend sei. Tobias entledigte sich seines Auftrags mit Einsicht und Sachkenntniß. Sein amtlicher Bericht lautete dahin, daß die Gesinnungen der verschiedenen Rassen Borneo's gegen die niederländische Regierung im Allgemeinen günstig seien, ebenso sei die den Chinesen auferlegte Steuer weder zu groß, indem sie ihrem Reichthume gemäß wol das Zehnfache entrichten könnten, noch sei sie unzweckmäßig, aber es herrsche ein Geist der Widerspenstigkeit unter den Chinesen, der nur zu besiegen sei, wenn stärkere Garnisonen nach Borneo gesendet, sie selbst durch holländische Beamte regiert und besonders ihre politische Macht gebrochen würde, so daß sie aufhörten, Staaten im Staate zu bilden. Ebenso müsse die gesetzgeberische und administrative Gewalt der Regierung zur Abschaffung von Mißbräuchen der verschiedensten Art, zur Beschützung der unterdrückten Bewohner und zur Regelung der Einkünfte sich auf alle Schichten der Bevölkerung ausdehnen.

Die erste Sendung des Kommissärs Tobias nach Borneo war, wie die vorhergehenden, nur aus Kommissären ohne militärische Macht bestehenden, fruchtlos. Diplomatische Unterhandlungen und selbst Drohungen konnten die unwilligen Chinesen nicht zum Gehorsam bringen. Im August 1822 landete dieser Kommissär zum zweiten Male an der Westküste Borneo's, diesmal jedoch von Soldaten begleitet, welche den auf ihre Ueberzahl trotzigen Chinesen mehr Ehrfurcht einflößen sollten. In der That hatte auch jetzt wie früher der Anblick der wohldisziplinirten europäischen Truppen eine ganz andere Wirkung, als die früheren diplomatischen Unterhandlungen. Zwar scheinen die Chinesen auf die Ankunft einer bewaffneten Macht vorbereitet gewesen zu sein, denn am Strande und an den Flußmündungen waren Forts errichtet, umringt mit hohen Erdwällen und Pallisaden. Aus den Schießlöchern schauten die, wenn auch alten und etwas verrosteten, doch noch brauchbaren Kanonen heraus. Dennoch wagten es die Chinesen nicht, ernstlichen Widerstand zu leisten. Kurz, nach der zweiten Ankunft von Tobias kam es mit dem besonders aufrührerischen Kongsi Lareng zum Vertrage, worin dieser unbedingte Unterwerfung unter die holländische Regierung, Bezahlung der ihm auferlegten Steuern, sowie Entrichtung von 140 Tael Gold als Buße und überdies Ersatz der Kriegskosten versprach. Eine ähnliche Uebereinkunft wurde auch mit der

chinesischen Bevölkerung zu Sambas geschlossen und auch die politische Beziehung derselben zum Sultan festgesetzt. Zugleich wurde bestimmt, daß die Kongsi fortan zusammen keine Konföderation mehr bilden, sondern jede für sich bestehen, daß hingegen der holländische Resident ihre Grenzen und gegenseitigen Beziehungen vermitteln sollte. Kleinere Justiz- und Polizei-Angelegenheiten sollten den chinesischen Behörden überlassen bleiben, Kriminalsachen und alle wichtigen Angelegenheiten dagegen mußten vor das Forum der holländischen Beamten gebracht werden.

So zweckmäßig diese Uebereinkünfte auch schienen, so zeigte sich's doch nach kurzer Zeit, daß es nur halbe Maßregeln waren, welche die Regierung genommen. Man hat mit Recht es getadelt, daß die Regierung mit den Häuptern der Kongsi überhaupt einen Traktat abschloß, wodurch diese als selbständige politische Macht anerkannt wurden. Man hätte sie als holländische Unterthanen einfach zum Gehorsam bringen und ihnen jede politische Bedeutung nehmen sollen. Freilich wäre hierzu eine Macht von wenigstens einigen tausend Mann in den verschiedenen Provinzen der Süd- und Westküste nöthig gewesen, aber der Erfolg hätte sich als ein dauernder erwiesen und man hätte auch in Bezug auf die übrige Bevölkerung kräftigere Maßregeln zur Verbesserung ihrer politischen Zustände nehmen können. Die ganze Besatzung der Süd- und Westküste Borneo's bestand damals aus 519 Mann. Einige Kriegsschiffe lagen außerdem in den Mündungen der Flüsse oder kreuzten längs der Küste. Es läßt sich denken, daß mit so geringen Kräften ein Land von so ungeheurer Ausdehnung nicht regiert werden kann und daß in den meisten Provinzen die holländische Regierung kaum dem Namen nach bekannt war.

Kurz nachdem der Kommissär Tobias die Angelegenheiten in den Hauptprovinzen der Westküste, so weit es mit der geringen, ihm zu Gebote stehenden Macht geschehen konnte, geordnet hatte, wurden in den von Chinesen stark bevölkerten Distrikten Monden und Montrado zwei Forts mit je 50 Mann Besatzung angelegt. Als aber die kleine Truppe zu Sinkamang ankam, wurde sie von einigen hundert bewaffneten Chinesen angefallen, so daß sie sich mit Verlust zurückziehen mußte. Ermuthigt durch diesen Erfolg, gingen die Rebellen weiter, zerstörten mehrere Kaffeeplantagen und versuchten auch, den Sultan von Sambas zur Theilnahme am Aufstand zu bewegen. In der Provinz Pontianak erhoben sich die Chinesen ebenfalls gegen die Holländer und belagerten mit 5000 Mann das Fort Mampaua. Glücklicherweise kamen gerade zu jener Zeit 600 Mann niederländische Truppen von Makassar auf Celebes und entsetzten die Festung. Die chinesischen Krieger flohen nach allen Seiten, als sie von der Ankunft der Truppen Kunde erhielten*). Wegen dieser Vorfälle sollten die Chinesen zur Rechenschaft gezogen, neue Strafen ihnen auferlegt und Maßregeln zur Verhütung fernerer Aufstände getroffen werden. Als man aber mit der Ausführung dieses Planes beschäftigt war,

*) Nach dem Berichte des Kommissärs Tobias verhielt sich die Bevölkerung an der Westküste Borneo's im Jahre 1824 folgendermaßen: Malayen und Araber 135,000 Seelen, Buginesen 11,300, abhängige Dajaks 238,000, Chinesen 46,000 Männer, unabhängige Dajaks 80,000, im Ganzen 590,000 Seelen. Die Einwohnerzahl der Süd- und Westküste betrug 1,348,000.

kam die Kunde von einem furchtbaren Aufstande auf Java nach Borneo, zugleich mit dem Befehle, die dort stationirten Truppen nach Batavia einzuschiffen. Bis auf zweihundert Mann verließen daher die holländischen Truppen die Küsten Borneo's, so daß den Chinesen wieder freier Spielraum gegeben ward, die malayische Wirthschaft wieder den alten Lauf nahm und bald die geringe Saat für Kultivirung und Verbesserung der Zustände des Landes wieder zu Grunde ging.

Nach Beendigung des javanischen Krieges im Jahre 1830 wurde wieder eine etwas größere Besatzung nach Borneo geschickt, aber es fehlte bei der Regierung an dem ernstlichen Willen, dieses große Eiland der Kultur und dem Wohlstande durch energische Maßregeln zu gewinnen, so daß die Verhältnisse im Ganzen die früheren blieben. Die Chinesen entrichteten ihren Tribut, womit die Regierung zufrieden war, ohne daß sie sich ihren sonstigen Gewaltthaten und der Unterdrückung der Bevölkerung widersetzte. Um einen etwas anspruchsvollen Nachbar zu befriedigen, sagten die Chinesen, können wir ihm jährlich wohl ein kleines Geschenk geben. In allem Uebrigen haben sie sich so ziemlich wieder vom Einflusse Niederlands losgesagt.

Der politische Zustand der Bevölkerung Borneo's war nun im Anfange der vierziger Jahre folgender: Die sittlich und geistig tief gesunkenen Dajaks waren von zwei Seiten her, von den Malayen und Chinesen tyrannisirt. Die Malayen, politisch schwach, obgleich sie von ihren Vätern den Despotismus geerbt, den schon jene über die Ureinwohner des Landes ausgeübt, lechzten nicht weniger als die Dajaks nach einem humanen und kräftigen Schutzherrn.

Die holländische Regierung aber zeigte in Bezug auf Borneo, wie wir oben bereits anführten, eine Indolenz, die sich später schwer rächen sollte. Denn in jene Zeit fielen die Siege der Briten über China; Schifffahrt und Handel nach diesem großen Reiche wurden lebhafter als je, und England warf auf seinem Wege dahin einen Seitenblick auf Borneo, wohin bereits der Handel von Singapur aus sich richtete und wo es vor Allem einen festen Punkt zur Anlegung von Häfen und zur Gewinnung von Steinkohlen wünschte, um dort eine Operationsbasis zur Verfolgung weiterer Pläne zu haben. Es war in England nicht unbekannt, mit welcher Fahrlässigkeit Holland besonders die Nordküsten Borneo's und das Reich Borneo Proper behandelte.

Dennoch legte die britische Regierung noch nicht selbst Hand an's Werk, sondern sie sandte den thatkräftigen und einsichtsvollen James Brooke aus, der als Privatmann mit einer Hand voll Mannschaft nach Art der Flibustier für seine Regierung Sarawak an der Nordwestküste eroberte, so daß es für immer für Holland verloren war. Gleichwie die spanischen Eroberer einst in Amerika große Striche mit einer äußerst geringen Mannschaft eroberten, ebenso ist es noch jetzt im Indischen Archipel möglich. Es ist daher hier der Ort, einen Blick auf die kühnen Unternehmungen Brooke's zu werfen.

James Brooke und seine Unternehmungen.

Die Schiffe, die im Anfange der vierziger Jahre längs der Nordwestküste Borneo's hinsegelten, lenkten wol kaum ihre Aufmerksamkeit aus anderen als nautischen Gründen auf das an der Küste unfern der Mündung des Limbang-Stromes liegende Eiland Labuan. Damals war es noch unbewohnt, wenigstens entdeckte man vom Schiffe aus keine Spuren menschlicher Wohnungen. Mochten auch hinter dem dichten Gürtel der Küstenwaldungen einige Hütten der Dajaks, geschmückt vielleicht mit den als Hauszierde dienenden menschlichen Schädeln, verborgen sein, so änderte doch diese gewiß wenig zahlreiche Bevölkerung nichts an dem wilden Aussehen der Insel. Ihre Länge beträgt drei deutsche Meilen, ihre Breite von West nach Ost ist etwas geringer. Sie hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Basis von Südwest nach Nordost sich ausstreckt, und ist in der Mitte durch eine kleine Meeresbucht ausgefurcht, in deren Hintergrund die Mündung eines von Hügeln herabrauschenden Baches sich befindet. Nicht einmal ein kleiner, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehender Fischerkahn durchfurchte diese stille, vom Schatten der nahen Riesenstämme verdunkelte Bai. Wer hätte gedacht, daß diese einsame, jungfräuliche Insel wenige Jahre später von England mit bewaffneten Fahrzeugen in Besitz genommen, die so stille Bai mit zahlreichen Kriegsschiffen besetzt, an dem waldbegrenzten Strand Batterien errichtet würden und das Gehämmer von Marine-Etablissements sich hören ließe, wo damals nur hie und da das Geschrei von Affen und Papageien vernommen wurde?

Die Expedition Englands nach der Insel Labuan, die Gründung eines Reiches im nordwestlichen Theile der größten Insel der Welt unter englischer Herrschaft wollen wir in den Hauptumrissen hier mittheilen, da nicht nur die Unternehmungen von James Brooke an sich sehr viel Anziehendes bieten, sondern wir auch daraus die Zustände der Nordwestküste Borneo's und die herrschsüchtigen malayischen Fürsten so gut kennen lernen, wie die Dajaks an jenem Gestade.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß keine Landung und keine Besitznahme eines Theiles von Borneo von Seite der Engländer stattgefunden hätte, wenn nicht eine gewisse Sorglosigkeit und Vernachlässigung von Seite der vertragsmäßigen Besitzer der Insel in Bezug auf ihr Besitzthum bemerkbar gewesen wäre.

Von der niederländischen Regierung wird das große reiche Eiland Borneo noch immer als ein sogenannter „Lastpost," d. i. als ein Besitz angesehen, den man nur behält, damit andere Nationen sich nicht auf demselben festigen und den man demgemäß auch nur mit geringem Eifer verwaltet. Als den Mittelpunkt der ostindischen Besitzungen betrachten die Niederländer das reiche gewinngebende Java, um welches die übrigen, obwol ungleich größeren Länder, wie eine schützende, aber an sich selbst ungenießbare Schale um den köstlichen Kern gelagert sind. Java besitzt freilich eine arbeitsame und gebildete Bevölkerung, wie man sie auf dem ganzen Archipel nicht wiederfindet. Auch die jetzt sittlich noch tief stehenden und geknechteten Völker der anderen Inseln werden durch eine geregelte und humane Regierung eines gebildeten Volkes an Kultur und Wohlfahrt gewinnen.



Wohnung des Radscha Brooke in Sarawak.

Diesen Umstand indessen, der vom philanthropischen Standpunkt aus als die Hauptsache betrachtet wird, wollen wir hier gar nicht in Rechnung bringen. Denn man müßte wol ein Neuling in der Politik sein, wenn man glauben wollte, daß irgend eine europäische Nation, und wäre es auch England, das angeblich nur die Zwecke der Humanität bei seinen Eroberungen befolgt, oder Frankreich, das, unter Despotenherrschaft seufzend, Kriege „für eine Idee," d. h. für die Privatvortheile seines Zwingherrn führt, Geld und Leute für die Eroberung eines Landes opfert, aus dem einzigen Grunde, um dessen Bewohner gebildeter, humaner und daher glücklicher zu machen, mögen auch die Manifeste und Proklamationen an die zu unterwerfenden Völker nur den Geist der Humanität athmen und jedes Motiv von Eigennutz und Herrschsucht sorgfältig versteckt werden. Es ergeht indessen den gebildeten, handeltreibenden Völkern wie den Alchymisten, welche nur Gold zu machen suchten, uns aber bei dieser Gelegenheit mit großen Entdeckungen bereicherten, die sie Anfangs gar nicht im Auge hatten. Ebenso wird von den seefahrenden Nationen Bildung und Humanität den fernen Völkerschaften nur um des materiellen Vortheils willen gebracht, der allein die schwellenden Segel von Europa's Gestaden nach den fernen Welttheilen führte, wofür das durch gute Verwaltung und Wohlfahrt blühende Java ein Beispiel liefert.

Daß es nicht genügt, große Länder zu entdecken und nominell zu besitzen, sondern daß es der herrschenden Nation unerläßliche Pflicht ist und die Nothwendigkeit es gebietet, an die Kultivirung der gewonnenen Länder kräftige Hand anzulegen, wenn auch in den ersten Jahren die Märkte Europa's noch nicht mit den Produkten des fernen Landes erfüllt werden, dafür ist der fünfte Welttheil ein schlagender Beleg. Als unter dem General-Gouverneur van Diemen zwei Schiffe der Ostindischen Compagnie nach Osten segelten und ein großes, weit in die gemäßigte Zone der Süd-Hemisphäre hineinragendes Land dem erstaunten Blicke der Seefahrer sich kund that, wurde die große Entdeckung weder in Ostindien noch im Mutterlande sehr beachtet, sowie überhaupt die ungeheuren Ländermassen Neuhollands, da sie für die Produktion von kolonialen Waaren wegen Mangel an gebildeten Einwohnern untauglich erschienen, mit auffallender Nachlässigkeit behandelt wurden. Die Engländer bemächtigten sich derselben gleichsam als herrenloser Länder, und die Goldminen Australiens, der Reichthum der dortigen Gebirgsketten an bestem Kupfer, sowie die täglich mehr sich emporschwingenden Kolonien Australiens, die im gemäßigten Klima sich befindend, Ackerbau und Viehzucht wie im Mutterlande treiben können, beweisen zur Genüge, daß die Holländer einen kostbaren Diamant wegwarfen, weil sie sich die Mühe nicht gaben, die ihm anhängende Erdscholle abzulösen.

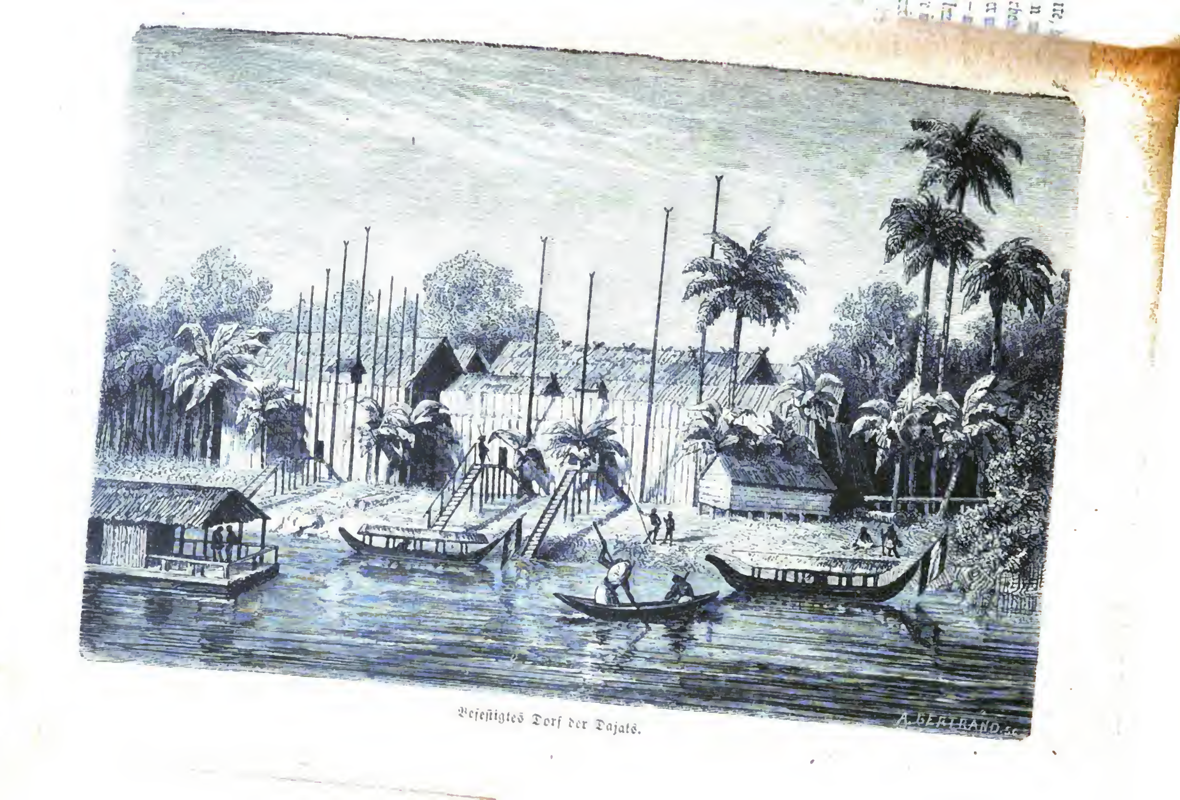
Die englische Eroberungs- und Kolonisirungslust ruht aber noch nicht; sie greift vielmehr stets weiter um sich. Hätte Holland Borneo's Küsten durch eine Reihe kleiner Forts bewacht, so hätte es ein Privatmann (denn als solcher kam James Brooke zuerst nach Borneo und suchte sich in die Angelegenheiten der Fürsten von Sarawak zu mengen) nicht gewagt, die „Besitzungen Hollands anzutasten."

Schon in den dreißiger Jahren erweckte der von Singapur nach der Nordwestküste von Borneo von den Engländern getriebene Handel deshalb die besondere Aufmerksamkeit und die Besorgniß der holländischen Beamten zu Sambas, weil er sich vorzüglich auf Kriegsmaterial, das der Seeräuberei zu statten kam, sowie auf solche Artikel erstreckte, für welche die holländische Regierung für sich ein Monopol festsetzte. Doch nördlich von Sambas war nirgends ein holländischer Posten, kein Beamter konnte die Interessen der Niederländer bei dem Sultan von Bruni, dem Bundesgenossen Hollands, vertreten, und die Vorstellungen des Residenten von Sambas, daß man ein wachsames Auge auf die Vorgänge im Norden haben möge, blieben in Batavia unbeachtet, ja der damalige General-Gouverneur de Eerens, sei es aus übertriebener und schädlicher Furcht vor den Engländern, sei es aus Unterschätzung der Wichtigkeit der Sache, beantwortete die wiederholten Warnungen des Residenten Bloem selbst durch Versetzung dieses eifrigen und verständigen Beamten. Die Regierung hätte damals, so spricht sich ein holländischer Geschichtschreiber (**Veth Borneos Westerafdeeling**, 2. Th., S. 568) aus, sich einfach des Gebietes von Bruni bemächtigen sollen, was mit ein paar Kriegsschiffen und etwa 150 Mann leicht geschehen konnte.

Die Vernachlässigung jener Länder von Seiten der holländischen Regierung sollte bald empfindliche Nachtheile für Holland zur Folge haben. Die Kaufleute von Singapur suchten sich in die politischen Verhältnisse der unter dem Sultan von Bruni stehenden Länder zu mengen, und bald fand sich ein kühner und unternehmender Mann, James Brooke, der die Pläne der Singapur'schen Kaufleute, die auch von der englischen Regierung, wie es schien, nicht mißbilligt wurden, in Ausführung zu bringen suchte. Der fruchtbare, von riesigen Bergketten durchschnittene Distrikt Sarawak, ein Theil des bruni'schen Gebietes, war das Ziel der Unternehmungen Brooke's. Dort herrschte als Reichsverweser (**Pangeran-muda**) Hassim, gegen welchen ein Theil der Unterthanen sich auflehnte. Vergebens hatte Hassim schon früher den Beistand der Niederländer zur Unterdrückung des Aufstandes angerufen, der General-Gouverneur de Eerens ließ diese gute Gelegenheit zur Gewinnung eines bedeutenden politischen Einflusses und zur Erweiterung des Handels in jenen produktiven Ländern unbenutzt vorübergehen.

Es war dem Engländer vorbehalten, die verschmähten Früchte zu pflücken, deren Werth die holländische Regierung nicht kannte. Brooke kam im Monat August mit dem Schooner „Royalist" zu Sarawak an und wußte sich sogleich die Freundschaft des Pangeran-muda Hassim zu erwerben. In England las man kurz vor der Abreise Brooke's in den Journalen, daß der Kapitän James Brooke eine „wissenschaftliche Reise" nach dem Indischen Archipel zu unternehmen im Begriffe sei. Diese Anzeige war aber in der Zeitschrift der „**Geographical-Society**" mit solchen Lobeserhebungen der Briten und ihrer Bestrebungen zur Förderung der Humanität und des freien Verkehrs und zugleich mit solchen gehässigen Bemerkungen über das niederländische Verwaltungssystem und über ihre Vernachlässigung vieler Volksstämme, — welches letztere freilich nicht ganz

unbegründet war —, verbunden, daß man schon hieraus entnehmen konnte, die Reise des James Brooke verfolge außer den wissenschaftlichen Forschungen noch andere Zwecke. Aber trotz der Abneigung, welche James Brooke zu wiederholten Malen in seinen Briefen an seine Freunde in England gegen die Holländer und ihr Verwaltungssystem zu erkennen gab, verschmähte er es dennoch nicht, — und dieser Umstand wirft nicht das günstigste Licht auf seinen Charakter — die Unterstützung der Holländer zur Ausführung seiner Pläne anzurufen. Er wandte sich nämlich im Jahre 1839 an den General-Gouverneur zu Batavia und wußte sich von demselben ein Schreiben zu verschaffen, in welchem alle Beamten der niederländischen Besitzungen des Archipels beauftragt werden, den Empfohlenen in seinen „wissenschaftlichen Untersuchungen" zu unterstützen. So leistete denn der Gouverneur dem feindlichen Eindringling in seinen gefährlichen Plänen selbst Vorschub, während er der warnenden Stimme der treuen und wachsamen Beamten mit sträflicher Rücksichtslosigkeit begegnete. Während Brooke von diesem Empfehlungsschreiben bei den Beamten zu Sambas, Pontianak und bei den inländischen Fürsten Gebrauch machte, schrieb er seinem Freunde Templer zu London: „Die Dinge in Borneo stehen gut, der Sultan von Borneo-Proper ist den Engländern gewonnen und haßt die Holländer." Zu Sarawak gab sich Brooke Mühe, die malayischen Häuptlinge gegen die Holländer aufzuhetzen und für die Engländer zu gewinnen. Auch suchte er Hassim dahin zu bringen, die Annahme jener Geldvorschüsse von dem Residenten zu Sambas zu verweigern, welche dieser ihm zur Bearbeitung der Antimon-Minen von Sarawak unter der Bedingung angeboten hatte, daß den niederländischen Schiffen allein der Handel mit diesem Produkte gestattet werde. Denn es lag im Plane Brooke's, den gewinnreichen Handel mit diesem Erze für die englischen Schiffe in Anspruch zu nehmen. Brooke versicherte seinem Freunde Hassim ferner, daß es den Engländern um nichts Anderes als um freien Handel zu thun sei, durch welchen beide Theile nur gewinnen könnten, während es ihnen nie einfiele, sich der politischen Gewalt in fremden Ländern zu bemächtigen. Wie ganz anders sei in dieser Hinsicht das Auftreten der Holländer! Der Pangeran möge sich erinnern, daß sie sich noch nie in dem Grundgebiete eines malayischen Fürsten niedergelassen hätten, ohne zuletzt Ansprüche auf dasselbe zu machen. Als Beweis dieser Behauptung diene Sambas und Sumatra, sowie Bali und Lombok. Die Holländer wären stets geneigt, bedeutende Geldvorschüsse für Abtretung der Souveränetät zu geben, sie zeigten sich auch wol bei der Kultivirung der Länder den rechtmäßigen Fürsten behülflich, aber beanspruchten dann den Besitz des Landes selbst. Nichts sei leichter, als sie in's Land zu ziehen, aber die Erfahrung hätte gelehrt, daß sie dann immer tiefer sich einnisteten und endlich die einheimischen Fürsten vom Throne jagten. Darum möchten die noch freien Fürsten auf ihrer Hut sein. Der Pangeran gab dies Alles zu und versicherte, daß die Holländer zu Bruni gehaßt seien; aber dennoch sei ein feindlicher Einfall um so mehr zu fürchten, als nach dem eigenen Geständniß Brooke's die englische Regierung kaum geneigt sein dürfte, in diesem Falle den malayischen Fürsten Beistand zu gewähren.



Befestigtes Dorf der Dajaks.

Brooke beruhigte den Pangeran in Betreff dieser Befürchtung dadurch, daß er ihn auf die Gewohnheit der Holländer aufmerksam machte, immer erst festen Fuß in einem Lande zu fassen und dann in ihren Ansprüchen weiter zu gehen. Offenbare Gewalt sei nicht zu fürchten, nur müsse man ihre erste Ansiedelung und allmälige Einbürgerung zu verhüten suchen.

Durch solche und ähnliche Reden wußte Brooke sein Ziel bei dem malayischen Fürsten zu erreichen, so daß er nach Ueberbringung einer Ladung Antimonium-Erz nach Singapur von dort aus seinem Freunde Templer schreiben konnte: „In Bezug auf den Handel mit Borneo war ich sehr glücklich; ich habe den freien Zutritt englischer Schiffe in den brunischen Staaten erlangt. Die Holländer bemühen sich, dasselbe Ziel zu erreichen und ich bin in den Besitz der Korrespondenz gekommen, die sie über diese Angelegenheit mit dem Pangeran Indra Makota führten. Für diesen Augenblick sind sie jedenfalls ausgeschlossen, „und wir werden es wol mit dem letzten unabhängigen Fürsten von Bruni zu thun haben, wenn die Vornehmen auch für die Zukunft stark genug sind, die verlockenden Anerbietungen von Geld und Beistand abzuweisen." Der letztere Satz zeigt zur Genüge, wie ernstlich es die Engländer mit der Freiheit des Landes meinen und wie es ihnen Ernst ist mit ihren Versicherungen, daß sie nur das Wohl und die Freiheit der Völker bei ihren Unternehmungen im Auge haben.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß nur die Verblendung des General-Gouverneurs in Bezug auf die drohende Gefahr und die Außerachtlassung der Warnungen des auch jetzt noch sehr thätigen Residenten Bloem die Erfolge Brooke's im Gebiete des Sultans möglich machten.

Im Monate August 1840 kam Brooke wieder nach Sarawak und wurde von Hassim freundschaftlichst empfangen. Der Krieg war noch wenig gefördert, und die Aufständischen hatten sich in einigen befestigten Plätzen verschanzt. Brooke überzeugte sich bald, daß eine Handvoll europäischer Soldaten den sogenannten Krieg in wenigen Stunden beendigen würde, doch die Rathschläge Brooke's blieben in Folge der Zaghaftigkeit Hassims unbefolgt, so daß Brooke abzureisen beschloß. Hassim war trostlos, er ersuchte, er bat seinen Gast, noch zu bleiben und bot ihm endlich den ausschließlichen Handel, ja die Herrschaft und die Einkünfte von Sarawak und Siniawan als Preis für seinen weitern Beistand an. Dieses Angebot schien Brooke längst erwartet zu haben und er säumte nun nicht länger, selbst Hand an die Eroberung des ihm verheißenen Landes zu legen. Die aus 20 Mann bestehende Besatzung seines Schiffes vereinigte nun Brooke mit den Mannschaften von Hassim und wartete einen Angriff des Feindes ab, den er alsbald nach allen Richtungen hin in die Flucht jagte. Die Befestigungen der Aufständischen wurden erstürmt und zerstört und die Dörfer in Brand gesteckt. Am 20. Dezember 1840 ergaben sich die noch unter den Waffen stehenden Aufständischen auf Gnade und Ungnade, nachdem Brooke ihnen versprochen hatte, beim Pangeran-muda Hassim für sie um Gnade zu bitten. Die Vornehmsten der Aufständischen mußten ihre Frauen und Kinder als Geiseln übergeben. Die

Bevölkerung von Siniawan zerstreute sich fast gänzlich, indem ein Theil derselben nach Sarawak flüchtete, ein anderer in das Gebiet von Sambas sich begab.

Die Unterhandlungen über die versprochene Abtretung von Sarawak nahmen jetzt wieder ihren Fortgang. Zur Verwunderung Brooke's stellte ihm jedoch Hassim nur ein Dokument aus, gemäß dessen Brooke die Erlaubniß erhielt, sich zu Sarawak niederzulassen und Handel zu treiben. Auf die Bemerkung Brooke's, daß der Inhalt dieses Dokumentes mit dem Versprechen nicht übereinstimme, bemerkte Hassim: Dieser Akt sei nur für den Sultan von Bruni, den souveränen Herrn von Sarawak, bestimmt und diene als Anfang zu späteren größeren Bewilligungen. Hassim zeigte aber jetzt, nachdem er Brooke's Hülfe nicht mehr bedurfte, nicht mehr jene warme Freundschaft für den Fremdling, von der er früher durchdrungen zu sein schien. Dem Engländer entging dieses veränderte Benehmen des malayischen Fürsten nicht, doch blieb er gelassen und wiederholte seine Ermahnungen gegen Hassim zur Erfüllung seiner Versprechen, obgleich dieser wenig Lust hierzu zeigte.

Zu jener Zeit verbreitete sich zu Sarawak die Nachricht, daß das englische Schiff „Sultana" bei der Insel Palawan vom Blitze getroffen und von der Flamme verzehrt worden sei und daß die Mannschaft sich in Booten nach Bruni gerettet habe. Brooke sandte seinen Schooner „Royalist" nach Bruni, um sich über den Zustand der Schiffbrüchigen zu erkundigen, während er seinen zweiten Schooner „Swift" nach Singapur mit einer Ladung Antimonium-Erz schickte. Bald erfuhr er, daß die Schiffbrüchigen keineswegs gastfreundlich aufgenommen, sondern von den Eingeborenen beraubt worden seien und sich in einem hülfsbedürftigen Zustande befänden. Nach Verlauf von wenigen Tagen kam aber das englische Kriegsschiff „Diana" nach Bruni, nahm die Schiffbrüchigen dort auf und segelte nach Sarawak. Das Kriegsschiff und seine Bemannung flößte Hassim und den übrigen malayischen Häuptlingen Achtung ein, und Brooke hielt es angemessen, jetzt Gewalt zu gebrauchen und auf Erfüllung des von Hassim gegebenen Versprechens zu dringen. Er ließ seine Schiffe eine solche Stellung nehmen, daß sie mit ihren Kanonen ein Kreuzfeuer gegen das Fort Hassim's richten konnten, versammelte dann die nicht zur Bewachung der Schiffe gehörenden Mannschaften um sich und vereinigte mit diesen noch 200 bewaffnete Inländer, die sich freiwillig ihm anschlossen. Hassim wurde durch diese feindliche Stellung Brooke's und durch den Umstand, daß ein großer Theil der Bevölkerung Sarawak's dem Fremdling weit mehr zugethan war als ihm, außer Fassung gebracht. Die Unterhandlungen wurden nun bald beendigt. Der Vertrag, gemäß dessen Brooke die Landschaft von Sarawak und Siniawan als Lehen vom Sultan von Bruni empfing, wurde von Hassim unterzeichnet und dem Sultan ebenfalls zur Unterzeichnung zugeschickt. Am 24. September 1841 wurde Brooke unter dem Donner der Geschütze, dem Wehen von inländischen und englischen Flaggen und dem lauten Zuruf des Volkes zum Radscha von Sarawak ausgerufen. Das erste Werk Brooke's nach dem Antritt seines Amtes war die Befreiung der noch immer gefangenen Frauen und Kinder der früheren Aufständischen, obgleich er die malayischen Häuptlinge nicht ohne Mühe dahin bringen konnte, ihre Beute fahren zu lassen.

Auch suchte er der Bevölkerung so viel Vertrauen auf seinen Schutz und seine Gerechtigkeit einzuflößen, daß ein großer Theil der bereits nach den benachbarten Gegenden ausgewanderten Einwohner wieder zurückkehrte.

Obwol dem neuen Radscha, insbesondere von Sambas aus, noch manche Schwierigkeiten in Bezug auf die Ausfuhr von Antimonium-Erz in den Weg gelegt wurden, indem der dortige Sultan seine Rechte auf den Ertrag der Minen geltend zu machen suchte, so gelang es Brooke dennoch, allmälig diese Hindernisse zu überwinden und den Handel mit Singapur zu beleben. Man kann sich wohl vorstellen, daß die Erhebung Brooke's zum Radscha von Sarawak von dem holländischen Residenten zu Sambas mit Leidwesen vernommen wurde, doch waren ihm durch das zaudernde und furchtsame Benehmen des General-Gouverneurs de Eerens die Hände gebunden. Erst mit der Erhebung des begabten Rochussen zum General-Gouverneur (1845) veränderte sich das Verwaltungssystem auch in Bezug auf Borneo und wurde dieser großen und herrlichen Insel mehr Sorgfalt zugewendet, als es bis dahin geschehen war. Doch Sarawak und die ganze Nordwestküste von Borneo war für Holland damals bereits verloren, und die Aufgabe bestand nun darin, den noch übrigen Theil Borneo's gegen fremde Einflüsse zu schützen und die eigenen Besitzungen daselbst durch eine kräftige und kluge Verwaltung zur Geltung und Ausbreitung zu bringen.

Die Engländer säumten nicht, Missionäre nach Sarawak zu schicken und durch soziale Eroberungen die politischen zu vervollständigen. Die Engländer suchen überhaupt die ihnen unterworfenen Länder zu europäisiren. Englische Sprache, englische Sitte, englische Lebensweise wollen sie in Landstriche verpflanzen und jenen Völkerschaften aufnöthigen, deren Charakter und Geistesrichtung eine ganz andere als die englische ist, und die in ihrer Kulturentwickelung ganz andere Bahnen zu verfolgen haben. Die Folge der künstlichen Aufpfropfung einer fremdartigen Kultur ist erfahrungsgemäß immer eine ungünstige, indem nur ein Zwittergebilde geschaffen wird, das für die Zukunft unfruchtbar ist und der Verwelkung anheimfällt. Die Holländer schlagen, wie wir öfters anführten, hierin einen naturgemäßern, bessern Weg ein, indem sie auf der Basis der gewonnenen und sich vorfindenden Kultur die Weiterentwickelung anzubahnen suchen. Daher kommt es denn, daß sie trotz einer geringern Anzahl von Missionären allmälig die ihnen unterworfenen Völker dennoch auf eine höhere Kulturstufe leiten und ihre Saat mehr bleibende Früchte trägt, als die Treibhauszucht der Engländer. „Wenn wir den gegenwärtigen Zustand von Sarawak", so schreibt Veth im Jahre 1856, „mit jenem von Sambas und Pontianak vergleichen, so können wir kaum Anstand nehmen, uns über den Sieg unserer Prinzipien zu freuen, die doch am besten geeignet scheinen, ein Land wie Borneo in seiner Wohlfahrt zu fördern."

Obwol Brooke zum Radscha von Sarawak ernannt war, so stand er doch unter dem Befehle des Sultans von Bruni, und die britische Regierung war scheinbar bei allen bisherigen Unternehmungen Brooke's nicht betheiligt. Erst im Jahre 1843 knüpfte Brooke Unterhandlungen mit dem Sultan von Bruni an, damit dieser der Königin von Großbritannien das Eiland Labuan als souveränen Besitz abtrete,

indem der Reichthum dieser Insel an Steinkohlen, die den nach China fahrenden Schiffen zunächst zu Statten kommen konnten, den Besitz für England besonders wünschenswerth machte. Im Jahre 1846 trat Brooke zuerst als britischer Beamter auf, indem er zum Agenten der englischen Regierung in Borneo ernannt wurde. Bald darauf hielt es der englische Admiral Cochrane für nöthig, mit einer ansehnlichen Flotte den Strom von Bruni hinauf bis zur Hauptstadt des Sultans zu segeln, die Vertheidigungswerke des letztern zu zerstören und sich der Stadt zu bemächtigen. Anlaß zu dieser Gewaltthat gab die nicht ungegründete Beschuldigung der heimlichen Begünstigung der Seeräuberei von Seiten des Sultans. Dieser wurde zwar wieder in seine Würde eingesetzt, doch mußte er die Insel Labuan der britischen Krone überlassen, sowie er sich in einem Kontrakte verbindlich machte, keinen Theil seines Gebietes irgend einer Nation ohne Zustimmung der englischen Regierung abzutreten.

Das vielfach erwähnte Bruni oder Brunei ist eine höchst merkwürdige Stadt, auf die man wegen ihrer Lage und Bauart nicht mit Unrecht den Namen „Venedig des Ostens" angewandt hat. Als die Portugiesen im Jahre 1511 zuerst in diese Gegenden gelangten und schon damals hier das malayische Sultanat Bruni fanden, übertrugen sie den Namen desselben, den sie in Borneo verwandelten, auf die ganze Insel, welche bei den Malayen jedoch Pulo (Insel) Kalamantan heißt.

Nähert man sich dem Limbang-Strome, der Labuan gegenüber in das Meer fällt, so erblickt man, wenige Stunden vom Ufer entfernt, hübsch gestaltete Berge, welche allmälig in die über 8000 Fuß hohen Ketten von Brajong und Si Guntang übergehen. Seeleute nennen die Mündungsbai die „Donner- und Blitzbucht", denn es vergeht kaum ein Tag, daß nicht von den Bergen heftige Gewitter unter Donner und Blitz über dieselben hinziehen.

Der Eingang zur inneren Bai ist dreißig Fuß tief und selbst für größere Schiffe leicht zu bewerkstelligen. Zur Rechten liegt die niedrige Insel Muara, die wegen ihres tödtlichen Klima's übel berüchtigt ist. Nachdem man sie passirt hat, gelangt man zum eigentlichen Bruni- oder Limbang-Strome, und je weiter man diesen aufwärts verfolgt, desto lieblicher wird die Landschaft. Schiffe von bedeutendem Tiefgange können ihn jedoch nicht befahren, da er zur Ebbezeit nur acht Fuß Wasser hat, das während der Flut allerdings auf vierzehn Fuß steigt, doch ein großer Steindamm, der quer in die Flut geworfen ist, hindert die ungehemmte Einfahrt. Nur an einer Stelle hat sich das Wasser eine Lücke gerissen, durch welche nun die Schiffe vordringen müssen:

Schöne Berge erheben sich steil von den Ufern aus; einige sind bewaldet mit schlanken Palmen, die ihre Wedel über die andern Bäume erheben, während andere abgeholzt und mit grünen Wiesenmatten bis zum Gipfel bedeckt sind. Die höchsten Hügel, welche sich dicht bei der Hauptstadt erheben, übersteigen jedoch 700 Fuß nicht.

Bruni, welches die Eingeborenen Dar' u' salam, Aufenthalt des Friedens, nennen, liegt zur Rechten des ankommenden Schiffes, größtentheils mitten im

Strome selbst. Dieser erweitert sich hier zu einem kleinen See, auf dessen Schlammbänken die Häuser auf schlanken Palmstämmen errichtet sind, die im Verlaufe von drei Jahren schon verfaulen. Langsam, schmutzig und schlammig fluten die Wasser zwischen diesen hindurch. Zur Ebbezeit lassen sie die Schlammbänke frei liegen, die dann einen höchst widerwärtigen Geruch verbreiten, während der Salzgehalt der Atmosphäre die silbergestickten Uniformen der Europäer mit einer schwarzen Kruste überzieht.

Zahllose kleine Kähne umringen das anlangende Fahrzeug, während die braune Bevölkerung sich auf die Galerien der Häuser zusammendrängt und neugierig auf die Fremdlinge herabschaut. Auf den Wassern tummelt sich der „schwimmende Markt", einige hundert Kanoes, deren jedes eine oder zwei Frauen enthält, welche sich mit Mattenhüten von Ellendurchmesser gegen die Sonnenstrahlen schützen. Die kleinen Boote fahren zwischen den Häusern auf den Wasserstraßen hin und her und bieten Geflügel, Fische, Gemüse und Früchte zum Verkaufe aus. Die fünfundzwanzigtausend Einwohner Bruni's werden auf diese Weise mit Nahrung versehen, und die meist alten, häßlichen Weiber, welche dieses Geschäft besorgen, ziehen alle Morgen nach dem Lande, wo sie an gewissen Plätzen ihre Einkäufe im Großen besorgen.

Nicht minder wichtig ist die Wasserversorgung Bruni's. Der Fluß selbst ist hier noch vollkommen salzig. Man hat daher auf den umliegenden Bergen die Süßwasserquellen eingefaßt und von da aus Bambu-Röhren gelegt, durch die das Wasser weiter bis zum Flusse hinabfließt. Dorthin kommen die Boote und füllen eins nach dem andern ihre zahlreichen Krüge. Bruni ist durch seine seltsame Bauart und Lage eine der merkwürdigsten Städte des Archipels; in vieler Beziehung gleicht ihm Banjermassing, von dem später die Rede sein wird.

In Bruni also war es, wo Brooke mit dem malayischen Sultan wichtige Unterhandlungen zu führen hatte. Der Sultan war der Neffe des oben erwähnten Hassim, dessen Anwesenheit Brooke in Sarawak nicht selten lästig fiel. Er bestärkte ihn daher in der Absicht, sich an den Hof seines Neffen zu begeben, bei dem er verleumdet worden war, ja er versprach ihm, ihn selbst dorthin zu bringen. Damals lagen zwei englische Kriegsschiffe im Sarawak-Strome und die Gelegenheit war günstig, vom Sultan Geständnisse zu erpressen. An Vorwänden fehlte es nicht; Bruni war offenkundig ein Hafen und Markt, wo die Seeräuber eine Zuflucht und Absatz für ihre Waaren fanden.

Der Dampfer „Phlegeton" brachte Hassim und seinen Bruder nach Bruni. Brooke, nur von sieben Europäern begleitet, führte seine beiden Schützlinge in den Palast des Sultans und trat, während ein Seemann die britische Flagge vorantrug, vor den versammelten Hof. Von den Festungswerken an der Flußmündung, so sagte er, sei auf ein englisches Boot gefeuert worden; er müsse daher verlangen, daß jene Forts geschleift würden. Sodann drang er darauf, daß Hassim in seine alten Würden wieder eingesetzt würde. Dagegen that der Minister Einsprache, und die Verhandlung ergab kein günstiges Resultat. Die Europäer waren sehr kühn, denn ihr Leben stand auf dem Spiele.



Bruni auf Borneo.

Mancher malayische Häuptling griff an seinen Kriß, während jene keck vor ihren Sultan hintraten, und vor dem Palaste tobten die nackten Dajaks, welche gekommen waren, um ihrem Sultan beizustehen. Brooke blieb eine ganze Woche in Bruni. Nach Ablauf derselben fand eine feierliche Audienz statt, zu welcher er sich mit vier Europäern begab, nachdem er freiwillig seine Waffen abgelegt hatte. Draußen aber lag der „Phlegeton", er bestrich Halle und Palast, ein Geschütz war direkt auf den Thron des Sultans gerichtet und die Lunten waren angebrannt. Die Audienz währte eine gute halbe Stunde, dann schritt Brooke mit den Europäern unbelästigt aus der Halle; es war ihm gelungen, durch Drohungen Alles zu erreichen. Der Sultan hatte einen Vertrag unterzeichnet, demgemäß er die britische Flagge zu respektiren versprach; er trat die Insel Labuan ab, willigte in die Schleifung der Festungswerke, versprach zur Abschaffung der Seeräuberei mitzuwirken und Hassim in seine Würden wieder einzusetzen. So kam das wichtige Eiland Labuan mit seinem Reichthum an Steinkohlen in die Gewalt der Briten, die am 24. Oktober 1846 von demselben förmlich Besitz ergriffen. Brooke wurde Gouverneur von Labuan und blieb zugleich Radscha von Sarawak.

Seinen Feinden, den Seeräubern, konnte Brooke nun mit noch mehr Erfolg das Handwerk legen, und er that es mit unerbittlicher Strenge. Konnte er auch die Seeräuberei keineswegs ganz ausrotten, so hat er doch Manches zu deren Verminderung gethan. Er wollte dem alljährlich wiederkehrenden massenhaften Morden, mit welchem die malayischen Piraten weit und breit die Küstenlande heimsuchten, ein Ende machen und die umherstreifenden Banden vernichten.

Soweit Brooke's Einfluß reichte, hat er auch viel zur sittlichen Hebung der Dajaks und Malayen gethan. Als er nach fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit im Jahre 1864 nach England zurückkehrte, um seine alten Tage in der Heimat zu verbringen, da sahen ihn seine Unterthanen, deren Liebe er zu erringen gewußt, mit Trauern scheiden. James Brooke, am 29. April 1803 zu Coombe Grove bei Bath in England geboren, schwang sich vom Kadetten der indischen Armee zu einem souveränen Herrscher, freilich nur eines Dajak-Staates, auf. Schon 1827 hatte er sich in dem ersten Kriege gegen Birma durch Muth und kaltblütige Tapferkeit vortheilhaft ausgezeichnet. Dann ging er zum Seewesen, lernte den ostasiatischen Archipel kennen und unternahm seinen kühnen Zug nach Sarawak. Dieses ist jetzt bereits von England, Nordamerika und Italien als unabhängiger Staat anerkannt worden. Brooke hinterließ die Herrschaft seinem Neffen Charles Brooke, der im Jahre 1866 ein Buch über die gegenwärtigen Zustände Sarawaks veröffentlichte. Nach diesem scheint Ruhe, Frieden und Fortschritt dort gesichert zu sein.

S a r a w a k nebst den dazu gehörigen Landschaften erstreckt sich an der Nordwestküste Borneo's von Kap Datu bis Kap Kidorong in einer Länge von etwa 70 Meilen längs dem Meere und 20 bis 25 Meilen in's Innere. Der Boden zeigt ungemein viel Verschiedenheit; er wechselt von den flachen, fruchtbaren Ebenen, welche die Flüsse einfassen, bis zu den hohen, felsigen Gebirgen, die sich im Innern bis zu 6000 Fuß erheben. Das Flußsystem ist sehr entwickelt; außer den großen

Strömen, dem Sarawak, Rejang und Batang Lupar fallen noch viele kleinere in das Meer. Der schönste und für die Schifffahrt geeignetste Fluß ist der Rejang, der selbst noch 130 englische Meilen landeinwärts eine Tiefe von 30 Fuß hat.

Bei dem Reichthum des Landes an Bächen und Flüssen, welche Berge und Ebenen nach allen Seiten hin durchschneiden, die jedoch bei den entsetzlichen Regengüssen zu großer Höhe anschwellen und manchmal, wie der Sarawak, bis vierzig Fuß über den gewöhnlichen Spiegel ansteigen, sind die Eingeborenen auf ein sehr sinnreiches System des Brückenbaues verfallen, das ihnen selbst zur Zeit der großen Wasserfluten die Verbindung zwischen den beiden Stromseiten ermöglicht. Da, wo an den Ufern die mächtigen Bäume manchmal 100 Fuß und noch höher ihre Wipfel erheben, werden die zwei stärksten einander gegenüber stehenden als Brückenpfeiler ausersehen. Dann bindet man starke Bambu-Stäbe zusammen und zieht zwei derselben von dem einen Baumgipfel bis zu dem andern hinüber. Die beiden Hälften werden durch Sprossen, wie eine Leiter, verbunden, und Rotang-Seile, die von den höchsten Aesten der Bäume ausgehen und nach der Bambu-Brücke hingezogen sind, suchen dem Ganzen einen festeren Halt zu geben. Nach beiden Seiten führen Treppen oder eingekerbte Baumstämme zu den Enden der Brücke empor.

Das luftige, hoch über dem angeschwollenen Wasser schwankende Bauwerk schaukelt bei dem leisesten Windzuge und kracht bei jedem Schritte, als wollte es zusammenbrechen. Schwindel ergreift die Eingeborenen dabei nie, sie gehen mit großer Kaltblütigkeit, selbst mehrere zu gleicher Zeit und oft schwer beladen, über das leichte Bambu-Gestelle hin. Da die Brücke fortwährend dem Regen und der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, so fault der Bambu leicht. Dann reißt sie oft plötzlich, wobei sich häufig Unglücksfälle ereignen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine außerordentliche, besonders in den angeschwemmten Landtheilen, wo jedes tropische Kulturgewächs prächtig gedeiht, namentlich das Zuckerrohr. Kaffee wird in den heißeren Gegenden angebaut, ebenso Baumwolle. Pfeffer, Sago, Arrow-root, Gutta-Percha, Kautschuk, Wachs, Rotang, Kohlen, Gold und Antimon sind die anderen wichtigen Erzeugnisse, mit denen die Natur das Land freigebig überschüttet hat.

Der Name des Staates ist von dem Sarawak-Flusse hergenommen. Dieser bietet gerade keine landschaftlichen Schönheiten an seinen Ufern, an denen, soweit das Salzwasser reicht, Sümpfe, Mangrove-Bäume (Rhizophoren) und Nipa-Palmen mit einander abwechseln. Hier und da steht eine armselige Fischerhütte, allein von Kultur ist keine Rede. Dann wird das Land jedoch trockener, statt der Sumpfgewächse treten ordentliche Bäume auf; man erblickt kultivirte Felder und nähert sich der Hauptstadt des Landes, Kutsching oder Sarawak, die, seit sie zum Freihafen erklärt wurde, sich beträchtlich gehoben hat. Als James Brooke hier zuerst landete, wohnten außer den malayischen Radscha's nur wenig Leute dort, die auch oft nur vorübergehend sich an diesem Orte aufhielten. Im Jahre 1848 betrug die Einwohnerzahl ungefähr 6000; der Handel war noch äußerst unbedeutend, nur von einigen Chinesen besorgt, und wenige Prauen fuhren auf dem Strome. Gebüsch und Bäume traten bis an die Häuser heran, bei denen sich kaum ein

Gärtchen zeigte. Das ist nun anders geworden. Die Seelenzahl beträgt wenigstens 15,000 und Handel und Wandel sind im Aufschwunge begriffen. Ausfuhr und Einfuhr erreichte bereits im Jahre 1864 in den beiden Freihäfen Sarawak und Sakarang die Höhe von 3,247,404 Dollars.

Die Bevölkerung Sarawaks ist eine sehr gemischte. Malayen wohnen an allen Flüssen und Nebenflüssen, besonders jedoch in der Hauptstadt Kutsching; Chinesen kommen als Händler, Bergleute und Ackerbauer im ganzen Gebiete vor.



Flußwohnungen der Dajaks im Barito.

Die heimischen Dajaks zerfallen in viele kleine Stämme, welche alle verschiedene Sprachen sprechen. Zu ihnen gehören die See-Dajaks, die Land-Dajaks, die Milanaus und die tättowirten, tief im Inneren lebenden Kanowits, Pakatans und Punans. Annähernd wird die Einwohnerzahl Sarawaks auf 240,000 Seelen angegeben.

Von allen Stämmen sind die See-Dajaks die wildesten; sie unterscheiden sich auch von den früher geschilderten Dajaks am Kapuas-Strome in mancher Beziehung. Sehr oft stechen sie in See, um Fischer zu überfallen und die abgeschnittenen Köpfe als Siegesbeute nach Hause zu bringen. Der See-Dajak ist hellbraun und hat einen kräftigen Wuchs, aber groß wird er nicht. Von den Sitten und Gebräuchen der Malayen hat er Manches angenommen, auch die Sklaverei, aber nicht die

Vielweiberei; deswegen hat er auch ein Familienleben, obwol die Sitten weit lockerer sind, als bei den Land-Dajaks. Uebrigens hegt der See-Dajak eine große Zärtlichkeit gegen seine Kinder, und je mehr eine Familie deren hat, um so stolzer ist sie. Ein merkwürdiger Gebrauch ist folgender: Der Vater oder die Mutter nimmt den Namen des erstgeborenen Kindes an und setzt ein Pa oder Ma davor. Pa ist eine Abkürzung von Papa, Vater; Ma eine solche von Ama, Mutter. Die Mädchen sind ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge, und die Frau hat eine günstige Stellung, da alle schwere Arbeit vom Manne verrichtet wird.

Diese See-Dajaks sind verwegene Piraten, denen man nur schwer Etwas anhaben kann, weil sie an der Küste mit ihren nicht tief gehenden Booten so viele Schlupfwinkel im seichten Wasser finden. Als Brooke nach Sarawak gekommen war und dem Seeraub steuern wollte, hatte er eine Piratenflotte der Dajaks zurückgeschlagen, die aus nicht weniger als neunzig Fahrzeugen bestand. Aber dort, wohin die Gewalt des Herrschers von Sarawak nicht reicht, gehen die See-Dajaks noch immer auf Piraterie und Kopfholen aus. Gar Manches ist besser geworden, aber sehr viel bleibt noch zu thun übrig. Der Staat Sarawak unterhält jetzt einen kleinen Kriegsdampfer, um den Seeräubern das Handwerk zu legen.

Als die Nachrichten von Brooke's Erfolgen, von dem Eindringen der Engländer nach Borneo, dem Vertrage von 1824 zuwider, nach Holland drangen, sahen sich die Generalstaaten veranlaßt, den Kolonial-Minister hierüber zur Rede zu stellen. Dieser erklärte, daß bereits auf diplomatischem Wege darüber unterhandelt würde und daß der Vertrag von 1824 nach der Erklärung Englands darum nicht verletzt sei, da auf Borneo selbst nirgends eine militärische Niederlassung durch England gegründet wäre, das kleine Eiland Labuan aber nicht zu den großen Inseln gehöre, deren Besitz kraft des genannten Vertrages den Niederländern gesichert sei.

In Folge dessen wurde Arnold Lorenz Weddik zum Gouverneur von Borneo ernannt. Er schloß mit den Sultanen von Sambas, Pontianak und Banjermassing im Jahre 1849 Verträge ab, die dazu geeignet waren, die Herrschaft der Holländer zu befestigen. Die malayischen Fürsten sanken zu Lehensträgern herab, welche von Holland ein Jahrgeld annehmen mußten; nur die kleinere Justiz blieb in ihren Händen, während alle wichtigeren Fälle vor das Forum der Europäer verwiesen wurden. Der Sklavenhandel wurde untersagt und ein Paragraph in den Vertrag aufgenommen, welcher allen ferneren Einfluß der Engländer unschädlich machen sollte.

Allen abgeschlossenen Verträgen ward jedoch noch immer nicht der gehörige Nachdruck durch eine starke bewaffnete Macht verliehen. Im Jahre 1855 hatte man allerdings sein Augenmerk mehr auf Borneo gewandt, die Besatzungen verstärkt und zahlreiche Distrikte der unmittelbaren Verwaltung der Regierung untergeordnet. Der Regierungs-Kommissär A. Prins bereiste in dem genannten Jahre alle jene Theile Borneo's, in denen die Niederländer bereits Besatzungen hatten, oder die sie noch einzuverleiben trachteten. Zu diesem Zwecke ist er mit zwei Dampfern den an der Westküste Borneo's in's Meer sich ergießenden Kapuas-Strom hinaufgefahren und bis zu einer Entfernung von 110 deutschen Meilen

von der Küste vorgedrungen; er hinterließ zu Sintang, Salimbau und Samut Besatzungen und legte Magazine für Salz und andere Bedürfnisse in diesen bedeutenden Kampongs an. Bis dahin war unbekannt, daß der Kapuas-Strom so weit in's Land hinein mit Dampfschiffen befahrbar ist, und diese für die Erdkunde wie für den Handel wichtige Entdeckung gab zu weiteren Ansiedelungen und zur Kultivirung des Landes Anlaß. Eine bedeutende Anzahl von dajak'schen Ansiedlern aus entfernten Gegenden, die aus Bruni kommenden Lupar-Dajaks, ferner die an den Quellen des Kapuas-Stromes wohnenden Kaman-Dajaks strömten in die Nähe der holländischen Niederlassung und wurden in den Schutz der Regierung aufgenommen, nachdem ihnen verschiedene Bedingungen auferlegt waren. Das meuchlerische Kopfabschlagen wurde streng verboten und der dagegen Handelnde als Mörder bestraft. Ebenso war der Schmuggelhandel, besonders mit Waffen und Pulver, untersagt und alle alten Fehden der einzelnen Dorfgemeinden oder der Stämme unter sich wurden als geschlichtet betrachtet, wogegen etwaige Kränkungen oder Beeinträchtigungen, welche einzelne Personen, Gemeinden oder Stämme erfuhren, von den niederländischen Behörden geahndet wurden. —

Prins schloß während seiner Reise durch Borneo mit den Radschas folgender Staaten Verträge ab, die zum Theil als Bekräftigung schon früher bestandener Uebereinkünfte dienten, nämlich mit den Staaten Bunot, Salimbau, Sunehit, Silat, Sintang, Skoden, Sintau, Melian, Tejan. Die Hauptpunkte waren: Anerkennung der Oberhoheit des Königs der Niederlande und seiner Stellvertreter; Anerkennung, daß die Fürsten ihre Länder als erbliches Lehen von den Niederlanden besitzen; Ausübung der Rechtspflege durch niederländische Beamte, denen die inländischen untergeordnet sind; Abschaffung drückender Abgaben und Geldbußen, durch welche sich die Fürsten in höchst unbilliger Weise auf Kosten ihrer Unterthanen bereichern; Beförderung des Ackerbaus, der Industrie und des Handels.

So sehr diese Einrichtungen, welchen — wenn genau befolgt — eine höhere Kulturstufe und eine glücklichere Lage auf dem Fuße folgen muß, den Landbauern willkommen waren, und so sehr sich der Dajak und der Malaye glücklich fühlte, daß dem Raubsystem der Fürsten und den Fehden der Dörfer, zu welchen man sich bis dahin durch übel verstandenes Ehrgefühl verpflichtet glaubte, gesteuert wurde, so sehr glaubten die Radscha's und Panglimas, die eines Theiles ihrer Einkünfte beraubt wurden, Ursache zur Unzufriedenheit zu haben. Daß der Räuber mit dem Inslebentreten der Gerechtigkeitsgesetze unzufrieden ist, wird Niemanden verwundern, daß er aber auch für sein Raubsystem sich Anhänger zu verschaffen weiß, Anhänger unter dem Volke, das doch unter den Bedrückern nur zu leiden hat, darüber könnte man staunen, wenn sich nicht auch bei der intelligenteren Bevölkerung Europa's Aehnliches fände. Mehrere der sich gekränkt fühlenden kleinen Fürsten verlegten sich Anfangs auf Raub- und Mordanfälle gegen einzelne Personen, wodurch unter Anderen der Lieutnant L. Sachse und sein Bedienter ihren Tod fanden. Hierdurch kühner gemacht, rückten sie mit etwa 2500 Streitern gegen das Fort zu Sintang an, wurden aber im November 1856 zurückgeschlagen. Zur selben Zeit erschien der Kriegsdampfer „Celebes“ mit Truppen, welche gegen die befestigten

Plätze der Feinde anrückten und sie alsbald erstürmten. Mehrere Fürsten ergaben sich den holländischen Truppen. Die meisten waren nur aus Furcht oder Unentschlossenheit den eigentlichen Aufrührern, nämlich den Radscha's Kuning, Anom, Muda, gefolgt; der größte Theil der Bevölkerung war der Regierung anhänglich geblieben.

Im Jahre 1856 wurde der Strom Mandawe, der sich an der Südküste Borneo's in's Meer ergießt, zum ersten Male mit dem Kriegsdampfer „Tschipannas" (Tji = Wasser, pannas = warm) bis zum Kampong Moja, der etwa 10 Meilen von der Küste entfernt ist, befahren. Die Einwohner staunten nicht wenig über die ihnen unbegreifliche Bewegung des „Kapal api" (Feuerschiffs) und unterwarfen sich gern den ihnen vorgelegten Vertragspunkten aus Furcht vor den Europäern, denen, wie sie wähnten, überirdische Kräfte und Zauberei zu Gebote standen.

Den Schauplatz bedeutender politischer Kämpfe und eines meuchlerischen, gegen die Europäer gerichteten Ueberfalls bildete in den Jahren 1859 und 1860 das im südöstlichen Theile Borneo's gelegene Reich Banjermassing. Doch bevor wir zur Schilderung der dort vorgefallenen Greuelthaten und des darauf folgenden Guerilla-Krieges der Holländer gegen die Eingeborenen schreiten, wollen wir einen Blick auf die Reisen des Mannes werfen, der uns jene Gegenden Borneo's erschlossen und, mit den Vorbereitungen zu einer zweiten, größeren Reise beschäftigt, für die Wissenschaft leider zu früh in der Blüte des Mannesalters dahinstarb.

Dr. Karl Schwaner aus Mannheim war der erste Europäer, welcher in den Jahren 1843—1847 die Strecke zwischen Banjermassing und Pontianak auf dem Landwege zurücklegte, während um dieselbe Zeit der Offizier von Kessel, ebenfalls ein Deutscher, die Westküste der Insel bereiste. Im Jahre 1848 ging Schwaner nach Batavia, arbeitete dort seinen Reisebericht aus, erhielt von der niederländischen Kolonial-Regierung abermals den Auftrag, das noch unbekannte Innere Borneo's zu durchforschen, starb aber am 30. März 1850, 33 Jahre alt, an einem Fieber, Folge seiner Anstrengungen in den feucht-heißen Ebenen Borneo's.

Den bedeutendsten Strom an der Südostküste bildet der Dusun, auch Banjas, Banjar oder Barito. Seine Nebenflüsse strömen von Norden nach Süden und stellen in ihrem unteren Laufe mit ihm ein labyrinthisch verschlungenes Geäder dar. Das Land wird auf mehr als 100 Wegstunden im Umkreise periodisch überschwemmt und bildet einen ungeheuren, morastigen Urwald. Die stets umherschweifenden Eingeborenen haben kaum andere Verbindungswege, als die Stromläufe.

Die Stadt Banjermassing liegt am Banjar; ihre Häuser stehen auf Pfählen, weil alltäglich die Flut die Umgegend unter Wasser setzt. Zwischen den einzelnen Wohnungen bilden Bretterstege die Straße; aber viele Wohngebäude stehen jedes auf einem Flosse, Ratti, und die dem Wasser zugekehrte Seite enthält dann den Waarenladen. Am Markttage ist der Fluß mit kleinen Nachen bedeckt, deren Eigenthümer allerlei Waaren ausbieten. Die Bevölkerung ist in unablässiger Bewegung auf dem Wasser, denn feste Straßen kennt man in Banjermassing nicht. Deshalb fehlen auch Pferde und Wagen, und nicht mit Unrecht hat man die Hauptstadt Südost-Borneo's als schwimmende Stadt bezeichnet.

Schwaner verließ am 31. Oktober 1847 die Stadt Palingkau; ein malayischer

Tomonggong, Häuptling, hatte sich ihm angeschlossen. Seine beiden Bote waren mit zwanzig Dajaks bemannt, und so fuhr er den Fluß Murung hinab bis an die Mündung des Trussan, welche jenen Strom mit dem Kahajan verbindet. An diesem letzteren Flusse traf er einige Biadschu-Familien, welche Jagd auf wilde Büffel machten. Sie hatten mit Baumstämmen und Gestrüpp einen großen Platz umzäumt und dabei einige ziemlich weite Oeffnungen gelassen. Inmitten des größeren Raumes war ein kleiner Platz eingehegt, in welchem gezähmte und abgerichtete Büffel sich befanden. Zu diesen kamen die wilden, wenn sie aber durch die in jener engeren Einzäumung gelassene Oeffnung dringen wollten, fielen sie in eine Grube. Flugs eilten die Biadschu herbei, banden die Thiere mit Rotang, zogen ihnen einen Ring durch die Nase und bändigten sie.

Schwaner fuhr in den Kahajan hinein und am Tjukang Pamali vorüber. Dies ist eine bezauberte Stätte, wo böse Geister hausen. Deshalb wird dort kein Eingeborener Früchte pflücken oder Holz fällen; wer das wagt, verliert, wie man glaubt, seinen Verstand. Solche vom Aberglauben geheiligte Stellen giebt es auch an anderen Flüssen und im inneren Lande. Hier kann man sie an den Nipapalmen erkennen, die sonst nur an den Meeresküsten und in deren Nähe vorkommen.

Weiter aufwärts fand Schwaner viele bewohnte und einige verlassene Kampongs. Auch bei den letzteren sieht man noch viele Götzenbilder und Kokospalmen. welche beide zeigen, daß an solchen Stellen einst eine zahlreiche Bevölkerung wohnte, Dann und wann trifft man Balais, d. h. Häuser, in welchen die Gemeinde des Kampongs ihre Berathungen und, wenn Reisende anlangen, auch ihre Feste hält. Sie sind einfacher und größer als die Privathäuser, und gewöhnlich liegt die Dorfschmiede in ihrer Nähe. Manche Kampongs haben Festungswerke, d. h. eine Umgrenzung von 30 Fuß hohen eichenen Pfählen. Auf diesen stecken hohe Stangen, welche man an der Spitze mit Figuren geschmückt hat, die einen Kalao, Nashornvogel, vorstellen. Im Innern der Umpfählung stehen allemal viele Götzenbilder.

Am oberen Kahajan hausen die Ot-Danoms. Sie haben ihren Namen von der Lage des Landes, denn „Danom" ist Wasser und ot heißt aufwärts. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen sie den Dajaks des östlichen Theiles von Borneo; vorzugsweise beschäftigen sie sich mit Reisbau und Goldwaschen. Das letztere ist sehr einträglich, denn der Staub liefert so viel von dem edlen Metall, daß sie damit alle Gegenstände, deren sie bedürfen, bezahlen können. In Sitten und Gebräuchen weichen die Ot-Danoms dagegen vielfach von den Dajaks ab. Das zeigt sich besonders bei ihren Leichenfeierlichkeiten. Die Leiche wird ins Freie gebracht; man entfernt das Fleisch von den Knochen, verbrennt diese, sammelt die Asche in eine Urne und stellt diese in das Sandong, Haus des Todten. Beim Leichenschmause werden Büffel, Schweine und Menschen geopfert und die Köpfe derselben im Sandong aufgehängt. Der Häuptling Tundan, mit dem Schwaner verkehrte, hatte seiner verstorbenen Frau acht vollständige Anzüge und alle Schmucksachen auf die Bahre gelegt und unmittelbar nach ihrem Tode einen Sklaven geopfert; als die Leiche fortgebracht wurde, ließ er wieder drei abschlachten und mit den Knochen noch acht Sklaven, sechzig Schweine und zwei Büffel auf Scheiterhaufen verbrennen.

Doch wenden wir uns nach diesem Ausfluge in das Innere wieder der südöstlichen Küste Borneo's zu, wo sich im Jahre 1859 wichtige Ereignisse vorbereiteten.

Der zu Mantapura residirende Sultan war schwach genug, sich von seiner Gemahlin Njai Ratu Komala Sari antreiben zu lassen, den mit ihr erzeugten Sohn Prabu Anom zum Thronerben zu ernennen, obgleich derselbe von der holländischen Regierung wegen früherer politischer Vergehen längst des Thrones für verlustig erklärt war. Auf die Kunde von dem Vorgefallenen erschien ein Geschwader mit einer Abtheilung Soldaten auf der Rhede von Banjermassing.



Banjermassing.

Prabu Anom wurde wiederholt jeder Ansprüche auf den Thron, der nur ein Lehen der niederländischen Regierung ist, für verlustig erklärt. Als Thronfolger wurde ein Enkel des Sultans Tamdschit Illah ernannt, bis zu dessen Mündigkeit aber als Reichsverweser der beim Volke sehr beliebte Bruder des Thronfolgers Hidajat Ullah verpflichtet. Es schien aber, daß das Volk auch mit dem regierenden Sultan sehr unzufrieden war und schon jetzt den zum Reichsverweser ernannten Hidajat Ullah zum Sultan ernannt wissen wollte. Die Regierung achtete nicht sehr auf dies Verlangen. Im Jahre 1857 wurde Tamdschit Illah zum Sultan erhoben; doch schon kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung äußerte sich allgemeine Unzufriedenheit gegen ihn. Es gährte lange im Volke, man übersah von Seiten der holländischen Beamten den im Stillen glimmenden Aufruhr, bis er endlich hell aufloderte.

Zu Gunsten des Hidajat Ullah bildete sich eine Verschwörung und die Anhänger derselben wußten ihre Pläne so geheim zu halten, daß die erste Kunde davon

nicht vom Sitze des Aufruhrs, sondern von der Westküste Borneo's, nämlich von Sintang aus, nach Batavia gelangte. Im Januar 1859 nämlich wurde von dort aus dem General-Gouverneur berichtet, daß alle dort wohnenden Angehörigen des Reiches Banjermassing einen Ruf in ihre Heimat erhalten hätten, da sich dort große Dinge vorbereiteten. Sogleich wurde das Dampfschiff Ardschuno nach Banjermassing geschickt, um nähere Erkundigungen über die dortigen Zustände einzuholen. Doch kehrte der Dampfer alsbald zurück mit der Versicherung des dortigen nicht sehr umsichtigen Residenten, Grafen von Bentheim-Teklenburg, daß sowol in der Hauptstadt als in Mantapura und in den Provinzen vollkommene Ruhe herrsche. Bald aber kamen vom Militär-Kommandanten bedenkliche Berichte, und bereits am 20. April langte zu Batavia die Nachricht an, daß ein Aufstand über das ganze Reich Banjermassing verbreitet sei. Zum zweiten Male wurde die Ardschuno, vorläufig mit zwei Compagnien Infanterie unter dem Oberst Andresen, nach Borneo gesandt. Andresen hatte den Auftrag, das Militär- und Civil-Kommando in Ost-Borneo zu übernehmen und jene Maßregeln anzuordnen, die er zur Handhabung der Ordnung für nöthig erachten würde.

Die Unruhen im Reiche Banjermassing begannen zu Muning, zehn Tagereisen nördlich von Mantapura, veranlaßt durch einen Fürsten, der sich unter dem Titel eines Sultan Kuning zum Herrn des Landes ausrufen ließ und einen bedeutenden Anhang hatte. Während des ganzen Aufstandes blieb es unentschieden, ob dieser sogenannte Sultan Kuning das geheime Werkzeug des Reichverwesers war, zu dessen Gunsten doch der ganze Aufstand angezettelt war.

Andresen kam am 29. April zu Banjermassing an. Man erhielt die Nachricht, daß das Bergwerks-Etablissement Penparon östlich von Mantapura von einigen Tausenden bewaffneter Eingeborenen überfallen worden, daß es aber der Besatzung und den treugebliebenen Bewohnern des Ortes geglückt sei, den Angriff abzuwehren. Hingegen wurden auf dem östlicher gelegenen, von keiner Besatzung beschützten Etablissement Gunong-Tschabok die dort befindlichen sieben Europäer ermordet.

Auch zu Kalangan und Bankal, Orte, die südwärts von Mantapura liegen, hatte sich die Mordlust der Barbaren an 21 Europäern, Männern, Frauen und Kindern gekühlt. Nicht weniger wurden die zu Pulo-Petak, einer nördlich von Banjermassing gelegenen Ansiedelung wohnenden Missionäre der rheinischen Gesellschaft von den Mördern zum Opfer auserkoren. Das diesen Unglücklichen zu Hülfe geschickte Dampfboot „Tschipannas" konnte nur noch 4 Missionäre mit ihren Frauen und Kindern, zusammen 17 Personen, vom Tode retten. Sieben waren bereits ermordet. Die Erzählungen der das Gemetzel überlebenden Personen waren schaudererregend. Mit kaltem Blute tauchten die Barbaren, welche die Arglist der Malayen mit der Mordlust der Dajaks zu verbinden schienen, das Mordinstrument in den zarten Körper der schuldlosen und um Erbarmen flehenden Kinder und Frauen; kein Europäer, und wäre sein Geschäft ein noch so friedliches und das Wohl der Eingeborenen bezweckendes gewesen, konnte Gnade vor diesen Wütherichen finden.

Am Kapuas-Strome wurde ebenfalls ein Missionär mit seiner Frau ermordet, während in den Dussun-Landen ein einheimischer Häuptling einen Missionär von

dem ihn bedrohenden Tode rettete. Endlich wurde in der Provinz Tanah-laut ein europäischer Posthalter sammt Frau und Kind ermordet.

Als die Scharen der Bewaffneten immer zahlreicher wurden und aus allen Provinzen Tausende sich zu den Aufständischen gesellten, denen gegenüber die geringen Besatzungen in den Hauptplätzen und den Forts nur auf die Vertheidigung beschränkt waren, beschloß man zu Batavia, eine bedeutende Truppenmacht zur Bewältigung des Aufruhrs nach Ost-Borneo zu senden. Außer einem Bataillon Infanterie sendete man noch eine Abtheilung Artillerie mit 4 Bronzekanonen, zwei Haubitzen und zwei Mörsern nebst einer halben Compagnie Sapeurs, sowie außer dem Dampfschiffe „Ardschuno" noch die Kriegsdampfer „Celebes", „Montrado" und „Boni" sammt einer Anzahl Kreuzboote unter Befehl des ersten Leutnants van Hasselt ab.

Am 12. Juni wurde die Residenz Mantapura besetzt, die Verbindung mit Penparon wieder hergestellt und der Reichsverweser Hidajat Ullah, auf welchen der Verdacht fiel, der Anstifter des ganzen Aufstandes zu sein, zur Verantwortung gezogen. Dieser betheuerte, an den Vorgängen unschuldig zu sein. Die Umtriebe des sogenannten Sultan Kuning, eines halbwahnsinnigen Fanatikers, habe er Anfangs für zu unbedeutend gehalten, um energisch dagegen aufzutreten, später aber habe er es nicht mehr vermocht, dem Aufruhr Einhalt zu gebieten. Trotz dieser Betheuerungen hielt es der Reichsverweser dennoch für gerathen, am 18. Juni die Flucht zu ergreifen und mit einer großen Zahl seiner Freunde und Anhänger sich nach Anumtai am Negara-Fluß zu begeben. Da er aber den Einladungen des Regierungs-Kommissärs zur Rückkehr kein Gehör gab und seine Anhänger ihn zum Sultan ausriefen, wurde er am 5. Februar 1860 seiner Würde als Reichsverweser entsetzt. Was den regierenden Sultan Tamdschit Illah betrifft, so war die Unzufriedenheit mit ihm allgemein. Er verachte, so sprach sich eine vom Regierungs-Kommissär zusammenberufene Versammlung von Häuptlingen aus, die Gesetze (Adat) und sei überdies dem Testamente des verstorbenen Sultans Adam zu Folge des Thrones unwürdig, da er von mütterlicher Seite nicht von fürstlichem Geblüte abstamme. Dem zu Folge wurde Tamdschit Illah durch den Regierungs-Kommissär veranlaßt, freiwillig auf den Thron zu verzichten, und das Reich von Banjermassing wurde, einem Beschlusse des General-Gouverneurs vom 14. Dezember 1859 zu Folge, den Besitzungen der Niederländer einverleibt. Der Beschluß war gegründet auf den Umstand, daß der abgetretene Sultan unfähig sei, den Thron auf's Neue zu besteigen, daß der bis vor kurzer Zeit von der niederländischen Regierung anerkannte Thronverweser Hidajat Ullah offenbar es mit den Rebellen hielte und daß endlich der im Jahre 1858 nach Bandang verbannte Prabu Anom, Sohn des verstorbenen Sultans Adam, durch sein früheres Betragen seine Ansprüche auf den Thron verwirkt habe. Sonstige Nachkommen des früheren Sultans seien nicht vorhanden und die Erhebung einer neuen Dynastie führe zu weiteren Verwickelungen, welchen die Regierung zuvorkommen wolle.

Das Land wurde im Jahre 1860 in drei Abtheilungen getheilt, deren erste, Kween, mit der Hauptstadt Banjermassing, ein Resident beherrscht, während die beiden anderen, Amuntai und Mantapura, Assistent-Residenten verwalten.

Was die Kämpfe betrifft, welche die Truppen gegen die Aufständischen zu bestehen hatten, so trugen sie den Charakter eines Guerilla-Kampfes. In Scharen von einigen hundert bis tausend Bewaffneten überfielen die Feinde die einzelnen Posten und Plätze, wurden aber stets mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Dennoch zeigte es sich bald, daß die anwesenden Truppen nicht zureichten, um in dem ausgedehnten Reiche die Ordnung zu handhaben und namentlich die Provinz Amuntai, den Hauptsitz des Aufstandes, zum Gehorsam zu zwingen.

Als gegen das Ende des Jahres 1859 weitere Truppen von Batavia ankamen und der Major Verspyk an die Stelle des Oberst Andresen zum Kommandanten sämmtlicher Truppen ernannt wurde, während dem Residenten Nieuwenhuizen die Civil-Verwaltung des Landes übertragen wurde, langte eben die Nachricht von der Ermordung der Mannschaft des bei dem Kampong Lutung Tuhre am Dusun-Strome liegenden Dampfschiffes „Onrust“ an. Eine große Anzahl Boote unter Anführung des Dajak-Häuptlings Surapati kam, angeblich zu einem freundschaftlichen Besuch, in die Nähe des Schiffes. Unvorsichtigerweise wurde ein Theil der Dajaks an Bord zugelassen, während noch eine große Schar derselben hinter Gebüschen in Booten lauerte. Auf ein gegebenes Zeichen begann die Mordscene, bei welcher freilich auch eine große Anzahl der Mörder umkam. Die Mannschaft des „Onrust“ bestand aus 44 europäischen, 11 inländischen Matrosen und 6 Offizieren, welche sämmtlich niedergemacht wurden.

Im Monat Februar 1860 zog eine Expedition nach Lutung Tuhre, um Rache wegen des verübten Mordes zu nehmen. Des Häuptlings Surapati jedoch konnte man nicht habhaft werden. Das Dampfboot war gesunken und wurde von den Holländern durch Pulver vernichtet.

Der Aufstand dauerte im Jahre 1860 noch fort, wurde jedoch allmälig durch Erbauung einer Anzahl kleiner, aber für den Zweck genügender Forts, sowie durch fortgesetzte Streifzüge nach den bedrohten Punkten bis an die Grenzen des Landes zurückgedrängt. Der Demang Lemang, welcher mit dem Pangeran Antasarin zu den bedeutendsten Anführern der Aufständischen gehörte, wurde aus Mangel an Lebensmitteln und Munition zur Unterwerfung gezwungen und, nachdem er in die Hände des Residenten den Eid der Treue abgelegt, zu den übrigen noch nicht unterworfenen Anführern geschickt, um auch sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Auch eine Anzahl von Häuptlingen geringeren Ranges streckten die Waffen, so daß die Macht der Widerspenstigen im Jahre 1861 bereits sehr schwach war.

So wurde Holland durch die Macht der Umstände gezwungen, weit kräftiger auf Borneo einzuschreiten, als dies sonst in seiner Politik lag. Die Anstrengungen aber sind durch die Einverleibung des bedeutenden Reiches Banjermassing reichlich belohnt worden. Wenn es auch noch einige Zeit lang unter der Bevölkerung fortgährte und namentlich die unterworfenen kleinen Fürsten die Herrschaft der Niederländer unwillig ertrugen, so ist jetzt Ruhe eingetreten, und die Regierung kann ihr Augenmerk ganz der Kultivirung des Landes widmen.



Rafflesia Arnoldi.

Sechstes Kapitel.

Wanderung nach dem südlichen Theile von Celebes.

Die fliegenden Fische und einige andere Meerbewohner. — Geologische Skizze von Celebes. — Geringe Ausdehnung der alluvialen Flächen und hierdurch bedingtes gesundes Klima. — Flora, Neigung derselben zu neuholländischen Formen. — Kulturpflanzen. — Reis. — Kokospalme. — Rameh-Flachs. — Kaffee. — Indigo. — Giftpflanzen. — Uebersicht der Fauna. — Die Bevölkerung von Celebes. — Verschiedene Menschenrassen. — Buginesen und Makassaren. — Hohe Achtung derselben vor den Frauen. — Literatur. — Aristokratische Staatsform. — Kleidung. — Das Reich von Boni. — Geschichte desselben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. — Konflikte mit den Niederlanden. — Expedition im Jahre 1823 nach Boni unter General Van Green. — Friedensschluß. — Uebermüthiges Benehmen der Bonier gegenüber der holländischen Regierung. — Neueste Vorfälle in Boni. — Kriegserklärung. — Unterwerfung von Boni, das als selbständiger Staat zu bestehen aufgehört hat.

Zwischen dem westlichen und östlichen Theil des ostasiatischen Archipels, das Mittelglied von beiden Länderkomplexen bildend, breitet sich die vielgegliederte Insel Celebes aus. Ehe man von Batavia aus an ihre größtentheils felsigen Ufer gelangt, hinter welchen gigantische Berge und reizende Hochebenen sich befinden, bietet schon die bläuliche Flut des Meeres dem Seefahrer viele interessante Erscheinungen. Von dem Kiele des Schiffes aufgeschreckt, erheben sich scharenweise die fliegenden Fische (Exocoetus-Arten), von welcher der Tropenzone eigenthümlichen Fischgattung man bis jetzt 40 Arten kennt. Sie erheben sich mittels ihrer verlängerten Brustflossen und zum Theil auch mit den Bauchflossen über die Oberfläche des Meeres; in dem Maße als die Flossen flügelartig verlängert sind, steigert sich ihr Vermögen, sich über dem Wasser zu erheben. Deshalb können

diejenigen Arten, deren Brustflossen sich fast bis zum Schweife verlängern, wie **E. unicolor, E. speculiger, E. oryeephalus** längere Zeit und höher in der Luft bleiben, als diejenigen Arten, deren Flossen nur wenig verlängert sind, wie **E. micropterus.** In der Regel erheben sich diese Fische nur dann aus dem Wasser, wenn sie von größeren Fischen verfolgt werden. Zu diesen räuberischen Verfolgern gehören die Braunfische, die sich in den Gewässern von Celebes häufig finden, dann Boniten und Toninen (**Thinnus thunnina, Thynnus tonggol, Auris thynnoides**), sowie der gefürchtete Hai (**Carchias**-Arten). Auch Walfische (**Physeter macrocephalus**) durchziehen die Gewässer um Celebes, die ihren Brüdern in den kalten Zonen verwandt, dieselben an Größe nicht erreichen, aber dennoch viel Thran liefern. Vorzüglich englische und amerikanische Seefahrer beschäftigen sich mit dem Walfischfang in den indischen Gewässern, während die Holländer bis jetzt sich wenig damit befaßten. Ueberhaupt ist das Meer um Celebes, besonders die zahlreichen Buchten dieser herrlichen Insel, dicht mit Meeresbewohnern bevölkert, und man kennt nicht weniger als 500, zum Theil den Küsten von Celebes eigenthümliche Arten Fische, die in der Nähe dieser Insel leben.

Da die Küsten von Celebes meistens hoch aus dem Meere sich erheben und die waldbewachsenen Gipfel der Berge eine kalte Luftströmung nach dem Meere bilden, so erstrecken sich die Land- und Seewinde weit in den Ozean, und an manchen Küsten, wie am Kap Mandhar, herrscht fast beständig, besonders aber während der Nacht und gegen den Morgen, ein heftiger Luftstrom, der den Schiffen oft Gefahr bringt, wenn er sie unvorbereitet überfällt und an ein Riff schleudert. Das Gebirge, das schon vom Schiffe aus gesehen sich großartig erhebt, wird von einem kräftigen Volksstamm bewohnt und schließt reizende Hochebenen ein, die mit einer eigenthümlichen, noch nicht erforschten Vegetation bedeckt sind.

So wie das Meerwasser selbst im Angesichte der Küsten seine tiefblaue Farbe nicht verliert, das Meer also unmittelbar an der Küste schon eine bedeutende Tiefe hat, so beginnen auch an den Küsten die gebirgigen Erhebungen, und nur an wenigen Orten bilden sich Alluvionen, besonders an den östlichen Küsten der makassar'schen Halbinsel in der Bai von Boni. Die ganze Insel besteht aus ihrem Skelette, den Gebirgen, die — rein orographisch, ohne auf das geologische Alter ihrer Entstehung Rücksicht zu nehmen — in einem Gebirgsstock im Centrum der Insel gelegen ist; von diesem gehen vier Ausläufer ab, welche den vier Halbinseln, die sich gegen Osten, Nord- und Südost und gegen Süden ausdehnen, entsprechen. Die geringe Ausbreitung der alluvialen Ebenen auf Celebes, wodurch diese Insel einen Gegensatz zu Borneo und zur Ostküste von Sumatra bildet, hat auch einen bedeutenden und günstigen Einfluß auf die gesundheitlichen Verhältnisse. Die alluvialen Ebenen in den wärmern Zonen sind der menschlichen Gesundheit aus zweifachem Grunde nachtheilig. Für's Erste liegen sie gewöhnlich im Niveau des Meeres, haben daher eine hohe Temperatur und werden um so weniger von den Seewinden abgekühlt, je weiter sie sich ausdehnen und je weniger die Seewinde tief landeinwärts, besonders in die waldigen Gegenden dringen. Der zweite und vorzüglichste Grund der Ungesundheit der Alluvial-Flächen liegt in ihrer geologischen

Beschaffenheit; durch ihre horizontale Ausbreitung bilden sich häufig Sümpfe und die nach den Ebenen fließenden Ströme breiten sich in der Regel netzförmig aus und strömen mit wenig Gefälle dem Meere zu. In den alluvialen Ebenen finden sich daher, wie schon früher erwähnt, die bösartigen Fieber, welche das Klima der Tropen berüchtigt machen, die aber den Bewohnern der Gebirge und Hochebenen fremd sind.

Sehen wir schon in unsern gemäßigten Zonen, wie an den Mündungen der Donau, an den Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde, Wechselfieber ihren Sitz aufschlagen, so ist dies in viel höherm Grade in den Tropenländern der Fall, wo die Sümpfe in demselben Verhältnisse bösartiger für die menschliche Gesundheit werden, als die Temperatur jener Gegenden höher wird, im Vergleich mit den vom Aequator entfernten Orten.

Woher mag es wol kommen, dürfte Mancher fragen, daß eine und dieselbe schädliche Ursache verschiedene Wirkungen je nach der Temperatur der Atmosphäre auf den Menschen äußert? Da ich diese Frage, wie ich hoffe, in vollkommen genügender Weise beantworten kann, ohne mich in die spezielle Medizin zu verlieren, so will ich die Antwort hier ertheilen. Im stillstehenden sumpfigen Wasser gehen Millionen größerer und kleinerer, meistens mikroskopischer Wesen von kurzer Lebensdauer, in Verwesung über und die durch Verwesung gebildeten Gase theilen sich durch die Wasserdünste der atmosphärischen Luft mit. Je höher nun die Temperatur ist, eine desto größere Quantität solcher Gase kann sich der Luft mittheilen, und diese wird daher durch den lebhafteren Zersetzungsprozeß von schädlichen Stoffen erfüllt, so daß nothwendig auch die Wirkung auf den menschlichen Körper eine um so nachtheiligere ist, je höher die Temperatur des Sumpflandes ist. Die Erfahrung bestätigt in allen Erscheinungen diese von mir zuerst in speziell wissenschaftlichen Organen erläuterte Theorie der Entstehung der Sumpf- und Wechselfieber. Während des Winters machen in den höhern Breiten die Fieber in Sumpfgegenden vollkommene Pausen, ja es giebt eine Nordgrenze, jenseit welcher auch bei stagnirenden Gewässern und Sümpfen keine Fieber mehr entstehen. Von Fiebern befreit sind alle jene Orte, deren mittlere Sommertemperatur $+ 10^{0}$ R. nicht übersteigt.

Während die Gesundheits-Verhältnisse von Celebes im Allgemeinen sich für Europäer günstiger als die meisten andern Tropenländer gestalten, eignet sich auch die vielgegliederte Form des Eilandes mit seinen zahlreichen Golfen ganz trefflich für Handelskolonien, so daß Celebes sich am ehesten unter allen Ländern des Indischen Archipels für europäische Kolonisationen eignen dürfte. Auf den eines gemäßigten Klima's sich erfreuenden Hochebenen, wo noch der Kaffee zur Reife gelangen kann und auch europäische Cerealien, sowie der Weinstock, vielleicht auch die Olive und der Theestrauch gedeihen, könnte der europäische Kolonist sich durch die Fruchtbarkeit des Bodens bereichern und bei der Pflege europäischer Kultur in der milden Zone an Geist und Körper erstarken. Der an den Küstenplätzen wohnende Kaufmann würde die Produkte des Binnenlandes erwerben und nach allen Ländern der Erde versenden.

Obgleich Celebes mitten in der Aequatorial-Zone liegt (von 5° 45′ s. B. bis 1° 45′ N.) und vom Aequator durchschnitten wird, so ist die Temperatur dennoch selbst an den meisten Küstenorten nicht lästig. Die heftigen Land- und Seewinde kühlen die Luft ab und machen sie besonders der Gesundheit zuträglicher.

Sieben bis acht Monate, von März bis November, dauert auf Celebes die trockene Jahreszeit. Während derselben wehen Winde aus Ost und Südost. Sie bringen die Lüfte aus höheren Breiten und sind deshalb sowol, als weil sie zum Theil über Ländermassen streifen, trocken. Vom Monat November bis März dauern mit Unterbrechungen die regenbringenden Nordwestwinde. Während dieser Zeit erhitzt sich die südliche Hälfte des Erdballes und die Windströmung geht von Celebes vorzüglich nach dem australischen Festland.

Denken wir nun die dicke Lage fruchtbarer Erde, welche Celebes fast allenthalben bedeckt, sowie die reiche Vegetation und mit ihr die Thierwelt, den Menschen und seine Werke hinweg und wollen wir annehmen, daß allenthalben das nackte Gestein und die Gerölle und der Sand zu Tage kämen, so hätten wir ein offenes Buch vor uns, dessen Blätter die Geschichte der Entstehung des Eilandes in seiner jetzigen Gestalt und zugleich die Geschichte eines großen Theiles des Erdballs seit vielen Tausenden und Myriaden Jahren erzählen. Den kühnen und ruhmvollen Versuch der Entzifferung dieser Blätter, deren Bedeutung man erst in neuerer Zeit kennen zu lernen begann, hat die Geologie gemacht und hat sie bereits Vieles über die Zustände unseres Erdballes in früheren Perioden seines Bestehens und über die fortwährenden Veränderungen seiner Oberfläche erforscht.

Celebes birgt in seinem Steinskelette die Formationen der verschiedenen Alter unserer Erde, vom ältesten Sedimentlager bis zu den vor unseren Augen sich noch bildenden Alluvionen und vulkanischen Auswürfen.

Von dem alten Kontinent, welcher wahrscheinlich am Ende der Tertiärzeit an der Stelle des gegenwärtigen Indischen Archipels sich ausbreitete, während den nördlichen Theil Asiens ein weites Meer bedeckte, sind noch im Norden von Celebes am westlichen Theil der Halbinsel Menado Ueberbleibsel vorhanden. In diesen alten sedimentären Schichten, die theilweise von Granit und Quarz durchbrochen sind, finden sich reiche Goldlager, welche die Natur noch für unsere Zeiten aus der alten Periode erhalten hat. Auch im Süden von Celebes sollen noch, nördlich von Makassar, alte Sedimentschichten, zu welchen der Molasse-Sandstein gehört, sich befinden. Hätte seit dem allmäligen Untersinken des alten Kontinents in die Tiefen des Meeres die länderbildende Kraft der Erde auf Celebes stille gestanden, so würden jetzt von der 2150 deutsche Quadratmeilen einnehmenden Insel nur zwei kleine Inseln bestehen, mit einer Oberfläche von einigen hundert Quadratmeilen. Neben den von früheren Perioden noch bestehenden Sedimentschichten und massigen Gesteinen der primären Formation haben sich in einer neueren Periode ausgestreckte Ländermassen durch vulkanische Hebungen von Trachytgesteinen gebildet, die sich neben den älteren Gebilden lagerten und deren Laven zum Theil in die älteren geschichteten Gebilde übergreifen und dieselben bedecken. So besteht der nordöstliche Theil von Celebes, die sogenannte Minahassa (Bundes-

Genossenschaft) fast nur aus trachytischen Gebilden mit noch thätigen Vulkanen, zahlreichen Solfataren und heißen Quellen und Kratern, während manche alte Krater sich mit Wasser füllten und einen See bilden, dessen Ufer mit Vegetation geschmückt sind. Eben so finden sich trachytische und Basaltgebilde in Süd-Celebes neben Massengesteinen und sedimentären Schichten einer älteren Formation. Sie haben die alten Ueberbleibsel des einstigen Kontinents vergrößert und den Körper der Insel in ihrer heutigen Gestalt bilden helfen. Durch die neueren vulkanischen Hebungen wurden aber auch manche bereits unter die Oberfläche des Meeres versunkene tertiäre Schichten mit in die Höhe gehoben, so daß sie zu Tage kommen und, an die vulkanischen Gebilde sich anlehnend, zum Theil Berge von sanfter Erhebung, theils aber Gipfel von unregelmäßiger Gestalt darstellen.

Um die Gipfel der früher gewiß viel höheren Berge sammelten sich, zum Theil durch die beständig ausströmende Hitze und die häufigen vulkanischen Eruptionen angezogen, bedeutende Wolkenmassen, die heftige Niederschläge verursachten. Hierdurch bildeten sich zahlreiche Bergströme, welche Gerölle und größere Steinblöcke mit sich fortrissen und die bereits gebildeten Ländermassen durch Alluvionen noch vergrößerten. Allmälig verwitterte auch die Oberfläche der neu gebildeten Gesteine, die Regen schwemmten die zerbröckelten Massen herab, führten sie an den Fuß der Berge, die sie hierdurch allmälig verkleinerten, während an günstigen Orten, wo das Meer die abgeschwemmte Masse nicht sogleich mit sich fortriß, das Land sich vergrößerte.

So entstand Celebes in seiner jetzigen Gestalt, so weit die unbelebte Masse Antheil an derselben hat. Aber schon die Verwitterung der Gesteine ist ein erster vorbereitender Akt zur Hervorrufung des organischen Reiches, zunächst der Pflanze. Die heiße Tropensonne und die reichlichen Regen, die durch die Abkühlung der Luftströme an den Abhängen der Berge entstehen, mußten die Vegetation von Celebes zu einer üppigen zu machen, und in der That ist das Land durchaus waldreich. Die hohen Stämme zahlreicher Arten und Gattungen von Palmen und Laubbäumen bedecken die Gebirge bis zu ihren Gipfeln, die nirgends die Schneelinie erreichen, denn der höchste Berg von Celebes, im Distrikte Bonthain an der Südküste, der Compo battang, hat nach der trigonometrischen Messung von Smits eine Höhe von 9788 rheinl. Fuß.

Die Flora von Celebes schließt sich im Allgemeinen mehr den neuholländischen Formen an. Wir finden dort die Neuholland eigene Casuarinen-Gattung, die Myrtaceen, Leptospermum, ferner Dodonaea unter den Sapindaceen, und mehrere andere Formen. Die Palmen sind durch einige, bis jetzt dem östlichen Theile des Archipels vorzüglich eigene Arten, wie Cycas Celebica vertreten. Die Fächerpalme findet sich in mehreren Arten.

Reich ist die Flora von Celebes an prachtvollen Blumen aus den Familien der Leguminosen, der Rosaceen, der Kompositen. Wir wollen von den Celebes eigenthümlichen Zierpflanzen die Clitoria ternatea nennen, deren Wurzel brechenerregend wirkt und deren Blüte die Eingeborenen gegen Augenentzündungen — wol mit Unrecht — rühmen. Hervorragend sind noch die Nepenthes-Arten; auf

Cissus finden wir als Schmarotzerpflanze die große **Rafflessia** mit ihren riesigen 1 bis 2 Fuß im Durchmesser einnehmenden Blüten.

Für den Menschen am wichtigsten und in wissenschaftlicher Hinsicht nicht weniger interessant sind die Kulturpflanzen, die als treue Begleiter der Landesbewohner mit dem Kulturzustande derselben innig verbunden sind.

Wie fast im ganzen Indischen Archipel bildet auch auf Celebes der Reis die vorzüglichste Nahrung der Einwohner. Die Botaniker haben bis jetzt nur zwei Arten dieses wichtigen Kulturgewächses unterschieden, nämlich **Oryza sativa** und **O. glutinosa.**

Die Eingeborenen unterscheiden den auf trockenem Felde erzeugten **Padi-Ladang** von dem auf bewässertem Grunde erzeugten **Padi-Sawah.** Beide Arten unterscheiden sich durch Aussehen und wird der Samen der einen Art nicht für die zur Erzeugung der anderen Art dienenden Felder verwendet. Man unterscheidet aber auch von beiden Arten mehrere Varietäten, welche die Inländer beim ersten Anblick erkennen. Daß diese Arten und Varietäten erst im Laufe der Jahrhunderte, während welcher man den Reis auf verschiedenem Boden und in verschiedenen Klimaten anbaute, entstanden, kann nicht bezweifelt werden. Auf Celebes wird der Reis meistens auf trockenem Grunde gebaut. Er liefert hier zwar eine geringere Ernte, nämlich nur das 50—80fache der Aussaat, während der **Padi-Sawah** das 120—150fache dem Landmann bietet, aber das Produkt ist kräftiger; ferner ist hierbei von Wichtigkeit, daß der Anbau auf trockenem Grunde der Gesundheit nicht schädlich ist, während die Sawahs bekanntlich Monate lang in künstliche Sümpfe verwandelt werden, die Fieber erzeugen. In den Sawahs opfert der Landmann seine Gesundheit, um sich seine Nahrung zu holen, während er doch ungleich vernünftiger verfahren würde, sich mit einem geringeren Ernteertrag zu begnügen, sein Dorf aber damit vor den schädlichen Dünsten eines künstlichen Sumpfes zu bewahren. Liegt doch der bei Weitem größte Theil des Landes, insbesondere auf Celebes, unbebaut, und liefert die üppige Vegetation an Früchten der verschiedensten Art, an Gemüsen und Knollen so reichliche Nahrung, daß die verhältnißmäßig sparsame Bevölkerung mit dem Ertrage des Bodens nicht zu geizen nöthig hat.

Die Pflanzen-Physiognomie des Landes ist auf Celebes durch den Menschen noch wenig verändert. Wie die Natur das Land mit seiner Pflanzendecke gebildet, so besteht es größtentheils heute noch. Was durch die Menschen der Kultur abgewonnen wurde, dient meistens nur für das Bedürfniß der Einwohner, die nur dasjenige verkaufen, was die wild wachsende Vegetation bietet. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, Kulturgewächse für den europäischen Markt anzupflanzen, doch ist die Quantität der erzeugten Waaren bis jetzt nicht bedeutend.

Die neuesten Berichte für das Jahr 1860 lauten in dieser Hinsicht über Süd-Celebes folgendermaßen: „Neue Urbarmachungen von Reisfeldern fanden im Jahre 1860 nicht statt. Die Ernte war sehr günstig in den nördlichen Distrikten und in Bonthain, doch mißglückte sie theilweise in den Süddistrikten und in Sindschai. In den letzteren Distrikten trachtet man (von Seiten der Beamten)

durch Anlegung von Wasserleitungen Verbesserungen in der Reiskultur anzubringen. Die Bevölkerung jedoch zeigte wenig Lust zur Ausführung solcher Werke." (Nicht mit Unrecht.) „Meistens werden schnell zur Reife kommende, aber weniger gute Reisarten angepflanzt und der Boden zu diesem Zwecke in unvollkommener Weise gepflügt. Bedeutende Quantitäten Reis wurden aus Bali, Lombok und Sumbawa ausgeführt."



Terrassenförmige Reisfelder bewässert.

Wir sehen aus diesem Berichte, daß es bis jetzt den Holländern noch nicht geglückt ist, die Einwohner von Celebes zu einem ackerbautreibenden Volke zu machen, da sie selbst den eigenen Nahrungsbedarf theilweise aus anderen Ländern beziehen müssen. Auch sind die unter der unmittelbaren Herrschaft der Niederländer stehenden Landschaften von Celebes nicht dicht bevölkert. Am Ende des Jahres 1860 zählte die Bevölkerung von Süd-Celebes 266,000 Seelen, während in Nord-Celebes 76,000 Einwohner lebten, also zusammen 342,000 Seelen. Nach offiziellen Angaben umfaßt ganz Celebes (1865) auf 3417 □ Meilen 473,000 Einwohner.

Wenn wir die Kokospalme (Cocos nucifera) neben den Reis ihrer Wichtigkeit wegen setzten, die sie als Nahrungsmittel sowol, als auch für viele andere Zwecke besitzt, so können wir sie doch nicht als Kulturpflanze, wie den Reis

betrachten, da die Kokospalme allenthalben, besonders am sandigen und felsigen Strande, ohne alle Pflege zu Tausenden wächst und dem Menschen Speise, Trank, Oel, Geräthschaften, Taue und Flechtwerk, sowie Material für seine Häuser liefert. Die Kokospalme kommt auf Celebes überall vor, mit Ausnahme der sumpfigen Alluvial-Ebenen, wo sie angepflanzt alsbald von Käfern zerstört wird. Diese Palme steigt bis zu 3000 Fuß über die Oberfläche des Meeres, wo sie der düstern Areng-Palme (**Arenga saccharifera** und **A. obtusifolia**), aus welcher man Zucker gewinnt, Platz macht.

Wenn man die Blütenstiele dieser Palmen wenige Zoll vom Stamme abschneidet, so fließt ein in frischem Zustande weißer schäumender Saft heraus, der in Bambu-Röhren aufgefangen wird. Läßt man nun diesen durch Hinzufügung von sauren Stoffen in Gährung übergehen, so erhält man den Tuak oder Palmwein. Dickt man aber den Saft durch Kochen ein, so gewinnt man den Palmzucker, welcher jedoch dem Rohrzucker an Güte nachsteht.

Auch die Sagopalme (**Metroxylon Sagus**) und die Pinangpalme (**Areca catechu**), deren Nüsse zur Bereitung des Siri in Verbindung mit dem Blatt des Betel verwendet werden, finden sich häufig auf Celebes.

Als Gemüse werden mehrere Leguminosen verwendet, wie **Dolichos lignosus** (**mal. Katjang kitjil**), die Erdmandel (**Arachis hypogaea, mal. Katjang tannah**), eine Bohnenart (**Phaseolus radiatus**).

Zu den Hülsenfrüchten gehört auch der im ganzen Indischen Archipel verbreitete Indigo, von welchem mehrere Arten bekannt sind. Er ist der älteste vegetabilische Farbstoff und sein Gebrauch verliert sich bis in's graue Alterthum. Auf Java und einigen andern Inseln des Archipels führt er den Sanskritnamen **Nila**. In Nord-Celebes wird der Indigo **Entu** genannt. Als Farbstoff wird vorzüglich **Indigofera tinctoria** und **I. Anil** angebaut, doch giebt es noch mehrere Arten auf Celebes und eine strauchartige Art dieser Gattung, welche Zollinger bei Maras auf Celebes gefunden und die von Miquel **Indigofera celebica** genannt wurde. Diese Art scheint jedenfalls auf Celebes einheimisch zu sein, während die erwähnten beiden, gewöhnlich zur Bereitung des Farbstoffes verwendeten Arten vor alter Zeit eingeführt worden sind.

Als Gemüse werden auch mehrere Knollen, wie **Batatus edulis**, Dioscorea-Arten, sowie auch die Früchte einer Kartoffel (**Solanum melongena**) gegessen.

Auf dem Markte zu Makassar, sowie fast in jedem Dorfe, findet man auch die auf dem ganzen Archipel verbreiteten, schon früher erwähnten Früchte, wie zahlreiche Spielarten von **Musa**, deren breite Blätter auch hier die Hütten der Eingeborenen beschatten, Bilimbing (**Averrhoea Carambola**) mit sehr erfrischenden, fünfeckigen Früchten, dann die beliebte Mangostan, die Jambosa-Arten, die Manga, die Tamarinde, Citrus-Arten, Durian, Ananas und noch andere.

Daß die gebirgigen und waldigen Gegenden von Celebes sich trefflich für den Anbau des Kaffees eignen, läßt sich schon im Voraus vermuthen. Die holländische Regierung ermuthigt auch ganz besonders den Anbau dieses Kultur-

gewächses, dessen Verbrauch mit der Ausbreitung der Kultur in allen Welttheilen wächst. Bis jetzt hat man für dieses Produkt in Europa noch kein Surrogat gefunden, das den Früchten des arabischen Baumes nur im Entferntesten an Geschmack und Wohlgeruch gleich käme, während allerdings das Zuckerrohr in der Runkelrübe einen Ersatz gefunden und selbst nöthigenfalls entbehrlich gemacht wurde.

Der auf Celebes produzirte Kaffee wird wegen seiner Güte gesucht, und besonders liefert die Residentschaft Menado auf Nord-Celebes auf vulkanischem Boden vorzüglichen und in Europa sehr beliebten Kaffee, wenn auch nicht in bedeutender Quantität.

Aber auch in Süd-Celebes eignen sich die gebirgigen Länder von Bulokamba, Maras und hauptsächlich die erst kürzlich dem niederländischen Gebiete einverleibten Distrikte Sindschai und die Inseln Salayro, Bulunruë, Liang-Liang und Kadschang für die Kaffeekultur, die für den Bebauer um so einträglicher sein dürfte, als die Regierung das Produkt nicht als Monopol betrachtet, sondern nur eine Abgabe auf dasselbe gesetzt hat, der Verkauf aber dem Eigenthümer überlassen bleibt. Im Jahre 1860 wurde vom Freihafen Makassar eine Quantität von 35,000 Pikul (zu 125 amst. Pfunden) nach allen Welttheilen ausgeführt. Die Produktion von Kaffee in Süd-Celebes ward für dasselbe Jahr auf 40,000 Pikul geschätzt.

Das Zuckerrohr (Saccharum officinarum) ist auf Celebes als Kulturpflanze allgemein bekannt. In neuerer Zeit hat man sich in den der Regierung gehörigen Distrikten mehr auf diese Kultur verlegt. Die Pflanzer oder Fabrikanten, gewöhnlich Chinesen, haben die freie Verfügung bezüglich des Verkaufs ihres Produktes. Im Jahre 1860 wurden von Süd-Celebes etwa 5000 Pikul Zucker nach Europa verführt. Die Eingeborenen pflanzen in Gärten ebenfalls ganze Quantitäten dieses Rohres, doch begnügen sie sich, den Saft auszusaugen oder ihn auszupressen und gleich Most zu trinken.

Einen günstigen Boden hat auf Celebes auch die Muskatnuß, (**Myristica Moschata, M. fragrans**), von welcher es ebenfalls mehrere wild wachsende Arten giebt, sowie die Gewürznelke (**Caryophyllus aromaticus**), jedoch finden sich beide Kulturpflanzen auf Celebes nicht in solcher Menge, daß ihre Produkte in den Handel kämen.

Von Wichtigkeit ist auch eine, besonders in der Gegend von Makassar häufig gepflanzte, Nesselart, das Rameh (**Boehmeria nivea**), aus welcher die Eingeborenen nicht nur sehr festes Tauwerk, sondern auch feine Gewebe verfertigen. In neuerer Zeit ist diese Pflanze auch auf Java angepflanzt worden; ihre Akklimatisation ist auch in Holland und England geglückt, wo sie unter dem Namen Rameh-Flachs oder chinesisches Gras bekannt ist. Die Fasern des Rameh liefern schon bei der einfachen Behandlung, die man den getrockneten Stengeln auf dem Indischen Archipel angedeihen läßt, ein sehr feines und dabei festes und dauerhaftes Gewebe. Der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebende Botaniker Rumphius kannte bereits die Pflanze und nannte sie nach ihrem inländischen Namen **Ramium majus**. Er erzählt unter Anderem, daß die Einwohner von Banka

dieselbe in der Nähe ihrer Häuser pflanzen und Taue und Gewebe aus den Fasern der Stengel bereiten.

In den Wäldern von Central-Celebes findet sich auch der nützliche, durch sein Gummiharz, Guttapercha oder eigentlich **Geta pertja**, bekannte Baum **Isonandra gutta**. Es ist indessen nicht gewiß, ob das auf Celebes gewonnene Gutta aus derselben Art gewonnen wird, aus welcher man auf Java und Sumatra gewöhnlich das Harz gewinnt. Man kennt gegenwärtig mehrere Arten dieses zu der Familie der Sapotaceen gehörigen Baumes, die alle ein ähnliches Harz liefern wie die **Isonandra gutta**. Man glaubte bis vor kurzer Zeit, daß das eigentliche Vaterland des Guttapercha-Baumes Singapur und Malakka sei, doch findet man auch auf Sumatra, Java, Borneo und Celebes diese harzliefernden Bäume und auf den erstgenannten beiden Inseln selbst dieselbe Art wie auf Singapur, wo übrigens alle hochstämmigen Harzbäume bereits durch die eifrigen und rücksichtslosen Sammler gefällt wurden, so daß von dorther das echte Guttapercha gar nicht mehr zu beziehen ist.


Zweig des Guttaperchabaums.

Obgleich Celebes keine so ausgedehnten Wälder als Sumatra und Borneo besitzt, so ist dennoch eine große Anzahl, zum Theil werthvoller Hölzer auf den waldbewachsenen Höhen dieser Insel verbreitet. Der auf dem ganzen Archipel bekannte Dschati-Baum (**Tectonia grandis**) findet sich auch auf Celebes wie auf Java in wildem Zustande, während derselbe auf Sumatra erst angepflanzt wurde. Wichtig ist auch das Eisenholz **Kaju besi (Cassia florida)**, das eine Art Ebenholz liefert. Ebenso finden sich auf Celebes die echten Ebenhölzer von den Gattungen Diospyros, Leucoxylon und Maba. Geschätzt ist auch die vorzüglich am Strande in den Alluvial-Gegenden vorkommende Nipa-Palme (**Nipa fruticans**). Sie schmiegt sich mit ihrem fast horizontalen, einen Fuß dicken Stamme dem Sumpfboden an. Aus den Blättern verfertigen die Eingeborenen Matten, Hüte, Körbe und die Dächer ihrer Häuser.

Wie auf dem ganzen Archipel, mit Ausnahme etwa der auf ganz niedriger Stufe stehenden Bewohner von Neu-Guinea und der Dajaks auf Borneo, benützen auch die Bewohner von Celebes viele Pflanzen als Arzneimittel, während die giftigen Pflanzen bisweilen zu üblen Zwecken und zum Vergiften der Waffen gebraucht werden. So wird als fieberwidriges Mittel Lagundi (**Vitex trifolia**) angewendet.



Ebenholzbaum (Diospyros Ebenum).

Auch ist die Sudu-Sudu (**Euphorbia nereifolia**) berühmt als Arzneimittel. Als kühlendes Pflaster werden die Blätter von **Musa paradisiaca** und mehrere andere Blätter gebraucht. Die betäubende Wirkung des Hanfes (**Cannabis sativa**) ist auch den Bewohnern von Süd-Celebes bekannt.

Zu derselben Pflanzenfamilie, zu welcher der Hanf gehört, nämlich zu den Nesselpflanzen, ist auch der berüchtigte Giftbaum zu rechnen, den wir bereits durch unser Naturgemälde von Java näher kennen gelernt haben, wo man ihn zuerst entdeckt hat. Er findet sich jedoch auch auf Sumatra und Celebes. Ob die Bewohner von Celebes das aus dem Baume gewonnene Gift gleichfalls dazu verwenden, ihren Waffen eine verderblichere Wirkung zu geben, ist uns nicht bekannt geworden. Die Buginesen wenigstens scheinen von dieser Unsitte bis jetzt keinen Gebrauch gemacht zu haben. Man kennt von der Gattung Antiaris mehrere Arten, die theils auf Java, theils auf Sumatra, Celebes und Borneo vorkommen, von deren Wirkung als Gift jedoch nichts bekannt ist. Die Malayen nennen die Gattung Ipu. Der von uns nebenan abgebildete Antschar ist unter den Botanikern als **Antiaris toxicaria** bekannt. Blatt und Blüten desselben haben wir auf Seite 64 abgebildet.

Obgleich zu den Cannabineen mehrere Giftpflanzen zählen, so gehören doch auch zu dieser Familie die verschiedenen Ficus-Arten, die dem Menschen theils durch ihren gummiartigen Saft, theils durch ihre Früchte, durch ihren angenehmen Schatten (**Ficus Benjaminea**) oder endlich durch ihr treffliches Bau- und Zimmerholz nützlich sind.

Wir verlassen nach diesem flüchtigen Ueberblicke das Pflanzenreich, das sich auf Celebes in außerordentlicher Mannichfaltigkeit entfaltet, um nun auch der Thierwelt einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Auffallend ist, daß man auf Celebes eben so wenig als auf Java den Elephanten findet, obgleich dieses Riesenthier auf dem nur durch die Sunda-Straße von der Nachbar-Insel getrennten Eilande Sumatra vorkommt. Auf Celebes suchen wir auch vergebens die dem Menschen gefährlichen Raubthiere aus dem Katzengeschlechte, welche auf Java und Sumatra so häufig sind. Die Ursache des Vorkommens mancher Säugethiere auf der einen Insel des Archipels, während sie auf andern von ähnlichen klimatischen Verhältnissen fehlen, mag wol in den geologischen Veränderungen liegen, welche die Länder des Archipels im Laufe der verschiedenen Erd-Perioden erfuhren und welche die Veranlassung waren, daß mancher bedeutende Länder-Komplex gänzlich unterging und mit ihm auch die betreffende Thiergattung, während die neuen Formationen sich an die alten Reste anschlossen und die Länder in ihrer jetzigen Gestalt bildeten.

Aus der Klasse der Vierhänder finden wir auf Celebes **Cynopithecus niger**, dann **Macacus Cynomolgus Geoff.**, **Macroglossus minimus** und noch einige andere Arten.

Von den übrigen Säugethieren sind die Zibethkatze, **Viverra zibetha** und **V. tangalunga** in den Wäldern von Celebes vertreten, sowie mehrere Arten von Eichhörnchen, **Sciurus rubriventer**, **S. leucomus**, **S. murinus**, eine eigene Art

Schweine, von S. Müller Sus Celebensis genannt, das Babirusa (Babyrusa alfurus) und noch andere Arten.

Unter den Hausthieren finden sich auf Celebes ganz vorzügliche Pferde, die nach verschiedenen Theilen des Archipels verführt werden. Die makassarischen Pferde und makassarischen Reiter haben auf dem Indischen Archipel die Berühmtheit, welche jener der Araber und ihrer Pferde nahe kommt. Zu den Hausthieren der Buginesen gehören auch Rinder, Ziegen, Hunde, Katzen und Hühner.

In zahlreichen Arten sind auf Celebes die Vögel vertreten. Von den Raubvögeln durchziehen die Gebirge von Celebes der Falco liventer, ebenso F. Malayensis Rwd., F. Reinwardtii und F. leucogaster. Zu den Papageien gehören der Psittacus ornatus, P. setarius, P. Muelleri, Psittacula stigmaticus und noch andere Arten.



Der Antschar oder Giftbaum (Antiaris toxicaria).

Mehrere, zum Theil durch ihre Farbenpracht sich auszeichnende Taubenarten erfreuen den Wanderer in den Wäldern von Celebes. Hierher gehören Columba purpurata, Columba radiata, C. gularis, C. Manadensis. — Man kennt bis jetzt zwei auf Celebes lebende Enten-Arten, nämlich Anas superciliosa und Anas gibberifrons M. Außerdem ist auch die Klasse der Singvögel zahlreich vertreten.

Steigen wir hinab zur Klasse der Reptilien, so begegnen wir am Meeresstrande der Riesenschildkröte, deren Fleisch dem jungen Rindfleische an Geschmack gleicht. Auch die Eier dieses Amphibiums, welche das Thier am Lande in den Sand gräbt, werden aufgesucht und verzehrt. Ebenso findet sich die kleinere Seeschildkröte (Chelonia imbricata) mit ihren ziegelförmigen Tafeln auf dem Schilde, aus welchem das Schildkrot oder Schildpadd gewonnen wird (während die Schilder der Riesenschildkröte nicht gut zu verarbeiten sind), häufig an den Seeküsten. — An den Mündungen der Flüsse, insbesondere der großen Ströme, die viel Alluvialgrund auspülen, hält sich das Krokodil (Crocodilus biporcatus) auf. Man übersieht dieses fürchterliche Raubthier oft, da es häufig unbeweglich und mit Schlamm bedeckt am Ufer oder im Wasser sich aufhält und erst beim Herannahen der Beute dieselbe verfolgt. — Hierher gehören auch die verschiedenen Arten von Eidechsen, Leguanen und der Gecko (Platydactylus monorchis), ebenso der Draco lineatus, sowie die Froscharten, wie Rana macrodon.

In Tausenden von Arten ist auf Celebes die Insektenwelt vertreten. Nicht nur die Schildflügler und Florflügler, die dem Menschen lästigen Kakerlaken oder Schaben, die häufigen Heuschrecken, sondern auch die Schmetterlinge mit ihren zum Theil prachtvoll gefärbten Flügeln beleben die Wiesen und Haine. — Wir nennen von den letzteren den Papilio Ulysses L., P. Dorcas, P. polyphontes, dann viele Ornithoptera-Arten, wie O. priamus, O. archideus u. s. w.

Das Land und das Meer, die Küsten, die Berge und die Felsen, der Wald, die Wiesen und die Flüsse, über alle ist üppiges Leben durch die Pflanzen- und Thierwelt verbreitet. Aber erst der König der Schöpfung, der Mensch, welcher das Geschaffene zu durchforschen und in seiner Bedeutung und seinem Zweck zu begreifen sucht, bildet den Schlußstein der irdischen Welt, den geistigen Reflex des unendlichen Schöpfers.

Wenn wir die verschiedenen Stämme und Rassen betrachten, aus welchen die gegenwärtige Bevölkerung von Celebes zusammengesetzt ist, so läßt sich eine gewisse Analogie mit den geologischen Verhältnissen des Landes nicht verkennen. Wir vergleichen nämlich die Ureinwohner, als welche auf Celebes die unter dem Namen der Alfuren bekannten Stämme betrachtet werden müssen, mit den alten Formationen, den Massen- und Schichtengesteinen, welche die Erze in sich schließen und als Ueberbleibsel des alten Kontinents sich herausstellen, der gegenwärtig größtentheils in die Tiefen des Ozeans versunken ist. Die später erfolgten Hebungen, die zum Theil über die alten Bildungen emporstiegen, sind den Einwanderungen und Eroberungen fremder Völker zu vergleichen. Auf Celebes haben, wie dies auch bei andern Ländern des Archipels nachgewiesen wurde, einst Hindu-Einwanderungen stattgefunden; darauf weisen die religiösen Gebräuche eines großen Theiles der gegenwärtigen Bewohner hin. Eben so beweisen die im Ganzen der indo-germanischen Rasse sich nähernde Körperbildung der Bewohner von Celebes, ihre individuelle Energie des Charakters und besonders das Streben nach freier staatlicher Entwickelung, welches nirgends auf dem Archipel in gleicher Weise als

auf Celebes entwickelt ist, daß hier der Einfluß eines Volkes von hoher Kultur eingewirkt haben muß. Ueberdies dürfen wir auch die Einwirkung der klimatischen Verhältnisse, die auf einem großen Theile der Insel jenen der gemäßigten Zone sich nähern und dieselben durch die ewige Milde der Frühlingstemperatur noch übertreffen, als mittelbar wirkenden Faktor der geistigen Kultur bei vorhandener Anlage nicht außer Acht lassen. Würde sich Holland seit dritthalb Jahrhunderten mit solchem Eifer auf die Kultur von Land und Leuten von Celebes verlegt haben, wie solches auf Java der Fall ist, so ständen wahrscheinlich die Bewohner von Celebes gegenwärtig auf einer noch höheren Stufe der ethischen Entwickelung als die Javanen.

Außer den Einwanderungen der Hindu, über welche jedoch keine bestimmten historischen Nachrichten vorhanden sind, wenn wir nicht die aus der indischen Mythologie genommenen Ortsnamen sowie die in die Sprachen der Bewohner aufgenommenen Sanskritwörter als solche gelten lassen wollen, haben die Malayen ihre Kolonisationen und Eroberungen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auch über Celebes ausgedehnt, sowie die arabischen Einwanderer und noch mehr die arabische Denkweise durch die theilweise Einführung des Islam ihren Einfluß auf die Bewohner von Celebes geltend machten. Endlich sind auch seit undenklichen Zeiten chinesische Kaufleute und Handwerker nach Celebes gesegelt und haben sich theils an den Küsten niedergelassen, theils trieben sie Handel mit den Eingeborenen, denen sie chinesische Erzeugnisse der Industrie gegen Gold, Harz, Perlen und andere Landesprodukte verkauften.

Außer den noch weniger vermischten Stämmen im Centrum von Celebes unterscheidet man auf dieser Insel zwei Volksstämme, deren Sprachen auch die vorherrschenden auf Celebes sind, nämlich die mächtigeren und an Zahl überwiegenden Bugi oder Wugi und die weniger ausgebreiteten Makassaren oder Mangkasara. Die Sprachen beider Völker zeichnen sich durch Weichheit und Wohlklang, wie die malayische Sprache, aus. Mit Ausnahme des Nasenlautes „ng" endet in beiden Sprachen kein Wort mit einem Konsonanten. Am besten spricht man das Makassarische in Goa, dem ursprünglichen Sitze der alten Könige von Makassar, in der Nähe des heutigen Küstenortes Makassar.

Während die in der Sprache der Makassaren geschriebenen Schriften nur gering an Zahl sind, besitzen die Bugi eine nicht unbeträchtliche Literatur, die in Erzählungen und Romanzen, welche zum Theil aus dem Malayischen oder Javanischen übersetzt sind, besteht. Seit der Einführung der muhamedanischen Religion, welche zuerst in Makassar, später im Reiche Boni und den angrenzenden kleinen Reichen stattfand, hat sich der Sinn der Buginesen mehr auf das Ernsthafte, auf religiöse und philosophische Betrachtungen sowie auf die Gesetzgebung geworfen, welche letztere indessen schon früher bei ihnen eine ziemliche Ausbildung gewonnen hatte. Die hohe Achtung, in welcher ganz ausnahmsweise unter den indischen Völkern das weibliche Geschlecht bei den Buginesen und Makassaren steht, indem dort das Weib mehr noch als in Europa vollkommen emanzipirt und den Männern gleichgestellt ist, hatte auch Einfluß auf die Poesie und besonders auf die Liebesgedichte, deren eines folgendermaßen lautet:

„Wenn auch die Menschen dich tadeln, ich liebe dich dennoch. Wenn zwei Sonnen zugleich am Himmel scheinen, dann soll meine Liebe für dich erlöschen. Sinke unter die Erde oder gehe durch's Feuer, ich werde dir folgen. Ich liebe dich, und unsere Liebe ist gegenseitig, aber das Unglück hält uns getrennt. Mögen die Götter uns vereinigen, außerdem wird die Liebe mir verhängnißvoll werden. Ich würde den Augenblick unserer Vereinigung köstlicher halten als jenen des Eingehens in das Land der Seligen. Sei zornig gegen mich oder stoße mich zur Seite, meine Liebe wird sich nicht ändern. Nur dein Bild begegnet meinem Auge in der Vorstellung, mag ich schlafen oder wachen. Vorstellungen allein sind mir günstig, in diesen sehe ich dich und spreche mit dir. Wenn ich sterbe, so (geschieht es) nicht durch Beschluß des Schicksals, sondern aus Liebe zu dir. Was ist zu vergleichen den angenehmen Träumen, welche meine Liebe erzeugt? Laß mich von meinem Lande entfernt sein und entfernt von dir, meine Seele wird doch mit dir vereinigt sein. Wie oft gehe ich im Schlafe aus, um dich zu suchen?"

So schmachtet der verliebte Einwohner Makassars. Man sollte glauben, einen europäischen Romanhelden zu hören, der sich in eine vornehme Schöne verliebte, deren Eltern aber aus Ahnenstolz zur Verbindung der Liebenden ihr Jawort verweigern.



Buginesische Schriftzeichen.

Goldmünzen von Makassar.

Die buginesische und makassarische Sprache haben viele Wörter mit einander gemein, doch bestehen auch viele oft gebrauchte Wurzelwörter in beiden Sprachen, die ganz von einander verschieden sind. In der Sprache drückt sich daher die Geschichte der Einwohner der Insel in allgemeinen Zügen aus, wenn es auch so leicht nicht sein dürfte, mittels des Sprachstudiums bestimmte Thatsachen in ihrer Aufeinanderfolge mit einiger Genauigkeit zu entziffern.

Ohne uns indessen in diese dem Zwecke unseres Buches ferner liegende Forschung näher einzulassen, wollen wir nur, um auf die alte Kultur der Buginesen aufmerksam zu machen, hier noch anführen, daß sie das einzige Volk im Indischen Archipel sind, welches einst nach einem aus 365 Tagen bestehenden Sonnenjahre rechnete; gegenwärtig haben auch sie die muhamedanische Zeitrechnung angenommen. Das alte Jahr soll am 16. Mai begonnen und aus 12 Monaten bestanden haben, deren Namen und Tagezahl folgende waren: Sarawana 30 Tage, Padrowane 30, Sujewi 30, Pacheke 31, Pase 31, Mangaserang 32, Mangasutewe 30, Mangalompe 31, Naje 30, Palagune 30, Besake 30, Jete 30, zusammen 365 Tage.

Sehr merkwürdig und belehrend ist die politische Verfassung von Celebes. Die Insel war von jeher in mehrere kleine Reiche eingetheilt, von welchen die meisten eine aristokratische Wahlmonarchie bildeten. Der **König** wird von dem **Aru pitu**, einem sich selbst durch Wahl ergänzenden, aus sieben Rajahs bestehenden Kollegium gewählt. Die Macht dieses Rathes erstreckt sich aber nicht blos auf die Wahl des Monarchen, sondern übt auch ihren Einfluß in hohem Grade auf die Verwaltung des Landes aus. Die Macht des **Aru pitu** wäre demnach eine fast ausschließliche und jene des Regenten eine äußerst beschränkte, wenn nicht der Regent, im Falle die Stimmen des **Aru pitu** getheilt sind, den Ausschlag zu geben hätte. Außer dem **Aru pitu** besteht noch eine hohe Reichswürde, jene des **Tomarilalon**, der erster Minister und Schatzmeister ist und die Beziehungen des Monarchen mit dem **Aru pitu** und den übrigen hohen Personen des Reiches vermittelt. Bei einer Königswahl spielt der Tomarilalon eine bedeutende Rolle, und häufig wird zur Erzielung eines giltigen Beschlusses eine Reichsversammlung, bestehend aus den adeligen Personen des Reiches, zusammenberufen. Obwol der politischen Verfassung gemäß die Macht des Regenten auf Celebes sehr beschränkt ist, so lehrt doch die Geschichte, daß einzelne Regenten von despotischem Geiste und festem Willen die Schranken der Verfassung durchbrachen und unumschränkt über ihr Reich herrschten. Solche Regenten waren auch in der Regel Eroberer, welche fast ganz Celebes und die benachbarten zahlreichen kleineren Inseln unter ihre Herrschaft brachten. Unter weniger kräftigen Herrschern aber zersplitterte sich in der Regel das Reich, indem die Vasallen sich von ihrem Herrn loszumachen suchten. Diese Zersplitterung des Reiches war, wie im alten deutschen Reiche, an welches man bei Betrachtung der politischen Einrichtungen von Celebes vielfach erinnert wird, Folge der zu großen Macht und der Vorrechte des Adels. Eine unbeschränkte Monarchie führt zur Centralisation, eine ausschließliche Aristokaten-Herrschaft zur Zersplitterung und endlichen Auflösung des Staatskörpers.

Ein anderer Nachtheil der Aristokraten-Herrschaft ist die Unterdrückung der ganzen übrigen, nicht zum privilegirten Stande gehörigen Bevölkerung, die endlich zur Leibeigenschaft herabsinkt. Sahen wir diese Erscheinung in den mitteleuropäischen Ländern, bevor der Stand der Bürger sich erhob, und zeigt sie sich bis in die neueste Zeit in Rußland, so haben wir ganz dieselbe Wirkung der Aristokraten-Herrschaft in Celebes, wo die Zahl der Leibeigenen auf eine enorme Höhe gestiegen ist. Der „freie" Mann hält es für unanständig, sein Feld selbst zu bearbeiten oder ein Handwerk auszuüben, so wie ja in unserm „hochcivilisirten" Europa die Arbeit bei gewissen Ständen noch verpönt ist, und der Adelige bei seinen Zunftgenossen nicht mehr als ebenbürtig angesehen wird, wenn er ein bürgerliches Geschäft ausübt. Der freie Bewohner von Celebes sucht daher so viele Sklaven als möglich zu erwerben, die sein Vermögen ausmachen. Mancher Vornehme besitzt 50—60 Leibeigene. Die Gesetzgebung der Buginesen und Makassaren ist der Ausbreitung der Leibeigenschaft, von welcher es verschiedene Grade giebt, günstig. Der Freie kann nämlich durch Selbstverkauf, durch einen Vertrag und besonders durch Schulden seine Freiheit verlieren.

Auch die früher von den Küstenbewohnern fleißig ausgeübte Seeräuberei verschaffte den Bewohnern von Celebes eine große Anzahl Sklaven.

Die Bevorzugung eines Standes bringt zu allen Zeiten und allenthalben Uebel verschiedener Art zu Wege und führt zum Ruin des Staates.

Wie früher in Deutschland tritt auch auf Celebes nach dem Tode eines Regenten oft eine längere Verzögerung in der Besetzung des Thrones ein, ohne daß die verschiedenen Parteien es jedoch zu einem Bürgerkrieg kommen lassen.

Zu allen hohen Aemtern und selbst zum Throne kann auch das Weib gelangen, und die Geschichte von Celebes zeigt uns zwar keine Semiramis und keine russische Katharina, aber doch einige Frauen, welche die Zügel der Regierung wenigstens so gut als ihre männlichen Vorgänger handhabten. Der aristokratische Stolz ist bei den Einwohnern von Celebes in hohem Grade bemerkbar, und die Adeligen sehen sehr darauf, daß ihr „reines Blut" (Arang sandjin) nicht durch Heirathen mit Personen aus einem niederen Stande getrübt werde. Eine Frau kann nur einen Mann aus ihrem Stande wählen, die Männer aber können sich auch mit Töchtern aus einem niederen Stande verbinden, und die aus solcher Ehe entsprossenen Nachkommen heißen Rajin oder Dain. Heirathet ein Rajah (ein Adeliger von reinem Blute) eine Rajin, so heißen die Sprößlinge dieser Ehe Rajin Matossa, und schließen sich diese den reinen Adeligen zunächst an, während die von einem Rajah oder Rajin mit einer Sklavin erzeugten Kinder Anak Dschara heißen. Als Muhamedaner können die Buginesen mehrere Frauen besitzen, doch ist die Vielweiberei beschränkt, indem selten zwei Frauen eines Mannes in demselben Hause wohnen und die Zahl derselben sich nicht leicht über drei oder vier erhebt. Die Frauen bestreiten die Kosten ihres Hauses meistens aus eigenen Mitteln und nehmen nur Geschenke von ihren Männern an. Bei den höheren Ständen vergehen übrigens oft Monate und selbst Jahre, ohne daß eine Zusammenkunft des Ehemannes mit seinem Weibe stattfindet. Männer können sich leicht von ihren Frauen scheiden lassen; trägt aber die Frau auf Scheidung an, so muß sie hierzu einen namhaften Grund angeben.

Die Kleidung der höheren Stände unter den Buginesen und Makassaren ist reich und schön. Sie tragen in der Regel weite Kattun-Beinkleider und über denselben einen Sarong, wie die Malayen, und um die Lenden eine oft reich gestickte Schärpe, in welcher der Kris hängt. Letzterer ist länger als der javanische und gleicht mehr einem Schwerte. An den Fingern tragen die Männer häufig viele goldene Ringe. Merkwürdigerweise ist die Kleidung der Frauen auf Celebes, wenigstens unter den Buginesen, viel einfacher als die der Männer, welche Thatsache den unter den meisten übrigen Völkern gemachten Beobachtungen geradezu entgegengesetzt ist. Sie tragen einen bis über die Waden gehenden weiten Sarong und ein lose umliegendes Jäckchen, welches die Brust jedoch nicht bedeckt. Das lange, schwarze Haar ist aus dem Gesichte zurückgekämmt und rückwärts in einen Knäuel zusammengewunden. Im Allgemeinen zeichnen sich die Buginesinnen vor den übrigen Völkern des Archipels durch Feinheit der Züge und eine helle, der europäischen sich nähernde Hautfärbung aus, so daß sie schon die Aufmerksamkeit

der alten Ostindienfahrer auf sich zogen, die trotz ihres Eifers für den Handel ihre Blicke auf das schöne Geschlecht zu werfen nicht verabsäumten.

Das merkwürdigste und bis vor wenigen Jahren mächtigste Reich von Süd-Celebes ist jenes von Boni, das aber durch einen am 13. Februar 1860 abgeschlossenen Vertrag mit der niederländischen Regierung seine Selbständigkeit verloren hat, so daß seine Könige gegenwärtig nur Vasallen der Holländer sind. Eine historische Skizze dieses Reiches und seiner letzten Kämpfe um die Unabhängigkeit mag hier ihren Platz finden, da sie einen Einblick in den Charakter, die Sitten und die Denkweise der Buginesen gewährt.

So wie die Bewohner anderer Reiche auf Celebes, nämlich Wajo (nördlich von Boni), Sopang, Goa, erzählen auch die Bonier, daß ihre ersten Könige aus dem Himmel ihnen zugekommen seien. Der erste König von Boni hatte keinen eigentlichen Namen, sondern wird in der Ueberlieferung mit dem Beinamen **Matta-Solompo-e**, das ist das allsehende Auge, bezeichnet. Er heirathete eine ebenfalls vom Himmel (vielleicht von der kontinentalen Küste von Asien) gekommene Prinzessin und zeugte mit ihr einen Sohn und fünf Töchter, von denen alle folgenden Regenten Boni's abstammten. Dieser König hat die gegenwärtig noch giltige Staatsverfassung und die Landesgesetze angeordnet. Insbesondere soll er die sieben Wahlherren eingesetzt haben*). Er regierte 40 Jahre und kehrte nach Ablauf dieser Regierungszeit nach dem Himmel zurück.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts führten die Bonier Krieg mit den Einwohnern von Makassar, und nachdem sie von den letzteren besiegt wurden, mußten sie den muhamedanischen Glauben annehmen. Auch mußten die Bonier den Makassaren auf Verlangen Hülfstruppen gegen ihre Feinde schicken. Nur mit unterdrücktem Grimm ließen sich die stolzen Bonier diese Friedensbedingungen von ihren Siegern auferlegen. Die holländische Compagnie, welcher die Erbitterung der Bonier gegen die Makassaren nicht entging, versäumten auch nicht, daraus Nutzen zu ziehen. Sie eroberten Makassar, zum Theil mit Hülfe des Prinzen Aru Palacca von Boni, der, nachher von den Wahlherren zum König von Boni erkoren, sein Reich vergrößerte und selbst der Ostindischen Compagnie Besorgniß einflößte. Er erhielt den Beinamen Tuni Sambaja, das heißt ein Fürst, vor dem die übrigen sich beugen müssen, und starb im Jahre 1696. Nach ihm folgte sein Neffe Lapatua als fünfzehnter König von Boni und regierte bis 1713. Nun wurde die Tochter des verstorbenen Königs Battara Todscha zur Königin von Boni gewählt, doch verzichtete sie im Jahre 1715 zu Gunsten ihres Bruders Lapadang Sadschati auf den Thron. Dieser zog sich aber den Unwillen der Vornehmen des Reiches zu, wurde abgesetzt und Battara Todscha zum zweiten Male auf den Thron berufen. Es scheint, daß der Aru pitu und die übrigen Adeligen den Thron gern von einer Frau besetzt haben wollten; denn als die Königin wieder abdankte, und zwar zu

*) Diese in den „Verhandelingen der batavsche genootsch. v. K. e. w." P. IV, S. 235, aus buginesischen Urkunden aufgeführten Angaben scheinen wenig historische Wahrheit für sich zu haben. Es ist wenigstens nicht wahrscheinlich, daß die Einführung einer Wahlmonarchie mit sehr beschränkter Macht von einem König ausging.

Gunsten des Exkönigs von Goa, Sapualië, wurde auch dieser Fürst seines Thrones entsetzt und abermals Battara Todscha als Königin ausgerufen, der jetzt auch die Krone von Sopeng zufiel. Mit den Mitgliedern ihrer Familie lebte diese Königin aber im Unfrieden, so daß im Jahre 1730 drei Brüder derselben sich aus Furcht vor ihren Verfolgungen in den Schutz der holländischen Compagnie begaben, welche ihnen denselben auch gewährte.

Um dieselbe Zeit drangen die Bewohner des Reiches Wajo in Boni ein, eroberten die Hauptstadt und setzten die Königin ab, worauf dann die Reiche Boni, Wajo, Sopeng und Goa in Bundesgenossenschaft traten und sich feindlich gegen die Holländer benahmen. — Im Jahre 1739 belagerte ein zahlreiches Heer der vereinigten Königreiche unter Krain Bontalancas, dem in Goa residirenden Könige, das Fort Rotterdam bei Makassar. Die Besatzung wagte trotz der großen Uebermacht der Feinde einen verzweifelten Ausfall und war so glücklich, die Feinde in die Flucht zu schlagen. Hierauf unterwarfen sich die Anhänger von Krain Bontalancas den Holländern, welche den vertriebenen König Abdul Hermansjur auf den Thron von Goa setzten und auch die Bonier von dem Einflusse Wajo's befreiten. Das für die Compagnie gefährliche Staatenbündniß war also aufgelöst.

Im Jahre 1749 kam ein 80jähriger Greis, Lama Ossong, auf den Thron von Boni, der sich durch seine Willkür und Grausamkeit auszeichnete. „Er verachtete des Landes Gesetze und legte sie nach seinem Gefallen aus.“ Ueber begangene Verbrechen sprach er selbst nach der von seinem Reichsverweser angestellten Untersuchung das Urtheil und ließ es sogleich vollziehen. Dieser Fürst war kein Freund der Europäer, ohne daß es jedoch unter seiner Regierung zum offenen Bruch mit der Compagnie kam. Der König von Boni hütete sich, die Holländer, deren Macht und Tapferkeit ihm bekannt war, zum offenen Kampf herauszufordern und erneuerte auch den schon im Jahre 1667 von der Compagnie mit mehreren Reichen von Celebes abgeschlossenen sogenannten Bongaischen Vertrag, gemäß dessen die betreffenden Staaten Bundesgenossen der Compagnie wurden und sich auch verpflichteten, derselben auf Verlangen Hülfstruppen zu liefern. Das Reich von Boni benahm sich immer trotziger gegen die Holländer, besonders als die politischen Ereignisse im Anfange dieses Jahrhunderts ihm gestatteten, die eine Zeit lang aus Ostindien gänzlich vertriebene, später nur mit schwachen Kräften zurückgekehrte europäische Macht beinahe gänzlich zu ignoriren. Im Jahre 1823 sah sich der General-Gouverneur van der Kapellen genöthigt, eine Expedition unter dem General van Green nach Celebes gegen Boni zu schicken, da sich Angehörige dieses Reiches erlaubten, die holländische Flagge zu beschimpfen, ohne daß von der Regierung die nöthige Genugthuung gegeben wurde. Auch die Seeräuberei erhob wieder mehr als je ihr Haupt und fand an Boni's Küstenbewohnern Schutz und Aufmunterung.

Die holländischen Truppen unter van Green drangen siegreich bis nach der Hauptstadt, worauf der König von Boni einen neuen Vertrag mit der holländischen Regierung abschloß, in welchem der vor fast zwei Jahrhunderten mit der Handels-Compagnie eingegangene Bongaische Vertrag erneuert und mit einigen Zusätzen versehen wurde. Wir sehen jedenfalls aus der Erneuerung eines so alten Ver-

trages, daß innerhalb der zwischen beiden Verträgen verstrichenen langen Frist der politische Einfluß und die Machterweiterung der Holländer auf Celebes wenig Fortschritte gemacht hatte. Aber es kann die Behauptung nicht aufgestellt werden, daß die Volksstämme von Celebes während und durch die Berührung mit den Holländern an Bildung und Sittlichkeit nicht gewonnen hätten. Ueber die gegenwärtigen Zustände, besonders von Nord-Celebes mag ein Auszug aus dem offiziellen Berichte vom Jahre 1864 die beste Auskunft ertheilen. In der Minahassa und den angrenzenden kleinen Reichen war die Fruchtbarkeit der Kulturpflanzen während jenes Jahres bedeutend. Die sozialen Zustände aber ließen noch viel zu wünschen übrig.



Landungsplatz der Schiffe bei Kap Mandhar.

Insbesondere nimmt an den Küsten die Seeräuberei sehr überhand. Der Radscha von Siauw, welcher im Juni jenes Jahres in Dienstangelegenheiten von Menado kam, wurde auf seiner Zurückreise zur See in einem großen Kauffahrer, in der Höhe der Insel Bejaran von sechs bewaffneten Räuberprauen angefallen und konnte seine Reise nur nach überstandenem heftigen Gefechte, bei welchem von beiden Seiten Todte und Verwundete gezählt wurden, fortsetzen. Zu derselben Zeit kamen Berichte aus Kema, Tondano und Bolang, welche von der Anwesenheit von Seeräubern erzählten.

In dem noch niedrigen Kulturzustand der an der Nordwestküste gelegenen kleinen Reiche war noch wenig Fortschritt zu bemerken. Auch dort können sich die Einwohner der Seeräuberei schwer enthalten. Auf die Nachricht, daß ein in Bolang-Ukie eingelaufenes japanesisches Fahrzeug von den Einwohnern überfallen und verbrannt wurde, fuhr das Dampfschiff „Harlemermeer“ an Ort und

Stelle, und der Commandant desselben untersuchte in Verbindung mit dem Rathe von Minahassa die Sache. Das Verbrechen wurde durch einen inländischen Prinzen aus Boni verübt. Der Radscha von Bolang-Ukie war zur Zeit des Verbrechens in Dienstangelegenheiten auf Reisen und hatte die Verwaltung dem Dschugugu (Reichsverweser) übertragen. Dieser war den Mördern behülflich und wurde daher sammt dem Prinzen aus Boni und 17 anderen Personen nach Menado in Haft abgeführt, wo der Prinz zum Tode, ein großer Theil der Mitschuldigen zu mehrjähriger Haft verurtheilt wurde, ein kleiner Theil der Betheiligten ihre Freiheit wieder erhielt.

Wenn wir eine ethnographische Schilderung der Buginesen aus dem siebzehnten Jahrhunderte mit dem unparteiischen Urtheile vergleichen, das ein gegenwärtiger Beobachter über die Sitten und Moralität der Bewohner von Süd-Celebes ablegen muß, so kann solches nur zum Vortheile unserer Zeit ausfallen. So heißt es noch in einer Abhandlung von Rademacher, daß sie aus Mordlust selbst Diejenigen meuchlings tödten, welche ihnen niemals Etwas zu Leide thaten, wäre es auch nur, wie sie sich ausdrücken, um die Güte des Kris zu prüfen. Eine solche Mordlust ist den gegenwärtigen, weit besser gesitteten Buginesen fremd. Gute Dienste leisteten die Hülfstruppen von Celebes, insbesondere von Boni, Makassar und einigen anderen Staaten der Regierung zur Bekämpfung des Aufstandes auf Java, der in den Jahren 1825—1830 stattfand. Man schien von jener Zeit an einzusehen, wie trefflich die natürlichen Anlagen der Bevölkerung jener Insel sind, und wie man unrecht handle, nicht mit aller Energie für die Förderung ihrer Kultur, ihres Handels, des Ackerbaues und der Gesetzgebung zu wirken. Es dauerte indessen noch geraume Zeit, bis man Hand an's gute Werk legte; eben so waren auch nicht alle Mittel, von welchen man sich guten Erfolg versprach, zweckdienlich. Wenigstens mag das letztere von den massenhaften Bekehrungen durch die Missionäre gelten, welche besonders im nördlichen Theile von Celebes, auf der Halbinsel Menado, statthatten.

Erst nachdem England seine Blicke auf Celebes' fruchtbare und reiche Gefilde richtete und seine Spione unter der Maske der wissenschaftlichen Forschung diese Insel sowie Borneo, Boni und andere Theile des Archipels bereisten und die Fürsten gegen die holländische Regierung aufzuwiegeln suchten, erst dann machte die bisherige Nachlässigkeit einiger Thätigkeit Platz.

James Brooke bereiste im Jahre 1840 den südlichen Theil von Celebes, und selbst aus seinem über diesen Zug veröffentlichten Werke (Narrative of events in Borneo & Celebes etc. Lond. 1848) geht der Zweck der Reise deutlich hervor. Er erzählt, daß er zu Balakomba an der Südküste von Celebes von den holländischen Offizieren mit Freundschaft und Herzlichkeit behandelt wurde, was ihn jedoch nicht hinderte, wenige Tage darauf die Könige von Boni und Wajo in Privatgesprächen von ihrem Bündnisse mit der niederländischen Regierung abwendig und dafür den politischen Einfluß der englischen Regierung geltend zu machen. Wenn Brooke glaubt, durch seine theoretischen humanen Betrachtungen (Vol. I. S. 67) seinen Tribut an die Rechtlichkeit, deren Gesetze in der Politik keine anderen

als im Privatleben sind, schon entrichtet zu haben, so können wir im Gegentheil kaum annehmen, daß er durch hohle Phrasen, deren Inhalt mit seinen Handlungen in direktem Widerspruche steht, bei den Lesern sich jene Achtung als Mensch erwerben kann, auf welche nur ein offenes, ehrliches Betragen Anspruch hat*).

Um den Handel von Celebes zu fördern, wurde der Hafen von Makassar im Jahre 1846, freilich 25 Jahre zu spät, zum Freihafen erklärt, sowie auch mehrere Provinzen von Süd- und Nord-Celebes unter die Verwaltung der niederländischen Regierung gestellt. Die treffliche Lage der Insel für den Handel, als Mittelpunkt des Archipels und den Schiffen durch vorzügliche Baien und Häfen sichern Schutz gewährend, ihre zahlreichen Produkte und endlich die kräftige intelligente Bevölkerung mußten diesen Schritt der Regierung mit Erfolg krönen. Dennoch genossen die Holländer nur einen geringen Theil ihrer weisen Einrichtung, indem dieselbe zu spät kam und erst von dem ungeheuren Vortheil angeregt wurde, den die Engländer durch die Einrichtung des Freihafens von Singapur errangen.

*) Indem Brooke von der Rechtswidrigkeit der Eroberungen von Ländern und der Einführung europäischer Kultur in fremden Welttheilen spricht, legt er folgendes Bekenntniß bezüglich des Kulturzustandes von Englisch-Ostindien ab: „Unsere ausgestreckten Länder in Indien, welche am besten und aufrichtigsten unter allen europäischen Besitzungen regiert werden (?), zeigen Alles in Allem gerechnet nur negative Erfolge unserer Verwaltung. Wir unterdrücken das Land nicht, sind nicht ungerecht, und das Volk ist mittelmäßig glücklich, aber welchen Vorausgang haben die Völker während der langen Zeit unserer Herrschaft gemacht? Sind sie gebildeter als zur Zeit von Baber und Akbbar? Ist ihr Geist mehr erleuchtet? Ihre politische Freiheit mehr gefördert? Ihre Religion von Aberglauben und herrschsüchtigen Priestern gesäubert? Nein. Obgleich die englische Regierung die beste Absicht hatte, die Priesterherrschaft zu unterdrücken, so besteht sie dennoch fort. Die Masse ist sicherlich so unwissend als je, unwissend in Bezug auf ihre eigenen Rechte sind sie zufrieden unter was immer für einer Regierung." (Das Letztere hat sich in den Jahren 1856—1858 doch nicht bewährt.) Der Verfasser spricht hierauf von dem Kulturzustande des Indischen Archipels und stellt die Insel Java auf gleiche Linie mit Sumatra, Borneo und Celebes, während doch Java weit mehr als die übrigen Länder des Archipels an Kultur gefördert ist und die niederländische Verwaltung dort manche Triumphe feiert. Hier können wir, auf unwidersprechliche Thatsachen gestützt, die von Brooke bezüglich des Fortganges der Kultur seit der europäischen Herrschaft gestellten Fragen mit „Ja" beantworten. Die Sitten haben sich veredelt, indem die Willkürherrschaft der früheren Könige der Herrschaft gerechter, wiewol auf den alten herkömmlichen Rechtsprinzipien beruhender Gesetze Platz gemacht hat. Der Javane ist wol noch, wie seine Vorfahren, der Lehre Muhamed's ergeben, doch bildet diese Religion keineswegs ein Hinderniß der fortschreitenden Kultur. Der Ackerbau, die Industrie, die Bevölkerung haben sich seit dem vorigen Jahrhundert in staunenswerther Weise gehoben. Die Abgaben des Landmanns sind mäßig, mit einigem Fleiße kann er sich zum wohlhabenden Manne und zum angesehenen Gemeindegliede emporschwingen. Allenthalben sind durch die Regierung Schulen für Inländer errichtet, wo man sich keineswegs bemüht, die Jugend vom Glauben der Väter abzubringen. Nehmen wir noch in Anbetracht, daß der Javane nicht nur vollkommene Sicherheit der Person und des Eigenthums genießt, sondern unter freisinniger Regierung ungehemmt in seiner Thätigkeit ist, solang er sich innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so können wir nicht umhin, den Bewohnern Java's Glück zu wünschen wegen der politischen Umgestaltung, die durch den Sturz der alten Könige mit Beibehaltung der nationalen Institutionen erfolgt ist.

Obwol nun die holländische Regierung seit längerer Zeit ihre Aufmerksamkeit auf Celebes richtete, indem mehrere Punkte militärisch besetzt, die Rechtspflege und die innere Verwaltung in den der Regierung unmittelbar untergeordneten Provinzen auf der Basis der einheimischen Sitte geordnet und die Bodenkultur sowie der Handel befördert wurden, so fuhr dennoch das Reich von Boni fort, sich übermüthig und selbst gehässig gegen die Niederländer zu benehmen. Vielleicht glaubten die boni'schen Regenten und die dortige Aristokratie, daß im Falle des Ausbruches eines Krieges die Engländer ihnen gegen Holland beistehen würden. Wie dem auch sei, die wiederholten Beleidigungen der niederländischen Regierung von Seiten dieses halbwilden Stammes erforderte eine Züchtigung desselben. Als nun der Missionär Mathes und der Gouverneur van der Hart zu Makassar im Mai 1855 meuchlerisch getödtet wurden, beschloß man in Folge dieses fortgesetzten feindlichen Betragens der Selbständigkeit Boni's ein Ende zu machen und das Gebiet einzuverleiben. Da aber dieses Reich eine Kriegsmacht von 24,000 Mann besaß und an europäischen Waffen keinen Mangel hatte, so mußte man zur Unterjochung eine nicht unbedeutende Zahl Truppen aussenden. Die zu Anfang des Jahres 1859 gegen Boni gesandte Expedition bestand aus zusammen 3200 Soldaten und 112 Offizieren. Auch eine Flotte von acht Dampfschiffen, einer Korvette, drei Briggs und sechs Prauen nahm an der Expedition Theil. Den Oberbefehl führte der General Steinmetz; de Perez, der frühere Gouverneur von Celebes, begleitete zur Leitung der Unterhandlungen die Expedition. Zu Badschoa im Golf von Boni wurden die Boten zur Ueberbringung des Ultimatums ausgesandt. Als aber an der Küste eine Anzahl bewaffneter Männer mit drohender Geberde die sich nähernde Schaluppe erwarteten, kehrte diese wieder zurück, um bei günstigerer Stimmung des Volkes zum Empfang der Gesandten neuerdings den Versuch zu machen, den an die Königin gerichteten Brief, in welchem um bestimmte Antwort binnen drei Tagen ersucht wurde, zu überbringen. Die Boten wurden am folgenden Tage gehörig empfangen und der Brief an die Königin von drei hohen, aus der Hauptstadt zu diesem Zweck gekommenen Beamten in Empfang genommen. Am nächsten Tage (9. Februar) kam ein Gesandter vom Hofe von Boni zum Regierungs-Kommissär auf die Rhede mit dem Ersuchen, daß mit der Antwort auf das Ultimatum noch einige Zeit gewartet werden solle, bis die Staaten Sopeng und Wadscho zu Rathe gezogen seien. Es wurde der damals regierenden Königin Base Kadschuara indessen zu ihrem Entschlusse nur Zeit bis zum 10. des Morgens gegeben, und als diese Zeit, ohne daß eine Antwort erfolgte, verstrich, wurde die Kriegserklärung an's Land geschickt mit einem Geleitschreiben an die Königin und den Hadat (Reichsrath), worin die Ursache der Kriegserklärung angegeben und die wohlgesinnte Bevölkerung ermahnt wurde, sich zu unterwerfen, indem sie in diesem Falle auf den Schutz der Regierung rechnen könne. Am 12. ging man zu Feindseligkeiten über. Eine Abtheilung der Mannschaften landete und schlug den Feind mit großem Verluste zurück. Nach Eroberung des Küstenortes Badschoa zogen 2800 Mann nach der Hauptstadt Boni, die sie von Einwohnern verlassen fanden, während die Königin mit ihrem Reichsrathe sich nach der von steilen Felsen um-

gebenen Gebirgsfestung Pasempa zurückgezogen hatte. — Die Holländer ließen an verschiedenen Punkten des Reiches Besatzungen und kehrten, da die Cholera im Lande ausbrach, theilweise nach Java zurück, um die Beendigung des Krieges zu günstigerer Zeit vorzunehmen.

Indessen stiegen zu Boni Verwirrung und Zwietracht auf's Höchste. Einer der einflußreichsten Beamten, Aru Polakka, welcher im Einverständniß mit den Holländern war und den Rath die Hauptstadt zu verlassen gegeben hatte, versuchte die Bevölkerung von Sandschai zu Gunsten der Holländer zu stimmen und fiel so offen von der Königin ab. — Im November desselben Jahres kam eine zweite Expedition an der Südküste von Celebes an. Dieser schlossen sich 500 Mann von Balekomba und Bonthain unter Anführung von Aru Polakka an. In der Nähe des Küstenortes Sandschai kam es zu einem Gefechte, welches damit endigte, daß der Feind den befestigten Platz verließ. Achtundzwanzig vorgefundene Kanonen wurden vernagelt. Die Holländer verloren hierbei nur einen Mann und hatten nur fünf Verwundete. Nachdem am 25. November auch der Platz Palang-Nipa genommen war, kamen bereits mehrere kleine Fürsten von Boni, um ihre Unterwerfung anzukündigen und sich ihre Lehnsbesitzungen auch für die Zukunft zu sichern.

Das Haupttreffen fand aber am 6. Dezember in der Nähe der Hauptstadt statt. Die Bonier eröffneten sowol von einer gut verpallisadirten Brustwehr, als von zwei Kampongs aus ein heftiges Kanonen- und Gewehrfeuer. Nachdem dasselbe aber von der ganzen holländischen Truppe in kräftigster Weise beantwortet wurde, zogen sich die Bonier schon nach einem viertelstündigen Gefechte zurück. Der Sieg kostete den Holländern vier Todte und einundzwanzig Verwundete. Täglich kamen von jetzt an Häuptlinge einzelner Kampongs, um sich zu unterwerfen. Man beschloß nun auch der Feste Pasempa einen Besuch abzustatten und sie wo möglich zur Uebergabe zu zwingen. Feigheit und Verrath in der Umgebung der Königin erleichterte den Holländern ihr Geschäft. Als sie der Festung sich näherten, vernahmen sie, daß die Königin sammt ihren Rathsherren und den Truppen dieselbe verlassen hatte.

Am 11. Dezember boten die Churherren von Boni ihre Unterwerfung den Holländern an, wobei sie versicherten, daß an dem Vorgefallenen nur die Königin die Schuld trage, die stets gegen ihren Rath gehandelt habe. Base Kadschuara, die ehemalige Königin von Boni, ist indessen keineswegs eine herrschsüchtige oder selbst thatkräftige Frau, sondern sie suchte nur ihrer Pflicht gemäß das Königreich zu vertheidigen, worin sie freilich weder durch das Feldherrntalent ihrer Kriegsobersten, noch durch die Treue ihrer höchsten Beamten unterstützt wurde. Hätte sie mehr Einsicht in die Verhältnisse gehabt und würde sie insbesondere erkannt haben, daß an einen dauernden Widerstand gegen die Macht der Holländer ohne anderweitige Hülfe von Seite ihres Reiches nicht zu denken sei, so würde sie bei Zeiten durch kluge Nachgiebigkeit und geschickte Unterhandlungen den Fall ihres Reiches haben verhindern können; denn die Holländer wurden augenscheinlich nur durch die trotzige Haltung Boni's zur Bekriegung dieses renitenten Reiches genöthigt.

Kurz nachdem der Reichsrath sich unterworfen hatte, die Königin daher von Allen verlassen war, übergab auch sie die Reichsinsignien den holländischen

Regierungs-Kommissären. Diese Insignien werden von den Bewohnern von Celebes für heilig gehalten und nur den Besitzer derselben hält man für den rechtmäßigen König. Die Regierungs-Kommissäre erließen hierauf eine Einladung an die Wahlherren zur Wahl eines neuen Königs. Die Versammlung erklärte die Königin des Thrones für unwürdig und wählte einstimmig den Prinzen Aru Polakka unter dem Namen Achmat Singkara Ruka zum König von Boni. Die Wahl des Königs war jedoch nicht frei, sondern fand unter dem Einfluß der Regierungs-Kommissäre statt. Aber die Zeit der Unabhängigkeit Boni's war vorüber und es kann nur als ein Akt der Mäßigkeit und Klugheit von Seiten Hollands betrachtet werden, wenn es nicht das ganze Gebiet von Boni als niederländische Besitzung erklärte. Durch einen am 13. Februar 1860 mit dem neuernannten König und seinem Reichsrath abgeschlossenen Vertrag wurde der am Eingang des Golfes von Boni gelegene zahlreich bevölkerte Landstrich Sindschai, der sich für die Kaffeekultur sehr eignet, an Holland abgetreten. Eben so wurde der Einfluß von Boni für die Zukunft dadurch beschränkt, daß seinem Gebiete die Inseln Bunerate und Kalu entrissen wurden, wodurch besonders den Eingeborenen die Gelegenheit zum Seeraube benommen wurde. Das übrige Gebiet empfing Achmat Singkara Ruka aus der Hand der Regierung als Lehen mit der Bedingung, daß es der letzteren zu jeder Zeit unbenommen sein solle, dasselbe wieder zurückzuziehen und eine neue Königswahl auszuschreiben. — Die neu erworbenen Länder wurden mit Alt-Bulekomba vereinigt zu der Abtheilung „Sindschai", welche von einem Assistent-Residenten regiert wird. Zugleich wurden die Rechtsverhältnisse und inneren Einrichtungen der Landschaften nach dem von den Holländern seit längerer Zeit beobachteten System geregelt, welches die Beibehaltung der bisherigen, der nationalen Denkweise entsprechenden Grundsätze anerkennt.

Nach den neuesten offiziellen Berichten vom Jahre 1864 herrschte im Reiche Boni im Allgemeinen Zufriedenheit; eine Zunahme des Wohlstandes war zu bemerken, Handel und Schifffahrt wurden lebhaft betrieben. In den Gebirgsdistrikten der nördlichen Abtheilung aber zeigten sich die Regenten von Tschamba und Melawa widerspenstig gegen die vom Residenten ausgegangenen Befehle, und die Entrichtung von Steuern wurde verweigert. Da dieser Zustand nicht länger geduldet werden konnte, zog am 14. Oktober 1864 eine Abtheilung von 120 Soldaten von Makassar nach Maros, um, wenn es nöthig sein sollte, mit Waffengewalt die Regenten an ihre Pflicht zu erinnern. Die Drohung aber genügte schon, die Regenten, mit Ausnahme des in die Gebirge geflüchteten Radscha von Tschamba, fügsam zu machen. Die Truppen kehrten wieder nach Makassar zurück, nur 40 Mann blieben zu Tschamba, um die Bevölkerung vor den Anfällen der Anhänger des flüchtigen Radscha zu schützen. Andere kleine Häuptlinge mußten sich sammt ihren Hadat (Wahlversammlung) vor dem obersten Gericht zu Makassar wegen verschiedener Verbrechen verantworten und theilweise sich der auferlegten Strafe unterziehen. Kleine Aufstände von Bevölkerungen, die sich der befohlenen Anlegung von Landstraßen widersetzten, wurden durch eine geringe Truppenzahl unterdrückt.



Kakaoernte.

Siebentes Kapitel.

Wanderung im Norden von Celebes.

Die Menado bua. — Landesprodukte, Menschenrassen. — Kochsalzgewinnung. — Kosso-Hanf. — Bantik und seine Bewohner. — Kakao- und Kaffeekultur. — Vulkan Empung. — Die Hochebene von Tomohon. — Der Kratersee Lino. — Solfataren. — Wasserfall von Munteh. — Heiße Quellen. — Bevölkerung der Minahassa. — Die Missionäre und ihre Verdienste. — Die Miliz Kabesaran. — Der See Tondano und seine Umgebung. — Ausbruch des Klabat. — Der Tod Visser's. — Schöne Frauen auf der Ebene Tondano. — Rembokeng und Awuan. — Javanischer Kampong. — Schlucht von Tondano. — Kema. — Geographische Nachrichten.

Meist aus vulkanischen Gebilden bestehend, die ihr Vorhandensein durch zahlreiche heiße Quellen, Kegelberge und Solfataren verrathen, erstreckt sich, von dem Hauptlande der Insel Celebes abgetrennt, eine lange schmale Halbinsel von West gegen Ost in den Ozean hinein. Der östliche Theil derselben, welcher unter dem Namen der Minahassa bekannt geworden ist, wird von einer Mischung verschiedener Völkerschaften bewohnt. Die ganze Halbinsel rechnen die Holländer zum

Gouvernement der Molukkischen Inseln, und der zu Menado wohnende Resident steht unter dem Befehle des zu Banda residirenden Gouverneurs.

Im Jahre 1855 bereiste der damalige General-Gouverneur Duimaar van Twist diese Halbinsel. In seinem Gefolge befand sich der verdienstvolle Naturforscher Dr. P. Bleeker, aus dessen Reisebeschreibung, sowie aus anderen Quellen, wir hier einige Mittheilungen machen wollen.

Noch ehe man die Rhede von Menado erreicht, erfreut sich der Reisende an den grünen Eilanden, die aus den Fluten aufsteigen. Vor Allem zieht die aus einem kegelförmigen Vulkane bestehende Insel Menado dua die Aufmerksamkeit an. Ihr Gipfel erreicht die Höhe von 1736 Fuß. Als die ersten holländischen Seefahrer diese Bai entdeckten und, langsam von Insel zu Insel fahrend, auch bei Menado dua anlangten, fanden sie dieses stark bevölkert. Ueberall, selbst bis zur Höhe von 1200 Fuß, blickten ihnen aus grünen Pisang-Gebüschen, schlanken Kokospalmen und ölgebenden Kamiri-Bäumen (**Aleurites moluccana**) Häuser entgegen. Jetzt aber stehen auf der gesegneten Insel nur noch wenige bewohnte Hütten, denn in den Kriegen mit den Bewohnern der Landschaft Bolang an der Küste von Celebes ist die Bevölkerung von Menado dua fast ganz aufgerieben worden.

Der Hauptplatz Menado bietet als Stadt wenig Merkwürdiges. Außer dem im Jahre 1703 erbauten Fort Amsterdam giebt es wenig steinerne Gebäude. Die Häuser sind, wie dies in der Regel bei den Städten des Archipels der Fall ist, hinter reichem Laubwerk und Palmen versteckt oder von denselben überragt. Das ganze Küstenland hat ein frisches und reizendes Ansehen. Hinter dem Hügelland an der Küste erheben sich hohe blaue Gebirge, aus denen die Vulkane Klabat und Lokon gebietend hervortreten. Die Stadt liegt am linken Ufer des Menado-Flusses, der nach ihr den Namen führt; er entspringt in den die Hochebene von Tondano umgebenden Bergen, gebildet durch den Zusammenfluß mehrerer Gebirgsbäche, die raschen Laufes der schmalen Ebene zueilen, welche den Küstensaum bildet. Der Fluß ist bei seiner Mündung etwa 100 Fuß breit, hat ein helles Wasser und ist reich an Fischen, besonders aus den Gattungen **Dules**, **Anabas** und **Ophiocephalus**. Die Stadt hat unter 3000 Einwohnern 300 Europäer oder europäische Kreolen.

Wie in allen kleinen Ortschaften Niederländisch-Indiens ist auch hier der Marktplatz der interessanteste Theil der Stadt. Denn auf ihm findet man nicht nur die meisten Landesprodukte vereinigt, sondern auch die Repräsentanten der verschiedenen Menschenrassen, die man hier am besten in ihrem Treiben und in ihrer alltäglichen Tracht betrachten kann. Auch hier lebt in eigenen Straßen eine Kolonie chinesischer Kaufleute und Handwerker, welche in Bezug auf Kleidung, Lebensweise und Beschäftigung ganz ihren Brüdern im übrigen Theile des Archipels gleichen. Die Mehrzahl der Bewohner von Menado, wie überhaupt von Nord-Celebes, bilden jedoch die Ureinwohner, die Alfuren, deren Körperbau kräftiger und auch schöner als der der Javanen und Malayen ist. Ihre Augenspalten sind wie bei den Chinesen mehr oder weniger schief stehend, die Backenbeine ragen wie bei den Malayen hervor, doch haben sie ähnlich der kaukasischen Rasse einen mehr ovalen Schädel, eine hohe, wenig hervorstehende Stirn und schwarzes nicht gelocktes Haar.

Außer den vorzüglichsten, im ganzen Archipel verbreiteten Früchten und Gemüsen sieht man auf dem Markte zu Menado in den von Palmblättern bedeckten Pandappos auch Gambir, Tabak, Betel, Gewebe verschiedener Art, Flechtwerk aus Stroh, Fische, Schildkröten und Kochsalz zum Verkaufe ausgestellt. Die Bereitungsart des letzteren ist jedenfalls eine so eigenthümliche, abweichende, daß wir sie hier schildern wollen. Während in anderen Tropenländern das Seewasser einfach in seichten Weihern gesammelt und die Verdampfung der heißen Tropensonne überlassen bleibt, und so ein ziemlich reines Salz gewonnen wird, unterhält man auf Celebes zur Gewinnung von Kochsalz mehrere Tage lang eine Holzflamme am Strande und bespritzt das Feuer beständig mit Seewasser. Die nach dieser Verbrennung zurückgebliebene Asche sammelt man in großen trichterförmigen Körben aus gespaltenem Bambu, die inwendig mit den Blättern der Woka-Palme belegt sind, damit die Asche nicht durch die Oeffnungen des Korbes herausfalle. Man hängt nun diese Körbe einige Fuß über dem Boden auf, stellt Fässer unter dieselben und übergießt die Asche neuerdings mit Seewasser. Die abgelaufene sehr salzige, in den Fässern (Timba) aufgefangene Lauge wird nun über Feuer abgedampft. Das auf diese Weise erhaltene Salz, ein Gemenge von Kochsalz, Kali, Natron und anderen Salzen, ist auch keineswegs frei von organischen Bestandtheilen und hat ein gelblich-graues Aussehen, ähnlich dem Steinsalz. Dennoch wird es zum Gebrauch von den Eingeborenen dem in den sogenannten Salzpfannen gewonnenen weißen Kochsalze vorgezogen.



Kosso-Hanfpflanze (Musa textilis).

Zu den Landesprodukten von Nord-Celebes gehört auch der sogenannte Kosso-Hanf, ein zu starken und dennoch feinen Geweben verwendeter Faserstoff, der aus den Blattscheiden einer Bananen-Art (Musa textilis) gewonnen wird. Um den Hanf zu bereiten, wird der Stamm, sobald die Fruchtkolben zum Vorschein kommen, von den Blättern gereinigt und drei Tage lang der Gährung ausgesetzt. Hierauf wird er gehechelt und dies so lange fortgesetzt, bis die Faser rein ist. Ein geübter Arbeiter vermag 8 bis 10 Fuß langen Hanf zu gewinnen. Die aus diesem Hanf bereiteten Seile zeichnen sich durch außerordentliche Festigkeit aus, ja, sie übertreffen die aus europäischem Hanf bereiteten Taue noch bedeutend. Die bedeutendsten Pflanzungen von Kosso-Bananen befinden sich im Distrikte Kawankoan.

Nicht weit von dem Hauptplatze Menado gegen Nordwesten liegt die Ortschaft Bantik, deren Bewohner, einige Hundert an der Zahl, sich durch starken

Körperbau, hohe Gestalt und breite Schultern, sowie auch durch lebhafte Gesichtszüge und stolze Haltung des Körpers auszeichnen. Obgleich ein großer Theil der Bewohner der Minahassa zur christlichen Religion bekehrt wurde und nur ein geringer Theil zum Islam sich bekennt, so gelang es bis jetzt den frommen Missionären doch nicht, die armen Seelen der Bewohner von Bantik vor dem ewigen Verderben zu retten. Die Häuser zu Bantik sind hoch auf Pfählen gebaut und, wie dies in früheren Zeiten allgemein in Nord-Celebes eingeführt war, für mehrere Familien zugleich eingerichtet. Seit der Herrschaft der Holländer aber hat sich in den meisten Orten die unstreitig weit zweckmäßigere und für die Gesundheit vortheilhaftere Einrichtung Eingang verschafft, daß jede Familie ein eigenes von Feldern und Gärten umgebenes Haus bewohnt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in frühreren Jahrhunderten auf Celebes eine große Unsicherheit der Person herrschte und daß, um sich sicher zu stellen, die zum Theil noch jetzt übliche Sitte des kasernenartigen Beisammenwohnens mehrerer Familien eingeführt wurde.

Die Männer zu Bantik sind in ihrer festlichen Kleidung mit einem blauen, durch einen Gürtel an den Leib befestigten Jäckchen und mit Beinkleidern versehen. Ebenso tragen sie eine Art Tulband und sind mit Piken und Schwertern bewaffnet.

Die Kaffeebohne ist ein für den Handel und das europäische Bedürfniß zu wichtiges Produkt, als daß nicht auch die fruchtbaren Gefilde der Minahassa zu deren Gewinnung verwendet werden sollten. In der That liefert der vulkanische Boden jener bergigen Gegenden vortrefflichen Kaffee. Die Produktion desselben ist im Zunehmen. Bereits hat die goldgelbe große Bohne in Europa unter dem Namen „Menado“ einen gewissen Ruhm erlangt. Auf den beschatteten Höhen der Minahassa gelangt der Kaffeestrauch zu erfreulichem Gedeihen; er trägt daselbst längere Zeit Früchte, als solches auf Java der Fall ist. Nach den Berichten vom Jahre 1860 waren in der Residentschaft Menado 3¼ Millionen Kaffeesträucher in regelmäßigen Gärten angepflanzt; außerdem noch etwa 2 Millionen zerstreut um die Dörfer und in den Feldern. Ueber 14,000 Familien beschäftigten sich in dieser Residentschaft mit der Kaffeekultur; die Produktion betrug 1860 etwas über 15,000 Pikul. Dieser Ertrag wird aber als ein ungünstiger bezeichnet, da im vorausgegangenen Jahre bei einer geringeren Anzahl von Sträuchern eine um 6000 Pikul höhere Ernte erzielt wurde. Auch hier hat die Regierung das Monopol-System wie auf Java bei der Kultur des Kaffees eingeführt. Der Ertrag des einzelnen Strauches berechnet sich in verschiedener Weise in den einzelnen Distrikten; er hängt sowol vom Boden, als von der Pflege ab. Durchschnittlich kann man auf Menado für den fruchttragenden Kaffeestrauch ein Amsterdamer Pfund Kaffee für eine Ernte rechnen. Noch müssen wir bemerken, daß hier und an anderen Orten des Archipels die jungen getrockneten Kaffeeblätter häufig als Thee verwendet werden; derselbe hat einen angenehm aromatischen Geschmack.

Von vielen Häusern in der Gegend von Menado sieht man in flachen, aus Palmblättern verfertigten Körben Kakaobohnen zum Trocknen ausgebreitet, denn der stattliche Kakaobaum wird auch hier angepflanzt. — Die eigentliche Heimat des Kakaobaumes ist das tropische Amerika von Mexiko bis Guyana, ferner West-

Indien. Von da aus wurde er erst nach der östlichen Erdhälfte verpflanzt und fand in Ost-Indien eine zweite Heimat. Es ist ein schlanker, zierlich gewachsener Baum mit zahlreichen Aesten, die eine pyramidale Krone bilden. Gewöhnlich erreicht er nur eine Höhe von 20 bis 40 Fuß. Das ganze Jahr hindurch prangt er in seinem schönen dunklen Laubschmucke, und nur wenige Bäume der Tropenwelt können es mit ihm an dichter Belaubung aufnehmen. Auch die kleinen citrongelben Blüten erscheinen das ganze Jahr hindurch, aber nicht etwa zwischen den Blättern, sondern an der Rinde des Stammes und der größeren Aeste. Die Pflanzungen gewähren durch den Farbenkontrast des Laubes, der Blüten und der Früchte einen malerischen Anblick, denn die reife Frucht findet man das ganze Jahr hindurch auf den Bäumen.



Kakaozweig.

Nach dem Berichte vom Jahre 1864 waren in der Minahassa in regelmäßigen Gärten 3,580,536 Kaffeebäume, und in zerstreuten Pflanzungen 2,369,080 Bäume, also zusammen gegen 6 Millionen Kaffeebäume, angepflanzt. In einigen Distrikten wurden Mokkabäumchen (im Ganzen 4490) kultivirt. Die Zahl der in der Minahassa mit der Kaffekultur beschäftigten Familien betrug 1864: 15,689. In Folge der heftigen Regen zur Zeit der Blüte reduzirte sich die Kaffeeernte auf 13,187 Pikul, gegen 14,500 im vorausgegangenen Jahre. Die Bevölkerung erhielt $11^1/_2$ Gulden für den Pikul, also 151,653 Gulden für die Ernte. Außerdem wurde für den Transport und die Verpackung den Landleuten noch 21,406 Gulden vergütet.

Die Kakaobäume litten wie schon früher an Krankheit, und eine bedeutende Zahl ging zu Grunde. — Die Ausfuhr hob sich; es gingen allein von Menado nach Manila 1241 Pikul Kakao. Die Zahl der Sagopalmen betrug in der Minahassa 302,773, die der Kakaobäume 427,116. Auch der Ertrag an Reis, Kattun, Muskatnüssen, Tabak und Seidenwürmern wird als günstig angegeben.

Die Ernte in Süd-Celebes anlangend, so war die Reisgewinnung im Jahre 1864 eine mittelmäßige. Die Einfuhr übertraf die Ausfuhr. Erstere hatte statt von Java, Bali, Lombok und Sumbawa mit einem Werthe von 500,000 Gulden, die Ausfuhr ging in einem Werthe von 400,000 Gulden nach den Molukken. Von Makassar wurden nach Java und Europa 25,000 Pikul Kaffee und 4000 Pikul Zucker ausgeführt. In der Abtheilung Saleyen (Süd-Celebes) wurden allein 650,000 Kokosnüsse und etwa 1000 Pikul Oel gewonnen, womit ganz Süd-Celebes versorgt wurde.

Dicht vor Menado beginnt der Boden schon zu steigen und eine wohlangelegte Straße führt in der Richtung gegen Osten nach dem 2350 Fuß über dem Meere gelegenen Orte Tomohon. Sanft erhebt sich der Weg zuerst nach dem $1^1/_2$ Meilen von Menado entfernten Orte Lotta, von wo aus eine herrliche Aussicht nach den Gebirgen auf der Ostseite und nach dem Meere der West- und Nordseite zu sich eröffnet. Kühle Lüfte wehen von den in Wolken gehüllten Bergen her und den Wanderer befällt ein lebhaftes Verlangen, nach jenen Höhen sich zu begeben, wo die tropische Hitze einem ewigen Frühling Platz macht und der Europäer an seine heimatlichen Gefilde erinnert wird. Lotta ist ein Dorf mit etwa 400 Einwohnern, die größtentheils zur christlichen Religion übergetreten sind. Manche Reisende versichern aber, daß die Einführung des Christenthums auf Celebes und den Molukken die Bevölkerung keineswegs arbeitsamer mache und ihren materiellen Wohlstand befördere. Im Gegentheil, die Einwohner sind den Europäern gegenüber trotzig geworden, weil sie sich dem europäischen Beamten gleichgestellt glauben und sich fast der Arbeit schämen oder dieselbe wenigstens hintansetzen, wenn sie die Sorge für ihren Lebensunterhalt nicht zum Arbeiten zwingt. Manche unschädliche und selbst nützliche Sitte hat sich durch die Hollandisirung der Eingeborenen verloren, und wir wollen nicht entscheiden, ob dieselben hierfür an Kultur und Humanität einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben. Daß ein guter Theil der Einwohner der Minahassa ihre kleidsame Landestracht mit dem unschönen und zum Tropenklima gewiß schlecht passenden schwarzen Frack vertauscht hat, gehört gewiß nicht zu jenen Errungenschaften. Südlich von Lotta wird der Weg uneben, man befindet sich an den Vorhügeln des Berges Empung oder vielmehr in den tiefen Gebirgsschluchten, welche die reißenden Bäche allmälig in dem vulkanischen Gesteine ausgewaschen haben. Die sanft und allmälig sich erhebende Fläche von Menado scheidet der Berg Empung vom Hochlande von Tomohon.

Indem man die nördlichen Abhänge des Gebirges besteigt, gelangt man, in einer Höhe von etwa 950 Fuß über der Oberfläche des Meeres, zu einem Punkt, von welchem aus man die ganze fruchtbare Ebene von Menado, die Stadt selbst, die Bai mit ihren bis zu Punkten verkleinerten Schiffen, die dunkelblaue Fläche des Meeres mit ihren zahlreichen waldbewachsenen und gebirgigen Inseln übersehen kann. Schwer kann man sich von diesem Anblick trennen, und rechnet man hinzu, daß auch die Hitze der Sonne an diesem hohen, luftigen Ort nicht leicht lästig wird, so ist es nicht zu verwundern, wenn der lebhafte Wunsch in dem Reisenden rege wird: hier möchte ich meinen Wohnsitz aufschlagen! In dem Maße als der Wanderer höher steigt, wird die Vegetation sparsamer und verliert allmälig den Charakter der tropischen Strandflora. Der Weg ist oft tief in den Bergabhang eingegraben, so daß das Gestein auf große Strecken bloß gelegt ist und man die geologische Beschaffenheit des Gebirges beobachten kann. Theils größere Massen von festem Trachyt, theils scharf abgeschiedene, aufeinanderfolgende Lagen von Trachytschutt und Sand, offenbar das Produkt der zu verschiedenen Zeiten erfolgten Eruptionen, treten uns hier entgegen.

Ueber einen Bergrücken von 2800 Fuß Höhe führt der Weg abwärts nach der Hochebene Tomohon. Man passirt die lieblichen Dörfer Tineor, Kinilow und Kakaskassang, welches letztere 2460 Fuß über dem Meere liegt, und gelangt zu dem Orte Tomohon, dem Hauptplatze des Distriktes gleichen Namens. — Die mittlere Temperatur von Tomohon ist ungefähr + 17° R. Diese gemäßigte Wärme ist noch hinreichend, um das Zuckerrohr, die Sagopalme und viele Citrus-Arten zur Reife zu bringen. Andererseits ist die Hitze nicht zu groß zur Zeitigung des Weizens, der Kartoffel und mehrerer anderer Kulturgewächse der gemäßigten Zone.

Ganz vorzüglich gedeiht aber in den Höhen von Tomohon der Kaffeestrauch. Die Ortschaft ist von ausgedehnten Kaffeegärten umgeben, deren dunkles Grün mit den das Ganze überragenden waldbedeckten Bergen des Hintergrundes malerisch kontrastirt. Hier hat man auch Gelegenheit, die eigenthümlich konstruirten alfur'schen Gräber zu sehen. Man versteht nämlich in der Minahassa unter der Benennung „Alfuren" jenen Theil der Bevölkerung, der noch nicht zum Christenthum übergegangen ist, also etwa zwei Drittel der Gesammt-Einwohnerschaft der Minahassa. Die Bedeutung des Wortes „Alifuru" in der Sprache von Nord-Celebes ist „Bergbewohner", wonach allen in den Binnenlanden der Insel wohnenden Stämmen dieser Name zukommt. Die Gräber bestehen aus einem viereckigen, ausgehöhlten, 3—4 Fuß hohen und eben so breiten Trachytblock, in welchen die Leiche in einer hockenden Stellung gebracht wird, worauf man den schweren Steindeckel schließt. Gewöhnlich hat dieser Deckel die Form einer Pyramide. Zu Tomohon findet man nur Gräber von solcher einfachen Gestalt. In anderen Distrikten aber, und besonders zu Sawangan, haben die Gräber noch als Verzierung oder als Symbol religiöser Dogmen verschiedene steinerne Figuren, rohe plastische Werke, deren Inhalt und Bedeutung noch niedriger steht, als ihre ebenfalls mangelhafte technische Ausführung. Die menschlichen Figuren lassen in ihrer Stellung und in ihrer, mit der Natur nicht übereinstimmenden Form schließen, daß gemeinsinnliche Lust das höchste Streben Derjenigen bildet, die sie verfertigten oder die sie darstellen sollten. Ganz ähnliche plastische Werke kann man auch in Neu-Guinea und bei den Dajaks auf Borneo sehen. Wahrscheinlich liegt allen diesen Werken eine gemeinsame religiöse Vorstellung zu Grunde.

Von Tomohon aus erblickt man ringsum die hohen Berge, welche die Hochebene einschließen. Am deutlichsten und nächsten sieht man gegen Nordwest den kegelförmigen, von keinem Krater durchbrochenen Berg Lokon, dessen Höhe nach den Gebrüdern de Large 5049 rheinländische Fuß beträgt. Er ist bis zu seinem Gipfel mit dichtem Walde bewachsen. Etwas östlicher erhebt der Empung sein waldgekröntes Haupt. Er ist etwas niedriger als der Lokon. Von Forster wird er auf 4740 Fuß Höhe angegeben. Gegen Nordosten bemerkt man den Gunung Api (Feuerberg), der an seinen zackigen Spitzen und seinem weiten Krater kenntlich ist. Noch weiter östlich erhebt sich der bläuliche Gipfel des Gunung Massang, ebenfalls ein Vulkan von 4000 Fuß Höhe. Sein Krater ist gegenwärtig mit Wasser gefüllt und bildet daher, wie viele andere Krater der nicht mehr thätigen Vulkane, einen See von schwefelhaltigem Wasser. Gegen Süden endlich

sind die Berge am niedrigsten, doch erhebt sich dort die kegelförmige Spitze des Telanko 3125 Fuß über die Oberfläche des Meeres. Der Lokon hat an seinem nordöstlichsten Abhange eine Solfatara, aus welcher, sowie auch aus dem Krater des Gunong Api, die Eingeborenen viel Schwefel holen.

Von Tomohon aus leiten Wege nach verschiedenen Richtungen hin. Westlich führt die Straße nach dem Orte Tanawanka, südöstlich über Koja nach Tondano und südlich über Saronsong nach Sander.

Saronsong, ein Ort mit etwa 2000 Einwohnern, besitzt eine christliche Kirche und eine Schule, in welcher die Missionäre, wie in den meisten Orten der Minahassa, die Kinder in Religion, Singen und den Elementar-Gegenständen unterrichten. Vor Saronsong, das 2450 Fuß über der Meeresfläche liegt, führt ein steiler Bergpfad zu dem See Lino. Der Anblick dieses, etwa dreiviertel Stunden im Umkreis messenden Sees ist ausnehmend schön. Er gehört mit seinen üppig bewachsenen, zum Theil aus zackigen Trachytfelsen bestehenden Ufern zu den anziehendsten Punkten der Insel. Der Lino-See ist ein ehemaliger Krater, dessen Ränder durch Regengüsse allmälig abgeflacht und durch Erdeinstürze großentheils ausgefüllt wurden, worauf dann die noch übrige Höhlung sich mit Wasser erfüllte. Riesige Palmen, Casuarinen, baumartige Farren und Pandanus-Arten, dazu zahlreiche Schlingpflanzen mit zum Theil prachtvollen Blüten, umgeben die Ufer. Als ein Bild der Lebensfülle und der beständig schaffenden Natur sind sie an die Stelle der einst zerstörenden Kräfte getreten. Noch ist aber die Verbindung nicht aufgehoben, welche die Umgebung dieses Sees mit den ewig glühenden Centraltheilen der Erde unterhält. An vielen Stellen findet man Risse und Spalten in der Erde, aus welchen heiße Dämpfe emporsteigen. An anderen Orten steigen kohlensaure Dämpfe aus dem kochenden Schlamme auf und ermahnen den wißbegierigen Wanderer zur Vorsicht, da ein Schritt zu weit vorwärts leicht das Hineinsinken des Körpers in den heißen Schlamm mit lebensgefährlichen Verbrennungen zur Folge haben kann. Die ausgedehnteste Solfatara befindet sich am nordöstlichen Rande des Sees. Hier steigen beständig schwefeligsaure Dämpfe aus dem Boden, und der Schwefel setzt sich an den Rändern der Spalten ab. Hier war es auch, wo im Jahre 1832 der Graf de Vidua, ein Freund Alexander von Humboldt's, verunglückte. Er gerieth an eine von erweichten kochenden Massen unterminirte Stelle, in der sein Körper bis über die Hälfte versank. Obgleich de Vidua auf sein Hülferufen von den Führern sogleich aus dem Schlamme gezogen wurde, so waren die erlittenen Brandwunden doch so gefährlich, daß er wenige Tage nach diesem Unfall starb. Es ist dem Reisenden besonders zu empfehlen, sich genau an die Weisungen der Führer zu halten und sich durch Wißbegierde nicht verleiten zu lassen, Stellen zu betreten, welche geeignet sind, jedem irdischen Verlangen eine Grenze zu setzen. Der Geschmack des Wassers ist in Folge des Kohlensäuregehaltes einigermaßen säuerlich. An manchen Stellen hat der See eine milchweiße Farbe durch die mit dem Wasser vermengten, aber nicht chemisch aufgelösten Stoffe. Trotz dieser mineralischen Bestandtheile des Lino-Sees leben darin dennoch viele Insekten-Larven und Fische. Von den letzteren unterscheidet, man vorzüglich

drei Arten, nämlich **Ophicephalus striatus Kl.**, von den Eingeborenen Kebos genannt, dann **Anabas scandens Cuv.**, der Geteh der Inländer, und **Anguilla Elphinstonei**, der Sugili. Alle diese Arten finden sich auch in den süßen Gewässern Java's und Sumatra's. Nicht weit vom See Lino liegt das reizende Dorf Lahendong, das 400 Einwohner zählt. Eine große Strecke der dortigen Wälder ist in neuerer Zeit ausgerodet und in Kaffeegärten umgewandelt worden. Von Lahendong bis nach dem ansehnlichen Orte Sander, der nach Forster 2090 Fuß über der Meeresfläche liegt, sind die breiten und sanften Abhänge der Berge mit üppig wachsenden Kaffeesträuchern bedeckt, die zum Theil von den alten Stämmen oder von den gepflanzten Erythrina-Bäumen beschattet sind.

Um Boden für die Kaffeepflanzungen zu gewinnen, brennt man die Wälder nieder, wobei man jedoch bestrebt ist, einzelne schattenspendende Bäume zu erhalten. Die zurückgebliebene Asche dient den Kaffeesträuchern, die man alsbald an die Stelle der früheren Waldbäume setzt, als Dünger.

Von Sander aus, welche Ortschaft von 2000 Seelen bewohnt ist, senkt sich das Terrain gegen Westen immer mehr abwärts, bis es in das flache Gebiet von Amurang übergeht. Bei diesem allmäligen Uebergange des Gebirgslandes in die sanft geneigte Fläche von Amurang bieten sich prachtvolle, erhebende landschaftliche Ansichten dar. Die in den waldigen Höhen entspringenden Quellen bilden reißende Gebirgsströme, welche, über Felstrümmer und Felswände ihren Weg sich bahnend, öfter Wasserfälle bilden, deren melodisches Rauschen und weithin sich verbreitende Kühle den Reisenden anzieht und zu längerer Betrachtung einladet. Ein solcher Wasserfall ist jener von Munteh bei Tintschep, einem kleinen Dorfe, in einer Entferung von $1/_2$ Meile von Sander gelegen. Der Weg dahin geht in nordwestlicher Richtung in einer durch den Bergstrom ausgehöhlten Schlucht, deren Wände bisweilen sehr steil sich erheben oder auch sanft ansteigen, und mit reicher Vegetation bedeckt sind. Oft hört der Wanderer in der Tiefe das Brausen des Bergstromes, bis er endlich zu einer Stelle gelangt, wo derselbe 60 Fuß hoch von einem Trachytfelsen herabstürzt, während des Falles aber zerstäubt, wie dies bei einigen Staubbächen in der Schweiz der Fall ist. Der im Lichte der untergehenden Sonne wie tausend Regenbogen glitzernde Wasserstrahl, die kühle und feuchte Luft, welche der von der Höhe herabstürzende Bach verbreitet, die Berge und Hügel in der Nähe, sowie das grünlich-blaue Thal, das in weiter Ferne zu den Füßen des Beschauers sich ausbreitet, macht den Ort beim Wasserfalle von Munteh zu einem ungemein anziehenden.

Auch in Sander giebt es eine Abtheilung Kabesaran zu Pferde und zu Fuß, die ein kriegerisches Aussehen hat. An ihrer Spitze stand im Jahre 1855 ein eingeborener alter Krieger, der einst auf Java die Hülfstruppen der Alfuren, die sie zur Unterdrückung des Aufstandes 1825—1830 geschickt hatten, befehligte. Dafür hat ihn die holländische Regierung mit dem Range eines Majors ausgezeichnet.

In südöstlicher Richtung von Sander aus gelangt man wieder in höher gelegenes Land, zunächst nach der „Hochebene von Tompasso". Gegen Westen öffnet sich die Aussicht in die Thäler, während östlich die steilen Wände

der Schlucht sich erheben, längs deren der Weg nach dem eine Meile von Sander gelegenen Dorfe Kawankoan führt. Das Anmuthige und Reizende der Landschaft ist hier neben dem Erhabenen und Schauerlichen vertreten. Kawankoan liegt 2175 Fuß über der Oberfläche des Meeres und zählt 6000 Einwohner, von welchen etwa der dritte Theil sich zur christlichen Religion bekennt. Etwa eine halbe Meile von Kawankoan in südöstlicher Richtung liegt die Ortschaft Tompasso, 2245 Fuß über dem Meere mit 4000 Einwohnern. Man ersieht aus dem Angeführten, daß die mit Fruchtbarkeit und einem gesunden, gemäßigten Klima gesegneten Gefilde der Minahassa zu den stark bevölkerten Landstrichen des Archipels gehören.

Von Tompasso aus eröffnet sich ein großartiger Anblick auf die Reihe der die Hochebene umgebenden Berge. Vorzüglich zieht der Vulkan Tombusso die Aufmerksamkeit auf sich, dessen Höhe von Forster auf 4310 Fuß angegeben ist.

Das Terrain zwischen Tompasso und Langowan ist reich an heißen Quellen, Solfataren und Schlammvulkanen. Diese letzteren, auch Schlammquellen genannt, sind nichts Anderes als heiße Quellen, aus welchen eine große Quantität Gase zugleich mit dem Wasser entspringt, in deren Nähe die Dammerde erweicht und beständig durch die aufsteigenden Gase in Bewegung gesetzt wird.

Etwa eine halbe Meile von Tompasso entfernt, entspringt inmitten von Kaffeegärten eine heiße Quelle. Das Wasser sammelt sich in einem weiten Trachytbecken; schon von Ferne bemerkt man die hochaufsteigenden heißen Dämpfe. Streicht ein etwas starker Wind über die Wasserfläche des Beckens, wodurch das Aufsteigen der Dämpfe verhindert wird, so kommt es dem Beschauer vor, als ob eine weiße Wolke über der Wasserfläche ausgebreitet wäre. Die Temperatur dieser Quelle muß über 50° R. betragen, da die Reisenden Eier in derselben hart kochten. Noch immer in der Region der gemäßigten Zone, aber um einige hundert Fuß tiefer, (2117 Fuß über dem Meere) liegt eine Meile westlich von Langowan die wohlgebaute, von reizenden Gartenanlagen umgebene und mit hübschen Häusern versehene Ortschaft Kakas, welche 3000 Einwohner zählt.

In allen genannten Orten, sowie in den meisten Plätzen von Nord-Celebes, haben sich Missionäre niedergelassen, welche mit mehr oder weniger Glück die Eingeborenen zur christlichen Religion zu bekehren suchen. Was nun das Verdienst und besonders die „Opfer und Entbehrungen" anlangt, die sie sich dem Glauben zu Liebe auferlegen sollen, so kann man sich davon wenigstens in der Minahassa nicht so recht überzeugen. Denn sie führen ein mehr beneidenswerthes als zu beklagendes Leben. Sie bewohnen mit ihren Frauen und Kindern gewöhnlich die besten Häuser, sind umgeben von einer herrlichen Natur und einem gesunden Klima, strengen sich nicht allzusehr in ihren Berufspflichten an und werden gleich den Beamten zu dem geehrteren und vornehmeren Theil der Bevölkerung gerechnet. Wenden wir uns aber zu den wirklichen Resultaten ihrer Bemühungen, so lesen wir allerdings in ihren eigenen Schriften und Journalen vielerlei in Betreff jener Erfolge. So heißt es in dem zu Batavia erscheinenden „Journal zur Beförderung des christlichen Lebens in Indien", in dem über Langowan, einer Ortschaft unweit Tompasso, gesprochen wird: „Das tolle Treiben der heidnischen Feste schweigt,

ihre wüsten Spiele, ihre Sittenlosigkeit haben ein Ende; es ist schon lange her, daß das letzte Fest zu Ehren Baals (?) gefeiert wurde, wir stehen beim Grabe der letzten seiner Priesterinnen, und auch sein abscheulicher Dienst ist zu Grabe gegangen.“ In Wahrheit macht aber noch heutigen Tages die christliche Bevölkerung zu Langowan bei Weitem die Minderheit aus. Abgesehen aber von dem unwichtigeren numerischen Erfolge möchten wir doch einigen Aufschluß über den moralischen Erfolg der Bekehrungen auf Celebes erfahren. Hier aber schweigen die Missions-Schriften und Journale und auch in den Rapporten der Gouverneure und Residenten suchen wir vergebens darnach. Dennoch aber wäre es von Wichtigkeit, durch statistische Belege nachzuweisen: 1. Ob die christliche Bevölkerung der Minahassa im Allgemeinen arbeitsamer ist und sich mehr auf Landeskultur und Industrie verlegt, als die noch unbekehrte Einwohnerschaft. 2. Ob die bekehrten Einwohner demgemäß durchschnittlich wohlhabender und glücklicher sind, als ihre noch nicht erleuchteten Brüder. Endlich 3. ob die Zahl der Verbrechen und Vergehungen bei der nicht christlichen Bevölkerung eine verhältnißmäßig größere ist als bei der unter dem Einfluß der Missionäre stehenden.

Erst nach genügender Beantwortung der erwähnten Fragen läßt sich ein Urtheil über die wirklichen Erfolge der Bekehrungen fällen.

Wir sind indessen weit entfernt, die großen Fortschritte zu verkennen, welche die Alfuren auf Celebes, und namentlich in der Minahassa, in diesem Jahrhundert durch den Einfluß der holländischen Regierung in Bezug auf Bildung und Humanität machten, aber ich wage zu behaupten, daß diese Fortschritte nicht nur ohne die nebenbei gelehrten, in der Regel falsch aufgefaßten religiösen Dogmen vor sich gehen könnten, sondern daß der Fortschritt in moralischer und geistiger Entwickelung am besten auf dem ursprünglichen Boden, sollte dieser auch noch roh sein, gedeihen kann. Einen Beweis hierfür liefert Java, welches Land unter allen Ländern des Archipels, ja man kann sagen unter den Kolonien der Tropen, die meisten Fortschritte in der Kultur, in moralischer und materieller Hinsicht gemacht hat, ohne daß das Institut der Missionäre hierbei wirksam gewesen wäre.

Wir wollen hier Dasjenige mittheilen, was Bleeker über den fraglichen Punkt als unparteiischer Beobachter, der sicherlich das wahre Wohl der Einwohner der holländischen Kolonien nicht weniger als ich wünschte, aufgezeichnet hat:

„Während meiner Reise durch die Minahassa dachte ich bei den unaufhörlichen Besuchen von Kirchen und Missionär-Schulen, sowie bei dem Anblicke der (europäischen) Kleidung mancher Eingeborenen, durch welche sie sich als Christen bezeichnen wollen, an den Einfluß, den das Christenthum auf die Alfuren ausgeübt hat und noch immer ausübt. Unwillkürlich fragt man sich jedesmal: Was waren die Alfuren, bevor das Christenthum so kräftig Wurzel bei ihnen gefaßt hat, wie war ihre Lebensweise, ihre Beschäftigung, wie sah es mit ihrer Wohlfahrt aus? Wenn man die alten Rapporte, sowie die Aussagen alter Leute zu Rathe zieht — und es bestehen keine Gründe, diesen Aussagen zu mißtrauen —, so ist der Gegensatz des Damals und Jetzt von solcher Art, daß man nicht umhin kann, die Gegenwart ihres Fortschrittes wegen zu segnen.

Die abscheuliche Gewohnheit des Kopfabschlagens hat bereits seit vielen Jahren vollkommen aufgehört. Im Jahre 1833 berichtete der damalige Resident Pietermaat in seinem offiziellen Rapporte: „Mit dem Schreiben, Lesen und Rechnen sind die Alfuren gänzlich unbekannt. Sie rechnen mittels Einschnitten, die in Stücke Holz oder Bambu gemacht werden, oder mittels Knoten, die sie in einen Strick machen. Wenn beispielsweise ein Eingeborener zu einer bestimmten Zeit an einem Orte erscheinen soll, so macht er in einen Strick so viele Knoten, als Tage ihm bis zum bestimmten Termin erübrigen, und löst täglich einen Knoten am Stricke auf." — „Die Alfuren, und zwar sowol die zum Christenthum übergegangenen als die, welche noch der heidnischen Religion zugethan sind, haben sich offenbar zu ihrem Vortheil verändert. Sie haben gegenwärtig feinere und mildere Sitten als ehedem; sie wohnen in besseren Häusern, haben bessere Nahrungsmittel und kleiden sich besser." (Was die Nahrungsmittel und Kleidung betrifft, so ist es uns nicht recht einleuchtend, worin die Verbesserung derselben in neuerer Zeit besteht. Baumfrüchte verschiedener Art, Reis, Mais, Sago, dann Fleisch, Fische und Geflügel, bildeten von jeher wie noch heute die Nahrungsmittel der Einwohner. In Bezug auf die Kleidung kann freilich nicht geleugnet werden, daß der schwarze Frack noch vor wenigen Jahrzehnten in der Minahassa unbekannt war. Ob aber seine Einführung als ein Fortschritt in der Kultur zu betrachten ist, dürfte wol in Frage gestellt sein.) Bleeker fährt fort: „Man verwirre indessen die Dinge nicht. Bildung und Christenthum gehen oft Hand in Hand, aber sie sind nicht ein und dasselbe. Die Missionäre haben Beides in der Minahassa verbreitet. Es wurde den Alfuren Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt und Tausende von ihnen sind damit bekannt. Gegenwärtig (1855) genießt der achte Theil der Bevölkerung in der Minahassa Schulunterricht. Außerdem werden die Alfuren geübt im Lesen der Bibel. Was aber hat wol das Meiste dazu beigetragen, um die Alfuren auf den Standpunkt ihrer jetzigen Kultur zu bringen?"

„Ich komme hier auf einen Boden, wo eine bestimmte Entscheidung sicher schwierig ist, vorzüglich für Denjenigen, der die Minahassa nur flüchtig durchreiste, in den einzelnen Ortschaften nur einen oder einige Tage verweilte und die Zeit nicht hatte, tief in das innere Leben der alfurischen Christen einzudringen. So viel zeigte sich jedoch, daß die alfurische Jugend zwar ziemliche Fortschritte im Lesen und Schreiben gemacht hat, daß aber der Religions-Unterricht viel zu wünschen übrig läßt. Man läßt die Alfuren ihre Bibelkenntniß aus der Bibel selbst schöpfen, diese aber ist in einer ihnen unverständlichen Sprache, nämlich im Hochmalayischen, geschrieben, so daß die Alfuren die Bibelsprüche ungefähr wie manche Nonnen ihre lateinischen Gebete hersagen, ohne den Inhalt zu verstehen. Wir bemerkten dann auch bei unseren Schulbesuchen, daß meistens selbst die einfachsten Stellen der Bibel nicht verstanden wurden, obgleich den Schülern die Antwort, wie man sagt, in den Mund gelegt wurde."

So weit Bleeker. Man kann aus dem Gesagten wohl entnehmen, wie viel der von den dortigen Missionären ausgehende sogenannte religiöse Unterricht zur eigentlichen Bildung, das ist zur moralischen und geistigen Entwickelung der

Eingeborenen, beiträgt. Meines Erachtens sollte man jede formelle Bekehrung, die Umschaffung dem Namen nach, bei fremden Völkern vermeiden, da die weniger Gebildeten nur zu sehr geneigt sind, Form, Namen und einige kirchliche Gebräuche, sowie Kleidung und anderes Formelle für das Wesen zu halten.



Kabesaran in der alten Kriegstracht. Nach dem großen Werke der niederländischen Kommission.

Auf diese Weise aber wird dem Hochmuth, der Eitelkeit, dem Trotz und selbst der Arbeitsscheu in die Hände gearbeitet, während die wirkliche geistige Entwickelung ziemlich leer ausgeht. Wenn, wie nicht geleugnet werden kann, die Bewohner

von Nord-Celebes, sowie auch andere Völker des Indischen Archipels, durch den Einfluß der Niederländer eine bessere Gesittung erlangt und in der That einen Schritt vorwärts in der Kultur gemacht haben, so muß man dies zum größeren Theile einer milden Gesetzgebung, dem persönlichen Einflusse der Beamten und Lehrer auf die Eingeborenen und nur mittelbar und zum kleineren Theile den erlangten Kenntnissen zuschreiben. In keinem Falle haben die eigentlichen religiösen Dogmen und das Historische der Religion mit der moralischen Entwickelung Etwas gemein, welche letztere der ersteren vollkommen entbehren kann.

Eine eigenthümliche Einrichtung in der Minahassa, welche sich aus uralter Zeit herschreiben dürfte, ist eine Art Bürgermiliz, **Kabesaran** genannt. Sie erscheint besonders an Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten im Kriegskostüm der alten Alfuren gekleidet und mit einer langen Lanze oder Flinte, einem Schilde und dem Klewang (Schwert) bewaffnet. Die Kopfbedeckung besteht aus einer runden Mütze, auf und hinter welcher Federn aus dem Schweife des Paradiesvogels, sowie der Schnabel und der Kamm eines Nashornvogels (**Buceros cassidix** oder **B. exaratus**) als Schmuck angebracht sind. Die bunten, leicht beweglichen Federbüsche, verbunden mit der schweren Bewaffnung, geben diesen Männern ein malerisches und kriegerisches Aussehen. Außerdem besteht ihre Kleidung aus einem weißen Hemde ohne Aermel, von welchem man jedoch wenig sieht, da sie um den Hals und kreuzweise um die Brust und um den Leib hübsche vielfarbige Schärpen (slendang) tragen, die bis an die Kniee reichen. An den nackten Armen und Füßen tragen sie goldene, silberne oder auch kupferne und elfenbeinene Ringe, so wie sie Korallenschnüre um den Hals tragen und seidene Tücher um das Handgelenk gebunden sind. Manche Kabesaran haben Kostüme von hohem Werthe, die nur bei seltenen Gelegenheiten in Anwendung kommen und seit mehreren Generationen im Besitze ihrer Familie sind. So bestehen die Slendang nicht selten aus feinem hindostanischen Gewebe, welches gegenwärtig auf Celebes im Handel nicht mehr vorkommt. Die Kabesaran führen bei festlichen Gelegenheiten eigenthümliche Waffenspiele und Tänze auf. —

Eine andere eigenthümliche, die asiatische Gastfreundschaft beurkundende löbliche Einrichtung bilden die in der Minahassa für fremde Durchreisende bestimmten Gebäude, welche in neuerer Zeit auf Celebes den Namen „Loge“ bekommen haben. Wir haben schon eine ähnliche Einrichtung auf Java kennen gelernt, wo der Fremde in dem sogenannten „Pasangrahan“ Aufnahme findet. Die Pasangrahans auf Java sowohl, als die Logen in der Minahassa sind in ihrer jetzigen Einrichtung freilich nur für Personen höheren Standes bestimmt. In der Regel machen von diesen Fremdenhäusern, die oft sehr bequem nach Art der Häuser der Europäer eingerichtet sind, nur die europäischen Beamten und höheren Offiziere Gebrauch, doch mögen sie ursprünglich jedem Reisenden geöffnet worden sein.

Nicht weit von Kakas breiten sich die Ufer des reizendes Sees von Tondano aus. Dieser See hat von Nord nach Süd eine Länge von etwa zwei deutschen Meilen, während seine Breite $1/4$ bis $1/3$ Meile beträgt. Seine Lage entspricht ganz jener der Hochebene von Tondano, die ebenfalls ihren größten Durchmesser

von Nord nach Süd hat und von Vulkanen und deren Vorbergen begrenzt ist. Trachytfelsen umgeben zum Theil seine grünen Ufer. In der Mitte wird der See von beiden Seiten her durch weit in ihn hineintretende senkrechte Felsen eingeschnürt und so in zwei Hälften getheilt.

Der See von Tondano ist nicht wie der viel kleinere See von Lino ein mit Wasser erfüllter alter Krater. Er ist vielmehr die Ausfüllung einer Thalschlucht durch die Gewässer des von Norden her fließenden Tondano-Flusses. Unter den Bergen, welche die Hochebene von Tondano begrenzen, ragt der Riese von Nord-Celebes, der Gunong Klabat mit seiner kegelförmigen, oben abgeplatteten Spitze am meisten hervor. Er begrenzt die Ebene gegen Nordnordost und hat nach Forster eine Höhe von 6386 Fuß. Nach Valentyn hatte dieser Berg, der von ihm Komaut genannt wird, im Jahre 1683 einen heftigen Ausbruch, durch welchen die Asche bis Koma und selbst weit in die See geschleudert wurde. Ein heftiges Erdbeben ging dem Ausbruch voran.

Die Hochebene von Tondano ist reich an ergiebigen Kaffeegärten. Aber auch der Reis gelangt hier noch zur Reife, doch wird als Getreide hier schon Mais gepflanzt. An den Bergabhängen und in den Thälern des Distriktes Kakas wächst außerdem der Kakaobaum, die Kokospalme, der Muskatnußbaum und der Kossohanf.

Den Reis kultivirt man in der Minahassa zum Theil auf bewässerten Feldern (Kebon petjeh), größtentheils aber auf unbewässerten (Kebon kring). In den Distrikten Tondano, Tompasso und Tonhawang findet man die meisten bewässerten Reisfelder. Der Reis von Minahassa hat kleine Körner, ist nicht so nahrhaft als der javanische und soll auch schneller unbrauchbar werden. Die Reiskultur besteht in jenen Gegenden schon seit alter Zeit. Valentyn erzählt, daß im Jahre 1671 die Last Reis (2000 Pfund) kaum 15 Gulden kostete. Derselbe Autor berichtet, daß bei einem Brande zu Tomohon nicht weniger als 3000 Last Reis vernichtet wurden.

Der Mais, Milo genannt, wird in der ganzen Minahassa, insbesondere in den Gebirgsländern angebaut und liefert stets reichliche und gute Ernten, so daß man an einem Stengel oft zwei bis drei Körnerkolben findet.

An den reizenden Ufern des Tondano-Sees liegt auch nordwestlich von Kakas das kleine Dorf Passo. Unweit desselben sind einige Thermen, von welchen eine als Badeplatz eingerichtet ist. Dieselbe hat eine Temperatur von 35,8° R. Das Quellwasser sammelt sich in einen kleinen Bach, der sich in den See ergießt, wodurch dieser auf eine Strecke von einigen hundert Fuß erwärmt wird. Aus der Umgegend ziehen mancherlei Kranke und besonders an Rheumatismus Leidende zur Heilquelle und gebrauchen die Bäder mit Erfolg. Nicht weit von Passo liegt das Dorf Rembokeng, bei welchem die Ausläufer des westlichen Grenzgebirges der Hochebene den See von Tondano erreichen. Von einigen dieser Ausläufer genießt man eine weite Aussicht über den See und die ihn begrenzenden Ortschaften. Man sieht die Dörfer Kakas, Eris, Watumea und Telap und hinter diesen die bläulichen Gipfel der Berge Lembean und Kawin, von welchen der letztere 3315 Fuß über der Meeresfläche liegt, über den Spiegel des Tondano-Sees

aber sich etwa 300 Fuß erhebt. Vom Kawin aus zieht sich eine sattelförmige Hochebene nach dem Berge Sinawang.

An den seichten Ufern des Sees blüht in zahlreichen Exemplaren die Lotosblume (Nelumbium speciosum) mit ihren großen, glänzenden Blättern und prachtvollen Blüten. Die Eingeborenen nennen die Pflanze Taratti.

Auch der See von Tondano ist wie der See Lino reich an Fischen. Man findet darin die nämlichen oben genannten Arten.

Bemerkenswerth ist, daß trotz des im Allgemeinen sehr gesunden Klimas in der Minahassa und auf den zur Residentschaft Menado gehörigen Inseln die Bevölkerung doch nur sehr langsam zunimmt. Im Jahre 1825 waren die Landschaften der Minahassa, welche 87 Quadratmeilen umfassen, von 73,000 Menschen bewohnt; ihre Zahl stieg im Jahre 1850 auf 96,000, was in Anbetracht der Fruchtbarkeit des Landes, der günstigen klimatischen Verhältnisse und bei Abwesenheit von politischen Stürmen als sehr unbedeutend angesehen werden muß. Die Bevölkerung nahm 1853 und 1854 durch Krankheiten (Dysenterien, Masern, Cholera), sowie durch Erdbeben und andere Naturereignisse bedeutend ab, erfuhr dagegen in den jüngsten Jahren wieder eine etwas raschere Zunahme. Nach der Zählung von 1864 betrug die Bevölkerung des Gebietes von Menado 204,000 Seelen, die sich folgendermaßen vertheilen: Gorontalo 68,000, Tominibucht und Togian-Inseln 66,000, Sangir-Inseln 31,000, Talaut-Inseln 15,000, kleine Reiche der Nordküste 24,000 Einwohner. Unter dieser Bevölkerung befinden sich 550 Europäer und 1434 Chinesen.

Fragen wir nach den Ursachen der langsamen Zunahme der Bevölkerung von Nord-Celebes, so finden wir dieselben für's Erste in den trotz der Missionäre und des eingeführten schwarzen Frackes in vieler Hinsicht noch immer bestehenden rohen Sitten und im verderblichen Aberglauben. Während das javanische Weib, wenn es sich in gesegnetem Zustande befindet, sehr geschont wird und sich jeder strengen Arbeit enthalten kann, ist solches keineswegs bei den Alfuren der Fall, deren Frauen keine schonungsvolle Behandlung erfahren und auch während ihrer Schwangerschaft die Feldarbeiten verrichten müssen, damit der Mann faullenzen kann. Da die Frauen auch nach der Geburt sich der Pflege ihrer Kinder nicht in hinlänglicher Weise hingeben können, so ist die Sterblichkeit unter den Kindern im zartesten Lebensalter eine größere, als im Allgemeinen in den Tropenländern beobachtet wird. Dazu kommen noch verschiedene abergläubische, die Gesundheit beeinträchtigende Gebräuche und vor Allem der Mangel an gebildeten Aerzten, die nicht nur durch Heilung einzelner Krankheitsfälle, sondern insbesondere durch Belehrung, Anordnung einer vernünftigen Lebensweise, Aufhebung des Aberglaubens und Errichtung einer zweckmäßigen Gesundheitspolizei sich nützlich und wohlthätig erweisen und zur Kultur des Volkes eben so viel, als zur Förderung ihres leiblichen Wohles beitragen können. Auf Java findet sich nicht nur eine große Anzahl europäischer Militär- und Civilärzte, denen sich auch die inländische Bevölkerung in Krankheitsfällen sehr oft anvertraut, sondern die Gesundheitspolizei wird allenthalben gewissenhaft gehandhabt, die Kuhpockenimpfung wird streng durchgeführt und an vielen Orten wirken inländische

Aerzte, die zu Batavia europäische Bildung und Unterricht genossen haben. Alles dieses findet sich noch nicht auf Celebes. Die Pocken haben dort besonders in früheren Jahrzehnten große Verheerungen angerichtet. Im Jahre 1819 starb in der Minahassa ein Fünftel der ganzen Bevölkerung an dieser Krankheit. Seitdem wurde die Kuhpocken-Impfung dort eingeführt, jedoch nicht mit solcher Genauigkeit gehandhabt, wie solches auf Java der Fall ist. Auch hat der General-Gouverneur Duimaar van Twist bei Gelegenheit seiner Reise durch jene Gebiete angeordnet, daß aus der Minahassa alljährlich einige begabte Jünglinge auserwählt werden sollen, welche auf Regierungskosten in Batavia zu Aerzten heranzubilden sind. In derselben Weise wurde auch für unterrichtete Hebammen gesorgt. Die guten Früchte dieser Anordnungen werden nicht lange auf sich warten lassen.

Einer der Begleiter des General-Gouverneurs, nämlich der ehemalige Gouverneur der Molukken, C. M. Visser, büßte während der Reise unglücklicherweise sein Leben durch einen Sturz von einem Felsen bei dem Wasserfalle von Tonsea lama ein. Unvorsichtiger Weise hatte er sich bis an den Rand eines in der Nähe des Wasserfalles hervorragenden Trachytblockes gewagt und stürzte in die Tiefe, wo sein Körper erst nach mehreren Tagen zerschmettert wiedergefunden wurde. Dieser Wasserfall, welcher sich eine Stunde von Tondano in der Nähe des Dorfes Tonsea lama befindet, ist einer der großartigsten im Indischen Archipel. Das Wasser fällt in drei Abtheilungen, von welchen die erste etwa 12 Fuß hoch ist, während die beiden anderen zusammen über 70 Fuß Höhe haben. Die ansehnliche Wassermasse des über 50 Fuß breiten Flusses stürzt mit ungeheurem Getöse die beträchtlichen Höhen hinab und wird zugleich durch die nur 10 Fuß von einander entfernten Felsen eingeengt, so daß sie mit verstärkter Kraft durch dieselben sich hindurchwindet. Zwischen der mittleren und unteren Abtheilung des Wasserfalles hat man die beiden Ufer durch eine Brücke verbunden, von welcher aus man die großartigste Ansicht der beiden Wasserfällr genießt, während man zugleich von dem feinen Regen der schäumenden Flut benetzt wird. Einer anderen eben so herrlichen Aussicht erfreut man sich von einem Bambu-Häuschen aus, das ungefähr 40 Fuß tiefer auf einem hervorspringenden Felsen erbaut ist, wo man besonders die unter Getöse niederstürzenden Wellen, welche in ihrem geräumigen Trachytbecken wie ein kochender See sich ausnehmen, beobachten kann.

Die Hochebene von Tondano und vorzüglich die reizenden Ufer des Sees bilden den am meisten bevölkerten Theil der Minahassa. Die Bewohner sind von hoher schlanker Gestalt und hübschem Körperbau. Wir machen hier ebenfalls die Erfahrung, daß die Hochebenen der Tropenländer mit ihrem der gemäßigten Zone sich nähernden Klima das äußere Mittel zur besseren Entwickelung des Menschen in körperlicher und geistiger Hinsicht bilden. Auch die Frauen jener Hochebene zeichnen sich durch edle Gestalt, ziemlich weiße Farbe und anmuthige Gesichtszüge aus. Dies bezeugen die zum Gefolge des General-Gouverneurs gehörenden Reisenden, auf welche die Frauen jener Hochebene einen günstigen Eindruck gemacht zu haben scheinen. Insbesondere sind es die Bewohnerinnen des Dorfes Remboken am westlichen Ufer des Sees, nördlich von Passo, welche als die schönsten

Frauen der Minahassa gerühmt werden. Der Berichterstatter schildert dieses Dorf als anmuthig am Abhange eines Hügels, 500 Fuß über dem Spiegel des Sees und etwa 2500 Fuß über dem Meere gelegen.

Dennoch findet es der holländische Reisende unbegreiflich, daß die ersten Ansiedler von Remboteng gerade diesen felsigen Abhang zur Erbauung ihrer Wohnungen auserwählt haben. Wie viele Hunderte von Ortschaften und kleineren Dörfern mit einer gesunden und frohen Bevölkerung findet man aber auch in Deutschland auf felsigem Boden, auf Hügeln und an Abhängen von Bergen liegend, deren ursprüngliche Ansiedelung in luftiger Höhe unserem Autor gewiß auch unbegreiflich erscheinen würde! Wir unsererseits sind aber geneigt, gerade die hohe Lage von Remboteng und das aus derselben sich ergebende gesunde Klima für eine vorzügliche Ursache des kräftigen und schönen Körperbaues zu halten, welchen der Reisende so sehr bewundert. Wunderlich aber erscheint die Wahl von sumpfigen, heißen und ungesunden Niederungen für die Anlage von Kolonien und Städten, wie dies die Holländer, in früheren Zeiten wenigstens, zu thun pflegten und wodurch manche Kolonien in Folge des Klima's zu Grunde gingen, so wie Städte Jahrhunderte hindurch wegen ihrer fürchterlichen Mortalität verrufen waren.

So wie Remboteng liegt auch Awuan 2500 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Der Weg nach diesem, 500 Einwohner zählenden Orte führt durch die Dörfer Koja und Tataäran, welche in der Nähe der westlichen Grenze des Hochlandes liegen. Bei Tataäran entspringen mehrere heiße Quellen, deren Bestandtheile unbekannt sind. In Awuan wird man durch eine entzückende Aussicht auf einen großen Theil der Hochebene und die sie begrenzenden Gebirge überrascht. Auf der einen Seite liegt der südliche Theil des Sees zu den Füßen des Beschauers, östlich begrenzt von den Bergen Lembean und Kawin, die unmittelbar hinter den Dörfern Eris, Watumea und Telap sich erheben. Eine kleinere Hochebene erstreckt sich vom Berge Kawin aus, umzieht die Fläche von Kakas und verbindet den Kawin mit dem Sinawaug, der, mehr als 1500 Fuß über die Hochebene hervorragend, seine kegelförmige Spitze im Südsüdwesten hinter Langowan erhebt und westlich in den mit breitem Kamme versehenen Tampusso übergeht. Im Hintergrunde bemerkt man noch die Spitze des Saputang, des höchsten Berges von Nord-Celebes, dessen Höhe von Dr. Lange auf 5744 Fuß angegeben ist. Dieser Vulkan hatte seinen jüngsten sehr heftigen Ausbruch im Jahre 1838. Zu Amurang und auf viele Meilen im Umkreise lag die Asche vier Fuß hoch, so daß viele Dörfer darunter begraben und die Ernte vernichtet wurde. Steine, zum Theil von zehn Fuß im Durchmesser, wurden meilenweit geschleudert. Der große Kreis, welcher durch die Berge und ihre Verbindungsjoche umgrenzt wird, erscheint getheilt durch einen mit düsterer Waldung bedeckten Gebirgszweig, der vom Sinawaug abgeht und die südwestliche Grenze des Hochlandes von Tondano bildet. In diesem Gebirgszweige, der bis Awuan sich verlängert, zieht sich gegen Süden ein großes prachtvolles Thal hin. „Es ist unmöglich," sagt Bleeker, „die Schönheit und Pracht der vor den Augen des Beschauers sich ausbreitenden Landschaft zu beschreiben. Obgleich Java mit Recht

wegen der Großartigkeit und des Reizes seiner Landschaften berühmt ist, so ist mir doch keine Gegend Java's bekannt, die mit den landschaftlichen Bildern um Arwuan zu vergleichen wäre."

Zu Tondano ist auch ein eigener, von Javanen bewohnter Kampong angelegt. Seine Bewohner bestehen meistens aus Personen, die wegen ihres politischen Verhaltens von Java verbannt wurden; die Mehrzahl derselben waren Anhänger des Diepo Negoro, des Anführers der Javanen zur Zeit des Aufstandes in den Jahren 1825—1830. Im Jahre 1855 waren im Ganzen noch 45 Familien aus den höheren Ständen dort ansässig, die das nicht allzu saure Brot der Verbannung aßen; mit ihren Familien-Angehörigen und ihrer Bedienung machten sie ungefähr 300 Personen aus. Auch in anderen Orten der Minahassa findet man javanische Familien, die wegen politischer Vergehungen aus Java verbannt wurden. Sie vermehren sich durch Heirathen mit den alfurischen Frauen, die sie aber erst zur muhamedanischen Religion bekehren. So bilden sie den Kern einer muhamedanischen Bevölkerung, die wahrscheinlich an Zahl bald zunehmen wird.

Von Tondano zieht sich ein Weg südöstlich nach dem fünf Meilen entfernten Küstenorte Kema. Er führt nach Tonsea lama, verläßt dann die Hochebene bei dem Wasserfalle und schlängelt sich in der vom Flusse Tondano gebildeten Schlucht nach den mit Waldung und Kaffeegärten besetzten Abhängen des Gunong Klabat.

Der ungefähr zwei Meilen lange Weg durch die Schlucht bietet großartige Ansichten dar, sowol nach den dicht bewachsenen, meist steilen Wänden, unter deren Schatten der Wanderer die kühle Luft genießt, als auch nach den hinter der Schlucht sich erhebenden Gebirgszweigen, deren Höhen hier und da durch die von Gebirgsbächen gebildeten Einschnitte sichtbar sind und von welchen ein ungemein angenehmer kühler Wind herabweht. In der Tiefe hört man den über Felsstücke brausenden Fluß, dessen Anblick meistens durch dichtes Gebüsch verdeckt wird. Eine Zeit lang geht der Weg längs des linken Flußufers, dann aber führt eine Brücke nach dem rechten Ufer, das Terrain wird wellenförmig, denn man befindet sich an den hügelförmigen Ausläufern des Gunong Klabat. Keine menschliche Wohnung unterbricht die Einsamkeit dieses reizenden Weges, bis man an das hinter Palmen und Fruchtbäumen verborgene kleine Dorf Tangari gelangt. Von hier an ist die Waldung an einzelnen Stellen gelichtet, um der Kaffeekultur Platz zu machen, und es eröffnet sich die Aussicht nach den Höhen des Gunong Klabat einerseits und die weite Fläche von Kema andererseits. Außerdem erblickt man noch zwei Vulkane, nämlich den Gunong Dua Sudara („die zwei Brüder") und den Batu angus („gebrannter Stein"). Der erstere hat eine Höhe von 4558 Fuß und zeichnet sich durch einen in seinem Krater durch spätere Hebung entstandenen Eruptionskegel aus. Der Batu angus ist 2208 Fuß hoch, bildet ein Kap im Meere und verdankt seine Entstehung einem furchtbaren Ausbruche des Gunong Tonkoko im Jahre 1801, wobei die ausfließende Lava sich über einem älteren Felsen aufthürmte. So erzählen die Eingeborenen.

Vom Dorfe Tangari an senkt sich das Land immer mehr, bis es bei dem Orte Sawangan, der 500 Einwohner zählt, in das flachere Land übergeht.

Der Fluß Tondano, der bisher den Wanderer stets begleitete, nimmt nun seinen Lauf westwärts, hält dann eine mehr nördliche Richtung ein, wird bei dem Orte Moombi für kleine Schiffe befahrbar und ergießt sich bei Menado in's Meer.

Zu Sawangan ist ein sehenswerther alfurischer Begräbnißplatz mit zahlreichen, aus Trachyt gehauenen Gräbern, von welchen die meisten mit Figuren aus demselben Steine geziert sind.

Von Sawangan führt ein Weg sowol nach Menado als nach Kema. Der letztere Ort liegt sehr malerisch an einer großen, doch nicht sehr geschützten Bai und den letzten Ausläufern des Klabat. Im Jahre 1854 hatte Kema etwa 1800 Einwohner, unter welchen 142 Europäer oder europäische Kreolen, 1100 inländische Christen und 500 Muhamedaner waren. Als Handelsplatz ist Kema nicht unbedeutend. Während des West-Musson, wo die Bai durch das nördlich und westlich liegende Land vor den Winden geschützt ist, wählen die Schiffe die Bai von Kema als Ankerplatz, doch bietet dieselbe während des Ost-Musson nicht denselben Schutz. Zu jener Zeit ist es die Bucht von Menado, wo die Nord-Celebes besuchenden Schiffe gewöhnlich ankern.

Während bei Menado, wie oben angeführt, der große, durch den See von Tondano gehende Fluß gleichen Namens sich in's Meer ergießt, fließt bei Kema nur ein unansehnlicher Bach, der seine Quellen an den Abhängen des Klabat und in den nordöstlichen Grenzbergen der Hochebene von Tondano hat.

Die zur Residentschaft Menado gehörige Minahassa (oder Bundesgenossenschaft) wird in die fünf Abtheilungen Menado, Kema, Tondano, Amurang und Belang eingetheilt. Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in Distrikte. In einer jeden sind europäische Beamte angestellt, unter welchen die inländischen Distriktshäuptlinge mit dem Titel Hukum besar oder „Major" stehen. Außerdem giebt es niedrigere Beamte, die den Titel Hukum kaduwa führen, sowie endlich in jedem Dorfe sich ein Vorsteher oder Kapala befindet. Jede dieser Kategorie von Beamten genießt bestimmte, von der Regierung festgestellte Einkünfte, die theils in einem Antheil an der Kopfsteuer, theils in Prozenten derjenigen Bodenerzeugnisse bestehen, welche für den europäischen Markt bestimmt sind. Es ist dafür gesorgt, daß die Förderung der Regierungs-Interessen auch für die inländischen Beamten in pekuniärer Hinsicht vortheilhaft ist.

Anders ist das politische Verhältniß der Landschaft Gorontalo zur niederländischen Regierung. Dieselbe besteht aus mehreren Distrikten, welche von inländischen Häuptern oder Radscha's regiert werden, die durch Kontrakte der Regierung in der Art verbunden sind, daß letztere ihnen Schutz gewährt und für den Fortschritt in industrieller und landwirthschaftlicher Hinsicht sorgt, wofür die Distriktshäupter bestimmte Abgaben der Regierung entrichten. In früheren Jahren mußten die Radscha's der Regierung alljährlich eine bestimmte Quantität Gold, das in den Bergwerken von Gorontalo gefunden wird, liefern, doch seit dem Jahre 1849 wurde diese Goldlieferung in eine regelmäßige Steuer verwandelt. Die Bevölkerung der Gorontalo'schen kleinen Reiche lebt übrigens trotz des Goldreichthums

ihres Landes in Armuth und steht geistig und materiell weit hinter der Bevölkerung der Minahassa. Die Fürsten üben eine unumschränkte, oft willkürliche Gewalt aus, und es wäre eine wahre Wohlthat, wenn die holländische Regierung die unmittelbare Verwaltung des Landes in die Hand nehmen würde.

Aehnlich wie zu Gorontalo ist auch das Verhältniß der kleinen, an der Nordküste von Celebes gelegenen Fürstenthümer zur Regierung ein durch Bündnisse und Kontrakte festgestelltes. In den Landschaften Bolang-Mongondo, Bolang-Banka, Bintauna, Bwool und Toli-Toli besteht noch die Verpflichtung der jährlichen Goldlieferung, doch sind die Radscha's sehr saumselig in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen, ohne daß die Regierung jemals durch Strenge und Gewalt ihre Steuern einzutreiben sich veranlaßt fand.

Jene Halbinsel von Celebes, welche nördlich von der Bai von Tomini, südlich vom Golfe von Tolo begrenzt wird, entbehrt zur Zeit noch des unmittelbaren Einflusses der holländischen Regierung in politischer Hinsicht. Es bestehen auch hier mehrere kleine, von einander unabhängige Fürstenthümer. Dieselben standen früher, sowie noch einige kleine nördlicher gelegene Reiche, sammt den Togian-Inseln unter der Herrschaft des Sultans von Ternate. Gegenwärtig hat diese Herrschaft noch nicht ganz aufgehört bezüglich der Landschaften Bualemon und Pattipatti, welche am südöstlichen Theile der Bucht von Tomini liegen. Andere Fürstenthümer, wie Paripi und Todscho, standen früher unter Boni, welches Reich zu bestehen aufgehört hat. Mehrere Fürsten der erwähnten Halbinsel haben jedoch die Oberherrschaft der holländischen Regierung anerkannt, was bei Gelegenheit der Sendung der Dampfschiffe „Argo" und „Bromo" im Jahre 1850 nach jenen Küsten, sowie im Jahre 1854 bei einer Rundreise des Residenten von Menado mit dem Dampfer „Aetna" stattfand.

Das Reich Paripi erstreckt sich von dem Orte Amsibabu bis zum Flusse Dalagu und wird von einer wohlhabenden Bevölkerung bewohnt. Denn dort wird der Handel zwischen Nord- und Süd-Celebes vermittelt, der ein ziemlich bedeutender genannt werden kann. An der Spitze des Staates steht ein Magau, welchem Beamte zur Seite stehen, welche die Titel Dschugugu, Matiki Matua, Kaptein Cant (Seehauptmann) hukom und Glarang führen. Die Staatsverfassung ist wie in Süd-Celebes keine unumschränkte, sondern es wird in den Volksversammlungen über wichtige Dinge Beschluß gefaßt.

Die Regierung von Paripi hat sich in jüngster Zeit den Holländern in der Erbauung eines Forts und der Einrichtung einer Faktorei behülflich gezeigt. Auch der Handel mit Singapur wird durch buginesische Kaufleute im Staate Paripi vermittelt.

Oestlich von Paripi liegt die Landschaft Possa, so genannt von dem das Land durchströmenden Hauptflusse. Wenn man von der Mündung dieses Flusses westwärts etwa acht Meilen geht, so gelangt man zu einem großen See, Tolagi genannt, an dessen Ufern drei große Ortschaften: Tapadodong, Tapada und Tuapa liegen. Der jene Gegend bewohnende Alfurenstamm nennt sich Awrang Tolagi. Derselbe treibt Handel mit den Buginesen, denen sie für verschiedene Gegenstände Gold, Klewange, Kattunwebereien und Flechtwerk in Tausch geben.

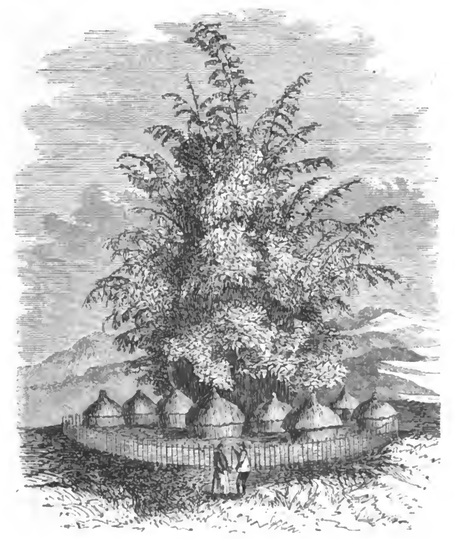
Innerhalb der Tomini-Bai befinden sich mehrere, zum Theil ausgedehnte Inseln, unter welchen die Togian-Inseln die bemerkenswerthesten sind. Sie haben eine Bevölkerung von 7000 Seelen, unter welchen 150 Buginesen. Die buginesischen Kaufleute segeln gern nach dem trefflichen Hafen der Togian-Inseln, wo ihre Prauen hinter langen Riffen vor Stürmen geschützt sind und wo sie sich im Mittelpunkte ihres Handelsgebietes, zwischen Süd- und Nord-Celebes befinden. Die Ortschaft Balabatang auf Togian ist mit einer sechs Fuß dicken Ringmauer als Schutz gegen Seeräuber umgeben. Die auf den Mauern aufgepflanzten Kanonen beherrschen den längs derselben sich ausdehnenden Hafen mit seinen Schiffen.

Es ist schon erwähnt worden, daß Gorontalo sowol als die Nordküste von Celebes reich an Goldminen sind, daß aber die Bevölkerung beider Länder zu den ärmsten und geistig am meisten vernachlässigten auf Celebes gehört. Man könnte die Frage aufwerfen, wie es komme, daß die Besitzer der reichen Goldminen sich nicht wenigstens durch materiellen Reichthum auszeichnen. Indem die dort ohnehin spärliche Bevölkerung, von ihren habsüchtigen Radscha's genöthigt, sich mit dem Bergbau und den Goldwäschereien beschäftigt, liegen die Felder unangebaut, der Bedarf an Reis muß theilweise von anderswoher bezogen werden, und die armen Einwohner müssen den ganzen Lohn, der ihnen für ihre schwere Arbeit gegeben wird, für Nahrungsmittel wieder ausgeben. Dabei sind sie unterwürfige Taglöhner, die zur Zeit einer Erkrankung, oder wenn Altersschwäche ihren Gliedern die Kraft zur Arbeit nimmt, darben müssen. Wie beneidenswerth ist im Vergleiche mit einem solchen Goldsucher das Loos des, wenn auch nicht sehr wohlhabenden Landmannes! Er genießt seiner Hände Fleiß, ist Herr seiner Besitzung und freut sich, wenn der Segen seiner Arbeit, die schweren Garben nach Hause gefahren werden und reichlichen Unterhalt für die ganze Familie bieten, ohne daß der schwächliche Greis und der arbeitsunfähige Kranke ihres Antheils entbehren müssen.

Es bestand aber auf Celebes bis zur neuesten Zeit noch eine weitere Beeinträchtigung des Ertrages der Bergwerke, nämlich das Monopol, welches die ehemalige Ostindische Compagnie und auch noch eine Zeit lang die an ihre Stelle getretene holländische Regierung auf den Verkauf des Goldes legten. Es sollte nämlich alles aus den Bergwerken und den Wäschereien gewonnene Metall der Regierung gegen die festgesetzte, sehr geringe Bezahlung von 14—1600 Kupferdeuten (oder 14—16 Gulden) für die Unze feinen Goldes eingeliefert werden. Freilich floß trotz des von der Compagnie für den Goldhandel beanspruchten Monopols doch der größere Theil des gewonnenen Metalles in die Hände der allenthalben herumziehenden und von den Radscha's geschützten buginesischen Kaufleute, die wol das Doppelte oder dreimal so viel als die Regierung für das Gold gaben, doch suchte man von Seiten der Regierung diesen heimlichen Verkauf, so weit es möglich war, zu verhindern, bis zuletzt die verpflichtete Goldeinlieferung in den meisten Provinzen aufgehoben und durch eine Steuer von bestimmtem Betrage ersetzt wurde. Der Gedanke liegt aber nahe, daß die Regierung die Bearbeitung der Bergwerke unter die Leitung von kundigen, wissenschaftlich gebildeten Männern stellen und die Verwaltung übernehmen sollte. Die Arbeiter würden einen für den

Unterhalt ihrer Familie hinlänglichen Lohn erhalten, die im Dienste ergrauten oder krank gewordenen würden einen Theil ihres Soldes weiter beziehen, und der Ertrag der Bergwerke würde unter zweckmäßiger Bearbeitung ein ungleich höherer sein, als es bis jetzt der Fall war.

Mein zu früh verstorbener Freund und Reisegenosse, Baron Melvill van Carnbee, dessen Verdienste um die Hydrographie und Kartographie des Indischen Archipels allgemein bekannt sind, faßte einst im Verein mit einigen Freunden den Plan, die Bergwerke von Nord-Celebes durch eine Gesellschaft von Privatpersonen bearbeiten zu lassen. Die niederländische Regierung verweigerte jedoch die Erlaubniß zur Bildung der Gesellschaft. Es wäre aber gewiß sowol für die Finanzen des Landes vortheilhaft, als auch dem Wohl der Eingeborenen förderlich, wenn die holländische Regierung sich für die Hebung der Goldschätze von Nord-Celebes interessiren würde, die so viele Jahrtausende hindurch in der Erde geschlummert haben. Ist doch das Gold ein so wichtiger Faktor im Leben, daß man glauben sollte, keine Regierung, und am wenigsten die sparsame und wohlbedächtige der Niederlande, würde lange zögern, dasselbe in den Eingeweiden der Erde aufzusuchen.



Reishäuschen mit Bamburohr.



Zweige von Gewürzpflanzen.
1. Gemeiner Lorbeer (Laurus nobilis). 2. Echter Zimmt (Cinnamomum ceylonicum). 3. Kassienzimmt (Persea Cassia) 4. Muskatnuß (Myristica muschata). 5. Schwarzer Pfeffer (Piper nigrum). 6. Gewürznelken (Caryophyllus aromaticus),

Achtes Kapitel.

Amboina, die Insel der Gewürze und Sagopalmen.

Seeluft. — Die Seeräuber im Indischen Archipel, ihr Ursprung, ihre Geschichte und innere Organisation. — Unternehmungen der Holländer gegen dieselben. — Teifun. — Ankunft in der Bai von Amboina. — Das Fort Victoria. — Die Stadt Amboina. — Fieberepidemien nach gewaltigen Erdbeben. — Villen außerhalb der Stadt. — Grotte mit Stalaktiten. — Doppelter Sonnenuntergang. — Kultur des Nelkenbaumes. — Die Sagopalme, Hauptnahrung der Amboinesen. — Dörfer auf Amboina. — Gebräuche und Sitten. — Verschiedene Glaubenslehren.

Obgleich ich schon einen großen Theil der ostasiatischen Inselwelt kennen gelernt hatte, sehnte ich mich immer noch nach weiteren Ausflügen, und jede neue Gelegenheit hierzu kam mir erwünscht. Lieber Leser, du kannst dir die Ursache meines bangen Herzens gar nicht denken, wenn ich dich nicht einigermaßen in die Verhältnisse einweihe, in welchen ich in Ostindien lebte.

Siehst du die große blaue Scheibe, den unendlichen, unwirthlichen Ozean, der am Fuße dieses Berges in unabsehbare Ferne sich verliert? Schön leuchtet dieser Himmel in der Tiefe zu uns herauf und prachtvoll erscheint auch dieser Theil der Schöpfung, wenn ich ihn von dem Lande aus betrachte, das auf festen Pfeilern ruht, „damit es nimmer wanke“. Auch vertrauen wir uns gern ohne Zagen seinen rauschenden Wellen an, damit sie uns auf ihrem Rücken im schwim-

menden Gebälk nach fernen Ländern bringen. Sind wir aber an's Ziel unserer Reise gekommen und strahlen die blauen Berge und die grünen Wälder der Küste uns entgegen, dann erwacht auch der unwiderstehliche Trieb, den schaukelnden Kasten zu verlassen und uns frei und froh auf dem Lande zu bewegen, „das der Ewige dir zum Aufenthalte gegeben hat". Der Mensch aber spricht in seinen eigenthümlichen sozialen Einrichtungen dem göttlichen Willen Hohn, indem die seefahrenden Völker einen Marinestand geschaffen, dessen Heimat und ständiger Aufenthalt das Schiff ist, in dessen Innerem man sich in ewig passiven Bewegungen auf fremdem Elemente bewegen soll. Unzählige Male segelten wir an reizenden Küsten vorbei, hinter welchen Schluchten mit silberweißen Kaskaden auf bewaldeten Höhen sich zeigten; es waren oft unbekannte Länder und kleinere Inseln, auf welche die Natur den Zauber ihrer Schönheit ausgegossen, vergebens war mein Verlangen, die beengenden Räume des Schiffes zu verlassen und nach dem Lande mich zu begeben, an dessen Reizen wir spröde vorüberzogen. Es waren die Qualen eines Tantalus, der vor Durst schmachtend das krystallhelle Wasser und die saftigen Früchte vor sich sah, ohne sie kosten zu dürfen.

So waren denn meine Exkursionen alle nur Urlaubsreisen, während deren der ärztliche Dienst auf den Kriegsschiffen der Rhede von Anderen versehen wurde. Desto lebhafter waren aber die Eindrücke, welche die Tropenwelt mit ihrer reichen Vegetation auf mich machte. Die Gebirge, die Ströme, die fremden Völker und ihre sozialen Einrichtungen, die Stimmen der Vergangenheit, die in den Tempeln, den Statuen und den beschriebenen Steinen zu mir sprachen: dies Alles prägte sich um so tiefer in's Gedächtniß und die Einbildungskraft ein, als die Flügel der Zeit nur zu rasch sich bewegten, während welcher mir diese Genüsse zu kosten gegönnt war. So schlägt nun auch jetzt wieder die Stunde der Rückkehr, mein Urlaub ist zu Ende und ich höre, daß unser Schiff, die Dampf-Korvette „Bromo" (nach dem Vulkan Bromo oder Brahma auf Java so genannt) die Bestimmung erhielt, nach Amboina, einer der molukkischen Inseln, sich zu begeben.

Der große Kriegsdampfer ist indessen als ein Werk von Menschenhänden auch nicht zu verachten. Nett und reinlich ist das geräumige Verdeck, von welchem eine zierliche Treppe zu dem „Longroom", dem für die Offiziere bestimmten Platz führt. Diesen Platz begrenzen von drei Seiten die einzelnen Kajüten, wo man es verstand, den kostbaren Raum mit weiser Sparsamkeit zu benutzen.

Eine Bettstelle aus Mahagoniholz, unter welcher Schubladen für Wäsche und Kleider angebracht sind, daneben ein Waschtisch, der zugleich als Arbeitstisch dient, bilden nebst einem Stuhl, Spiegel und einer Bücherstellage die Einrichtung der Kajüte, welche im Vergleich mit jenen der anderen Schiffe, insbesondere der Segelschiffe, noch einen bedeutenden Umfang hat. Die Möbel aber verdienen auf einem Schiffe eigentlich diesen Namen nicht, insofern sie nicht mobil, sondern wohlbefestigt sein müssen, um nicht durch das Schwanken des Schiffes herumgeworfen zu werden und in Trümmer zu zerfallen. So müssen denn auch die meteorologischen Instrumente in Messingringen, die nur an zwei Punkten befestigt sind, schweben, um bei dem beständigen Schwanken des Schiffes dennoch eine

horizontale Lage zu behalten. Unter dem Takte der Trommel und den kräftigen Tritten der Matrosen wird der Anker heraufgewunden, die Inseln und die Küste beginnen sich zu drehen, und die Maschine treibt das Schiff vorwärts.

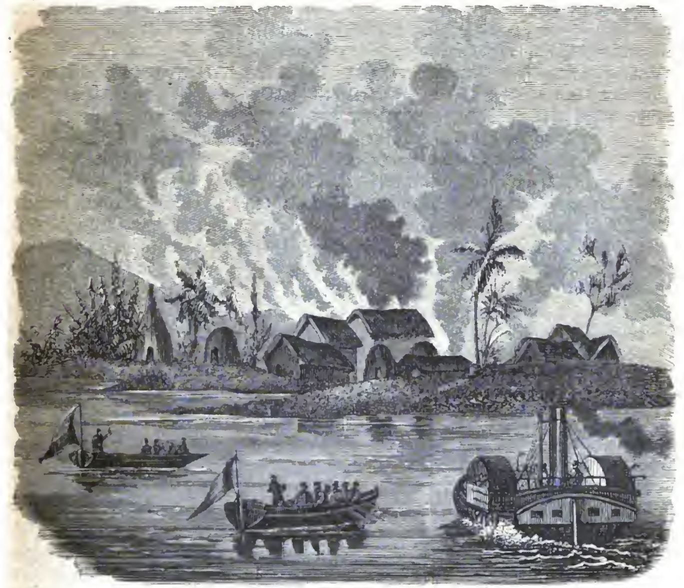
Unser Cours war zunächst von Batavia aus nach Ostnordost. Wir wollten die hohe See gewinnen, um dann von den unserer Fahrt günstigen Westwinden Gebrauch zu machen. Die heiße, dumpfe Luft, welche nicht selten an der Küste und auf der Rhede Batavia's herrscht, machte der frischen, reinen Seeluft Platz, welche besonders heilsam auf die an bösartigen Fiebern leidenden Kranken und Rekonvaleszenten wirkt. Als bestes Mittel, den Gesundheitszustand einer Schiffsmannschaft, die in der Nähe von sumpfigen Küsten sich befindet, zu heben, gilt eine Seereise. Ist auch die mittlere Temperatur des Meeres nicht niedriger, als die der Küste, so fehlen doch die aus der Zersetzung der organischen Stoffe sich entwickelnden fremden Gase, welche die Luft ungesund machen und dem Menschen zum Verderben gereichen.

Der Dampfer näherte sich den zahlreichen in der Sundasee zerstreuten Inseln, lag auch öfters einige Stunden im Meere stille, um bewaffnete Schaluppen nach jenen Inseln auszuschicken, die im Verdachte waren, als Schlupfwinkel der Seeräuber zu dienen. Die seit Jahrhunderten in den Gewässern des Indischen Archipels verbreiteten Seeräuber nahmen stets einen Theil der Thätigkeit der Kriegsschiffe in Anspruch. Wir wollen, da die Küste Java's sich bereits außer unserem Horizont befindet und sich uns nur der sattsam bekannte Anblick der endlosen Fluten unter der blauen Himmelskugel darbietet, einige Einzelheiten über die indischen Seeräuber anführen.

Dieselben hausten besonders in früheren Zeiten in furchtbarer Stärke. Als nämlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, theils durch die Eroberungen der Malayen, theils durch europäische Völker besiegt, manche Stämme, welche früher blos Handel und Ackerbau trieben, aus ihren Heimatsitzen auswanderten, wurden sie sowol durch den abenteuerlichen Zustand, in welchen sie ihre Flucht versetzte, als aus Rachegefühl gegen ihre Unterdrücker dazu angeregt, einen vereinigten Bund unter einem Oberhaupte zu bilden, der die Seeräuberei im Großen trieb. Lange Zeit waren sie der Schrecken aller Nationen, welche mit den reichen Ländern des Indischen Archipels und dem asiatischen Kontinent Handel trieben. Ihre zahlreichen schnellsegelnden Fahrzeuge (Prauen), die mit langen Kanonen (Lilas) bewaffnet waren, durchkreuzten zu Hunderten die Meere und Buchten des Archipels. Nicht leicht entging ihnen ein Schiff, welches irgendwo am Rande des Horizonts auftauchte und das im günstigen Falle, wenn es eingeholt wurde, durch schweres Lösegeld seine Freiheit erkaufen mußte. Man hat öfters einen Vergleich der indischen Seeräuber mit den erst vor wenigen Jahrzehnten ausgerotteten barbareskischen Raubstaaten Fez, Tunis und Tripoli am Mittelmeere angestellt; aber sowol das Gebiet, über welches sich die indischen Räuberstämme erstreckten, die Tausende von Inseln und Inselgruppen sammt den größeren reichen Ländern, als auch der lebhafte Verkehr, in welchem diese Länder mit der arabischen Halbinsel, mit den übrigen asiatischen Küstenländern und mit den europäischen Staaten stehen, endlich der lebhafte Binnenhandel zwischen den Völkern des Archipels

bieten einem Bunde von Seeräubern einen ungleich größeren Wirkungskreis, als dies am Mittelländischen Meere und einem Theile des Atlantischen Ozeans noch im Anfange dieses Jahrhunderts der Fall war.

Weder Schiff noch Mannschaft verschonten diese malayischen Seeräuber; gelegentlich fielen sie auch über die friedlichen Inselbewohner her. Die geraubten Menschen wurden entweder als Sklaven an ferne asiatische oder australische Stämme verkauft, oder die Räuber behielten sie zu eigenen Dienstleistungen. An einen Balken angebunden, wurden sie zum Reisstampfen oder zu ähnlichen Arbeiten verwendet.



Zerstörung eines Seeräuber-Dorfes durch Holländer.

Bis zum siebzehnten Jahrhundert waren selbst die Javanesen sowie die Küsten Sumatra's nicht sicher vor den Anfällen der Piraten. Doch als bewaffnete Schiffe der holländisch-ostindischen Compagnie diese Gewässer mehr und mehr durchkreuzten und die Bewohner in den der Compagnie unterworfenen Ländern dem Schutze derselben sich anvertrauten, zogen sich die Piraten allmälig aus diesen Gewässern zurück. Selbst die unbewaffneten, mit der holländischen Flagge versehenen Schiffe wagten sie nicht anzugreifen, wohl ahnend, daß die holländische Seemacht ihnen

einst den Untergang bereiten werde. Immer aber war die Macht der ostindischen Seeräuber noch bedeutend, wenn sie auch ihr grausames Gewerbe in den von dem Course der holländischen Schiffe entfernten Orten ausübten.

Sowol von Bundesgenossen dazu aufgefordert, als auch um die Sicherheit zur See für alle Nationen wo möglich herzustellen, veranstaltete die holländische Flotte öfter Expeditionen gegen die Seeräuber. Selten jedoch wurden diese Streifzüge mit dem gewünschten Erfolge gekrönt. Die schlauen Piraten, welche durch einzelne Kreuzer, sowie durch die in ihrem Bunde stehenden Fischer gar bald von der gegen sie ausgesandten Flotte in Kenntniß gesetzt wurden, eilten sogleich nach ihren Schlupfwinkeln, nach den hinter Korallenbänken versteckten Inseln, wohin ein größeres Schiff ihnen nicht nachzufolgen vermochte. Dennoch geschah es bisweilen, daß man die von den Räubern besetzten Inseln mittels bewaffneter Schaluppen nicht ohne hartnäckigen Kampf eroberte, viele ihrer Fahrzeuge zerstörte, die Seeräuber selbst aber zu Gefangenen machte.

Eine für die indischen Seeräuber höchst unangenehme Erfindung war die in den Vierziger Jahren mehr und mehr auch in den indischen Gewässern allgemein gewordene Dampfschifffahrt und die Möglichkeit, kleine, kaum 2—3 Fuß tiefgehende Kriegsdampfer zu erbauen, die man mit schwerem Geschütz bewaffnen konnte.

Der Anblick eines schwimmenden Vulkans, der ohne Segel und unabhängig vom Winde mit Leichtigkeit sich bewegt, scheint auf die Bewohner des Archipels überhaupt Anfangs einen gewaltigen Eindruck gemacht zu haben, weshalb sie auch das Dampfschiff „Kabal sedan“, das ist Teufelsschiff, nannten. Die holländische Dampfflotte ließ es auch nicht an Bemühungen fehlen, ihre Dienste den Seefahrern und der Gerechtigkeit überhaupt zu widmen. Besonders zeichneten sich die Dampfschiffe „Hekla“, „Argo“, „Merapi“, „Amboina“ u. A. dadurch aus, daß sie theils allein, theils in Verbindung mit Segelschiffen den Räubern sowol auf offener See als in der Nähe ihrer heimatlichen Küsten bedeutende Niederlagen beibrachten. Im Jahre 1850 und 1851 waren es vorzüglich die beiden Dampfer „Aruba“ und „Hekla“, welche mehrere Prauen zerstörten und viele Hunderte von Seeräubern sammt ihren Frauen und Kindern gefangen nach Java brachten.

Aus den Berichten der gefangenen Räuber hat man über den Zustand des Seeraubes in den Gewässern des Indischen Archipels Folgendes erfahren. Im Vergleich mit früheren Jahren besteht der Seeraub in Indien nur in kleinem Maßstabe. Das Centrum desselben befindet sich auf den unter spanischer Herrschaft stehenden Philippinischen Inseln, besonders auf Mindanao. Deshalb erkennen die Seeräuber den Sultan von Sulu als ihren Gebieter an. Hieraus geht hervor, weshalb es bis jetzt trotz der fortgesetzten und angestrengten Bemühungen der Holländer noch nicht gelungen ist, das Uebel der Seeräuberei mit der Wurzel auszurotten. Die Hülfsquellen der Seeräuber müssen ansehnlich sein, und es ist wahrscheinlich, daß mancher Sultan, der über einige Inseln gebietet, heimlich mit den Piraten verbunden ist. Auf Batang-Gingi allein sollen neuerdings wieder jährlich 22 bis 24 Räuberschiffe ausgerüstet werden. Das nöthige Schießpulver verfertigen die Räuber selbst, auch gießen sie ihre eigenen Kanonen. Es erklärt sich hieraus,



Schiff im Teifun.

Die Ostasiatische Inselwelt. I.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



weshalb sie so gern Waffenschmiede zu Gefangenen machen. Es ist schon vorgekommen, daß die in einer ambulanten Schmiede auf einer kleinen Insel arbeitenden Europäer im Angesicht ihres in der Nähe ankernden Schiffes von den verwegenen Räubern, die sich hinter dem waldigen Küstensaume der Insel so lange als möglich verborgen hielten, in ihre Kähne geschleppt wurden, ohne daß es gelang, die schnell davonrudernden Piraten wieder einzuholen.

Im Frühjahre geht die Räuberflotte noch alljährlich, 70—80 Segel stark, von Mindanao aus, um sich dann in kleinere Flottillen zu theilen und die verschiedenen Richtungen des Archipels zu durchstreifen. Die größeren Raubschiffe sind mit 30—40 Leuten bemannt und führen 4—6 Kanonen. Krißе, Piken und Gewehre sind im Ueberfluß in diesen Prauen vorhanden. In früheren Zeiten waren es besonders Celebes und die angrenzenden Inseln, ebenso Flores, wo die Seeräuber ihre Zusammenkünfte hielten. Die eingeborenen Fürsten dieser Länder machten theils aus Furcht, theils aus Gewinnsucht, da ihnen ein Theil der gemachten Beute zufiel, mit ihren Gästen gemeinschaftliche Sache. Gegenwärtig dienen allerdings noch manche abgelegene Inseln des Archipels als Stelldichein für die Piraten, um ihre Schiffe auszubessern, Wasser einzuholen, ihre Beute zu vertheilen, doch werden sie über kurz oder lang von den Holländern gleich Raubvogelnestern ausgenommen werden.

Ein berüchtigtes Haupt der Seeräuber, Robodoy, wurde im Jahre 1854 mit seiner 238 Mann starken Mannschaft auf Ternate durch das Dampfschiff „Vesuvius“ zur Unterwerfung gebracht. Der Sitz dieser Bande, mit ihren trefflich gebauten Schiffen, war früher die Nordküste von Flores, doch die fortschreitende Kultivirung des Landes, sowie das häufige Erscheinen von Kriegsdampfern verdrängten die Seeräuber. Bei dem Verhör gab Robodoy an, daß noch 200 Räuber mit einer entsprechenden Anzahl Prauen an der Küste von Flores sich aufhielten.

Der offizielle Bericht des Admirals zu Batavia über die Seeräuberei in Indien vom Jahre 1854 schließt mit den Worten: „Man kann als günstiges Resultat unserer Bemühungen anführen, daß sich in den vorausgegangenen Jahren das Uebel der Seeräuberei in unseren Gewässern bedeutend vermindert hat. Eine vollkommene Ausrottung desselben läßt sich jedoch für die nächste Zeit noch nicht erwarten. Wird indessen die Durchkreuzung aller Meere planmäßig mit Eifer und Fleiß fortgesetzt, dann werden die Strandbewohner mehr und mehr von jedem heimlichen Einverständniß mit den Seeräubern abgehalten, diese werden von Punkt zu Punkt verjagt, so daß sie endlich genöthigt werden, entweder unseren Fahrzeugen sich zu ergeben oder dauernd den Indischen Archipel zu verlassen.

Seit 1854 ist durch fortgesetzte Thätigkeit der Niederländer die Seeräuberei in den indischen Gewässern wieder vermindert worden. Noch im Januar 1860 ist es geglückt, ein bedeutendes Raubnest auf der Insel Sadus, nördlich von Sumbawa zu entdecken, 15 Prauen zu kapern und die Mannschaft gefangen zu nehmen.

Neben den Seeräubern bilden einen Schrecken der chinesischen Meere die Wirbelstürme oder Teifune, welche alljährlich viele Schiffe vernichten, namentlich ganze Flotten von chinesischen Dschunken. In früheren Jahren, als die Theorie der Teifune noch nicht bekannt war, als man noch nicht wußte, daß sie in kreisförmiger

Bahn über das Meer verderbenbringend hinrasen, ist es nichts Seltenes gewesen, daß Schiffe in dem Glauben, dem Sturme zu entgehen, so unrichtig manövrirten, daß sie tagelang im Herde desselben verblieben und so lange mit fortgeführt wurden, bis sie entmastet und leck an die Küste geschleudert wurden, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie vor dem Verhängniß bewahrte. Die Sonne ist am Abend mit auffallend röthlicher Färbung in's Meer niedergesunken, der ganze Himmel zeigt eine fremdartige Beleuchtung, die auf eine Wetterveränderung hindeutet. Höher und höher gehen die Wellen, das Schiff beginnt zu rollen und in allen Fugen zu ächzen. „Alle Mann auf Deck zum Manöver!“ ertönt der Kommandoruf, dem eilig Folge geleistet wird. Von dem empörten Elemente erfaßt, taucht das Schiff tiefer und tiefer, übergossen von Schaum und Wasser. Himmel und Meer scheinen in eine graue Wasserwüste zusammengeflossen; der Horizont erscheint eng begrenzt und dichte, schwere Massen lagern auf der See, ohne daß man weder eigentliche Wolkenbildungen, noch die Linie zu unterscheiden vermag, wo der Gischt des aufbäumenden Meeres den bleifarbenen Dunstkreis erreicht. Und welche Töne begleiten diesen Aufruhr der Elemente! Der Sturm heult durch die nackte Takelage, das Fahrzeug ächzt und stöhnt in allen Fugen, zerrissene Segel peitschen die Luft. Und durch all' diesen Aufruhr tönt der Kommandoruf der Offiziere und die schrille Pfeife des Bootsmanns, denn Jeder steht in gewohnter Ordnung auf seinem Posten. Wie ohnmächtig erscheint das Schiff im Kampfe gegen die entfesselten Stürme und doch, wie mächtig zeigt sich hier des Menschen Geist, daß er einer solchen Riesenkraft gegenübertritt und sein zerbrechliches Fahrzeug durch dies Chaos hindurchleitet!

Ist der Teifun eingetreten, dann führt das Schiff keine Segel mehr, nur ein paar kleine Sturmsegel werden gesetzt, um ihm Halt zu gewähren und womöglich mit ihrer Hülfe zu manövriren. So lange der Barometer fällt, hat der Orkan seine höchste Höhe nicht erreicht. Plötzlich tritt rasch eine verhältnißmäßige Ruhe ein, der Himmel zeigt etwas mehr Licht und wer das Gesetz des Teifuns nicht kennt, dürfte glauben, aus dem Bereiche des Orkans entronnen zu sein. Aber die scheinbare Ruhe beweist nur, daß man das Centrum des kreisförmigen Wirbelsturmes erreicht hat und es gilt nun nach jener Richtung, von welcher der Teifun auf seiner fortschreitenden Bahn dem Schiffe entgegenrast, einen Ausweg zu erzwingen, und auf dieses Ziel werden alle Anstrengungen und Manöver gerichtet. Noch einmal entbrennt der Kampf der Elemente, die in ihrem Bestreben einig scheinen, das Fahrzeug zu vernichten. Doch der Barometer hat seinen niedrigsten Standpunkt erreicht, ein Zeichen, daß das Schlimmste überstanden. Die Peripherie des Wirbelsturmes in der Richtung seiner zurückgelegten Bahn ist durchbrochen und das Schiff, dem Bereiche des Schreckenkönigs der Meere entgangen, steuert frei von Gefahr, zwar beschädigt, aber doch als Sieger seinen Cours.

Der Aufenthalt auf dem Schiffe, entfernt vom Lande, versetzt das Gemüth in einen eigenthümlichen Zustand. Die stille Einsamkeit könnte den nach sozialen Genüssen und freier Bewegung am Lande Schmachtenden zur Verzweiflung bringen; aber hier gilt es, sich mit Gewalt der melancholischen Gedanken zu entschlagen und Genuß zu suchen in Gottes erhabener Schöpfung. Sind es doch dieselben Sterne

am unendlichen Himmelsgewölbe, die auf den einsamen nächtlichen Beschauer herabblicken; die Königin des Lichtes kündigt sich am frühen Morgen durch Feuerwolken an, die aus der blauen Wasserfläche emporsteigen, und scheidet in noch prachtvolleren Luftgebilden, wie nur die Tropenzone beim Sonnenuntergange sie bietet und in welchen die Phantasie allerlei Formen, selbst die Landschaft der entfernten Heimat erblickt. Endlich ziehen zur See die atmosphärischen Erscheinungen die Aufmerksamkeit des Reisenden in besonderem Grade auf sich, er ist auf ihre Beobachtung angewiesen. Er gewinnt dann lieb den bald heiteren, wolkenlosen, bald mit weißen Schafwolken gezierten Himmel, deren Flug in der Region der Passate in entgegengesetzter Richtung als der Lauf des Windes an der Seeoberfläche erfolgt. Er beobachtet die allmälige Bildung der grauen Haufenwolken und die kalte Luftströmung aus denselben, welcher alsbald ein heftiger Regen, nicht selten mit Donner und Blitz gepaart, folgt. Solche Gewitterregen fanden öfter während unserer Fahrt von Batavia nach Amboina statt. Ihre Entstehung war ziemlich deutlich aus dem Zusammenstoße der östlichen und westlichen Luftströmung zu erkennen.

Am neunten Tage seit unserer Abfahrt von der Rhede Batavia's zeigten sich am östlichen Rande des Horizontes die Berge Amboina's, die im Laufe des Tages immer deutlicher sichtbar wurden. Gegen Abend verlor das Meer plötzlich seine Durchsichtigkeit, es wurde trübe und milchweiß. Dieses auffallende Phänomen zeigt sich nach der Versicherung der mit diesen Gewässern bekannten Seeleute häufig in der molukkischen See und rührt, wie ich mich überzeugte, von einer unendlichen Menge kleiner Seethiere her, die man in einem Tropfen Seewasser mittels einer starken Loupe entdecken kann. Sie haben eine Länge von ungefähr $^1/_{20}$—$^1/_{10}$ Linie und die Dicke eines feinen Haares. Mehrere Individuen sind in Gestalt eines Ringes miteinander verbunden. Im Holländischen wird diese Beschaffenheit des Meeres „Winter-zee“ genannt.

Als wir in die Nähe der Bai von Amboina kamen, welche den nördlichen Theil der Insel von dem südlichen scheidet, wodurch diese eine hufeisenförmige Gestalt erhält, nahm das Meer wieder seine schöne blaue Farbe an, die es trotz der Nähe des Landes nicht verlor. Amboina's Küsten erheben sich steil aus dem Meere, welches unmittelbar von ihnen aus zu einer beträchtlichen Tiefe abfällt, so daß man nun ganz nahe am Lande noch Anker auswerfen kann. Schon aus diesem Umstande läßt sich erkennen, daß das uns nahe Land kein flaches ist, sondern zu den einstigen Erhebungen aus der Tiefe der Erde gehört. Denn wie das Land über dem Meere gestaltet ist, so setzt es sich auch unter demselben fort. Flache Alluvial-Ebenen haben nur ganz seichte Küsten, bei welchen ein Mensch eine weite Strecke in's Meer waten kann, ohne in gefährliche Tiefe zu gelangen. Je steiler aber die Küsten sich erheben, desto tiefer senkt sich auch das sie begrenzende Meer.

Der Anblick der Bai von Amboina ist ein majestätischer. Die prächtigen Berge und zackigen Granitfelsen mit ihrer reichen Vegetation, die gleich einem Panorama an uns vorüberziehen, entschädigen den Reisenden für die Mühen der Ueberfahrt reichlich. Es war eben nach Sonnenuntergang, die glühende Abendröthe lag bereits über dem Meere und den Bergen von Hitu, als wir nahe am Fort

Victoria in einer Tiefe von 20 Faden ankerten. Die Lichter der Wohnhäuser am Lande funkelten einladend zu uns herüber, und das Gezirpe der Insekten war deutlich vernehmbar. Auf der kühlen Rhede lagen noch mehrere Schiffe, deren dunkele Masten und funkelnde Lichter in der glatten See sich spiegelten.



Zweig der Gewürznelke.

Noch lange ging ich auf dem Verdecke mit dem wachthabenden Offizier auf und ab, plaudernd über die zurückgelegte Reise, über das vor uns liegende Land, über das unstete, doch auch genußreiche Seeleben, über die Heimat und die entfernten Freunde. Allmälig erloschen die Lichter am Lande und auf den Schiffen, auch das Geräusch der Insekten hörte auf, nur die an das steinige Ufer anschlagenden Wellen ließen ihr dumpfes Geräusch in gemessenem Takte um so deutlicher vernehmen, je stiller es im Umkreise wurde und Menschen und Thiere dem Schlummer sich übergaben.

Am kühlen Morgen begab ich mich in Gesellschaft zweier Offiziere nach der Stadt Amboina. Ein langer, tief in die Bai hineinragender Brückenkopf führt zum Fort Victoria, welches am nordwestlichen Theile der Stadt liegt. Dieses alte Denkmal europäischer Eroberung im Indischen Archipel wurde von den Portugiesen im Jahre 1580 erbaut. Eine Flotte unter Steven van der Hagen nahm es jedoch im Jahre 1605 für die Niederlande in Besitz, worauf die siegestrunkenen Holländer diese ihre erste wichtige Eroberung auf dem Archipel Victoria nannten, welchen Namen das Fort noch heutigen Tages führt. Es hat die Gestalt eines unregelmäßigen Sechsecks, ist jedoch, vom militärischen Standpunkte betrachtet, ohne sonderliche Bedeutung. Die Mauern und Wälle haben an verschiedenen Stellen Risse, welche durch die häufigen Erdbeben verursacht wurden.



Muskatnußbaum; rechts ein vergrößerter Zweig.

Am heftigsten war das Erdbeben vom Jahre 1835, während dessen eine große Anzahl Häuser einstürzte und mehrere Soldaten und Einwohner der Stadt verunglückten. Der Centralpunkt dieser tellurischen Erscheinungen ist aber nicht auf Amboina selbst, dessen Gebirge der primären und tertiären Formation angehören, sondern auf dem vulkanischen Lande. — Durch die Seepforte der Festung gelangt man auf einen großen Platz, auf dem die Kasernen, die Magazine und sonstige Regierungsgebäude sich befinden. Oestlich vom Fort erheben sich die Berge von Soya, dessen nächste Gipfel das Fort vollständig beherrschen. Die Festung gleicht daher den Paradesoldaten, welche zur Zeit des Friedens sich gut ausnehmen, aber den Mühen des Krieges wenig widerstehen können.

Durch das südliche Thor des Forts gelangen wir zu einem von Muskatnuß- und Kokosbäumen beschatteten Platz, welchen mehrere Häuser und Gärten umschließen, von denen aus die Stadt sich nach Ost und West weiter ausbreitet. Der Muskatnußbaum (Myristica moschata) ist ein überaus reizender Baum; fast von dem Aussehen des Birnbaumes, leuchtet er mit dunkelgrünen Blättern weit daher, während seine glänzendgelbe orangenartige Frucht durch das Laubwerk schimmert. Reif spaltet sich dieselbe und es wird die mit einem rothen Netzwerk umzogene schwarze Nuß sichtbar, welche die Muskatnuß giebt, während das Netzwerk die Muskatblüte bildet; in Zucker gesotten, wird selbst die äußere Schale gegessen. In größerem Maßstabe als auf Amboina wird sie jedoch auf den Banda-Inseln, welche die südlichste Hauptgruppe des Molukkenarchipels bilden, kultivirt.

Im Jahre 1864, wo die Witterung für die Kultur der Muskatnüsse nicht günstig war, gewann man auf den Banda-Inseln 792,641 Amsterdamer Pfunde Muskatnüsse und 184,657 Pfund Muskatblüte, welche einen Gewinn von 121,314 Gulden abwarfen. Die Zahl der Bäume betrug in dem genannten Jahre 266,322 fruchttragende und 95,916 jüngere Bäume. Es waren 1973 Arbeiter mit der Muskatnuß-Kultur beschäftigt. 1864 wurde auch von der holländischen Regierung der wichtige Entschluß gefaßt, daß das Monopol der Regierung bezüglich der Muskatnüsse auf den Bandainseln aufgehoben ist und es den Besitzern von Gewürzgärten fortan frei stehen soll, die Gewürz-Kultur fortzusetzen oder nicht, sowie auch zur Lieferung der Produkte in die Regierungs-Magazine keine Verpflichtung mehr besteht. Dafür sollen auch die Vorschüsse und sonstigen Vortheile, welche die Grundbesitzer bisher durch die Regierung genossen, aufhören. Die meisten Grundbesitzer richteten aber an die Regierung die Bitte, es möchte dieselbe bis zum Jahre 1868 wenigstens die Hälfte der Erzeugnisse an Gewürzen unter den bisherigen Bedingungen den Produzenten abnehmen, was auch genehmigt wurde.

Die Stadt hat einen Umfang von etwa anderthalb Stunden und zählt 13,000 Einwohner der verschiedensten Rassen; ein paar Hundert Chinesen, die wir im ganzen Archipel zerstreut finden, fehlen natürlich nicht. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnen sich zwei protestantische Kirchen aus, von welchen die eine für inländische, die andere für europäische Christen bestimmt ist. Da auf den Molukken das Bekehrungswerk von jeher am lebhaftesten ausgeübt wurde, so finden wir hier auch die meisten Christen unter den Eingeborenen.

Im Jahre 1864 befanden sich, einer genauen Zählung gemäß, in ganz Niederländisch-Indien 116,911 eingeborene Christen, von welchen 2919 auf Java, 34,000 auf die Molukkischen Inseln, 62,324 auf Nord-Celebes und 17,500 auf Timor kommen.

Trotz dieser Bekehrungen ist es dennoch Thatsache, daß die Eingeborenen der Molukken in Bezug auf Arbeitsamkeit, Sittlichkeit und Wohlstand weit unter den Bewohnern Java's stehen. Auch dehnen die holländischen Christen ihre Brüderlichkeit gegen die eingeborenen Christen nicht einmal so weit aus, daß sie mit ihnen dieselbe Kirche besuchen. Westlich vom Fort gelangt man durch einige Straßen zum Gemüse- und Früchtemarkt, der besonders des Morgens, wenn Käuferinnen der verschiedensten Nationalitäten und Hautfarben die köstlichen Früchte und die frischen Gemüse holen, das Interesse des fremden Besuchers auf sich zieht. Außerdem befindet sich ein wohleingerichtetes Hospital zu Amboina, in welchem regelmäßige meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Die mittlere Temperatur der Stadt Amboina, die etwa 30 Fuß über der Meeresfläche liegt, ist nach mehrjährigen Beobachtungen 21,8° R., daher von jener Batavia's kaum um zwei Zehntel Grad verschieden; dennoch ist der Gesundheitszustand Amboina's günstiger als jener Batavia's. Es kommt nämlich bei Beurtheilung der Gesundheit eines Ortes nicht in erster Linie auf die Temperatur desselben an, sondern hauptsächlich auf die Reinheit der Luft. Amboina ist rings von Bergen umgeben, aus welchen Quellen entspringen, die sich zu Bächen sammeln, welche raschen Laufes dem Meere zueilen. Nirgends finden sich Stagnationen von Gewässern, nirgends aufgeschwemmtes flaches Erdreich, das bei starkem Regen sich in Sumpf verwandelt. Die Luft wird im Gegentheile von den Zersetzungsprodukten organischer Stoffe rein gehalten. Die Nähe des Meeres und seiner reinen Lüfte erhöht die Gesundheit der kleineren, in großer Entfernung von Kontinenten gelegenen Inseln.

Der Gesundheitszustand Amboina's zeigte indessen in den jüngsten Jahrzehnten bedeutende und anhaltende Schwankungen, deren Grund von den dortigen Aerzten kaum erkannt, wenigstens nirgends bekannt gemacht wurde, der aber unzweifelhaft in den Wirkungen der Erdbeben zu suchen ist. Im Jahre 1843 hatten häufige Erderschütterungen stattgefunden, und bald darauf zeigten sich Wechselfieber, nicht selten mit tödtlichem Ausgange. Nach einem Jahre verschwand die Krankheit; als aber 1845 neuerdings Erdbeben in ungewöhnlich häufiger und heftiger Weise auftraten, stellte sich auch bald wieder die Krankheit ein, ohne jedoch lange eine Plage der Insel zu sein. Eine Epoche günstiger Gesundheitsverhältnisse folgte, bis am 18. und 20. März 1850 neue heftige Erdstöße wieder die Veranlassung zur Entstehung von Fiebern gaben.

Daß nun letztere in ursächlichem Zusammenhange mit den Erdbeben stehen, ist wol für Niemand zweifelhaft, aber welche Wirkung der Erdbeben bildet die nächste Ursache zur Entstehung der Krankheiten, da doch die klimatischen Verhältnisse, insofern man unter denselben blos die Temperatur und Schwere der Luft, den Grad ihrer Feuchtigkeit nebst den Winden und den elektrischen Verhältnissen der unteren Luftschichten versteht, vor und nach dem Erdbeben dieselben bleiben?

Ich kann nun diese Wirkung des Erdbebens in nichts Anderem finden, **als** in **der durch die Erderschütterung erfolgten Entblößung der Erdoberfläche von der vegetabilischen Decke.** Nach einem Erdbeben sind bedeutende Strecken des Landes wie aufgewühlt. Hierdurch kommt es, daß die aus der Erde dringenden Gase, die früher von den Pflanzen aufgenommen und zu ihrem Ernährungsprozesse verwendet wurden, jetzt der atmosphärischen Luft sich mittheilen und diese ungesund machen. So lange die Erde sich nicht mit einer neuen dichten Pflanzendecke bedeckt hat, wird die Luft mit fremdartigen und schädlichen Gasen vermengt, welche die Ursache der Erkrankungen bilden. Ebenso sehen wir auch in unseren Zonen durch Ausrottung von Wäldern sowie durch ausgedehnten Torfstich in Gegenden Wechselfieber entstehen, wo sie früher fast ganz unbekannt waren.

Wenden wir uns wieder der Stadt zu, so fesselt im Schatten von Pisanggebüschen und Kokospalmen das Monument des am 13. Juni 1702 dort gestorbenen Naturforschers Rumphius unsere Aufmerksamkeit.

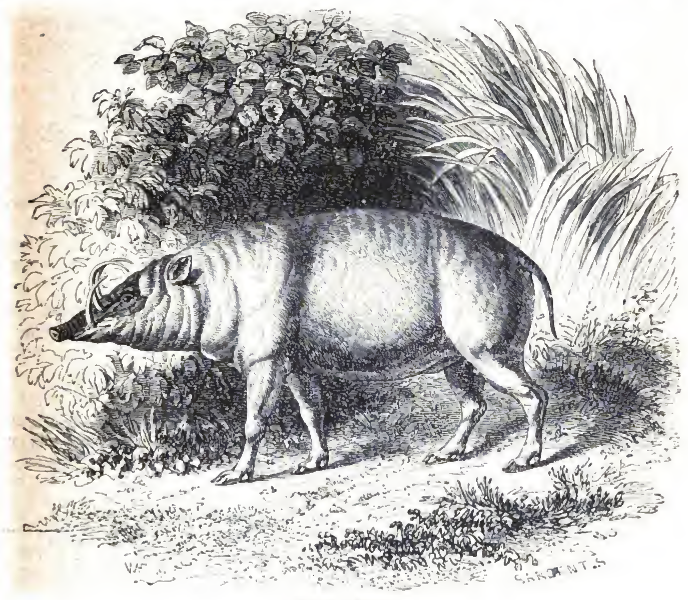
Außerhalb der Stadt führen schattige Straßen und Pfade nach herrlich gelegenen Villen, von welchen aus man einen großen Theil der Insel und die jenseits der Berge sich ausbreitende blaue Meeresfläche übersehen kann. Das schönste Landgut in der Nähe der Stadt ist **Batu Gadjah** (Elephantenstein), welches an dem Bache gleiches Namens liegt. Weiter südlich in den Kalkbergen von Soya finden wir eine geräumige, dunkle und kühle Grotte, in welcher das Thermometer 19,5^0 R. zeigte, während außerhalb derselben eine Temperatur von 22,3^0 R. herrschte. Durch das von oben durchsickernde Wasser haben sich in der Höhle schöne Stalaktiten gebildet. In den dunklen Winkeln der Höhle halten sich zahlreiche Fledermäuse, Ottern und Schlangen auf.

Als eines der für Amboina besonders charakteristischen Thiere muß hier der **Hirscheber** oder das Babirussa (**Porcus Babirussa**) erwähnt werden, das allerdings auch auf den Molukken und Celebes vorkommt, auf Amboina jedoch seine hauptsächliche Verbreitung findet. Namentlich im Innern der Insel, in den sumpfigen Waldungen kommt es häufig vor und wird dort von den Eingeborenen seines wohlschmeckenden Fleisches wegen eifrig gejagt. Der bezeichnende Name „Hirscheber“ bezieht sich auf die drehrunden und aufwärts gebogenen Eckzähne des Thieres, die man wol mit einem Geweih verglichen hat, während sonst der Körper des Babirussa dem eines Schweines gleicht. Es hat hohe schlanke Beine, ein mit wenig rauhen Haaren dünn bedecktes Fell und große verständige, von denen unseres gemeinen Schweines verschiedene Augen. Auf den kalkigen eben erwähnten Bergen findet sich dieses Thier jedoch seltener, da es die sumpfigen Niederungen vorzieht.

Betrachtet man von der Höhe jener Berge den weiten Ozean, dann erscheint derselbe nicht als eine flache Scheibe, sondern es kommt uns vor, als ob die Ränder des Horizontes höher gelegen wären, als die Mitte der Scheibe. Dieses Phänomen, welches ich auf den Bergen St. Helena's sowie auf dem Küstengebirge Venezuela's früher beobachtete, findet seine Erklärung in dem Umstande, daß die vom Beschauer bis zum Rande des sehr erweiterten Horizontes gelegenen Luftschichten das Licht stärker brechen als die zwischen den näher gelegenen Gegenständen gelagerten

Schichten, sowie auch die auf- und untergehende Sonnenscheibe größer erscheint, als die Mittagssonne. Vielleicht ist es dieses großartige, beim Anblick des Ozeans von einer bedeutenden Höhe sich darbietende Phänomen, welches zu der antiken Vorstellung von der tellerförmigen Gestalt der Erde Anlaß gegeben hat.

Auch die untergehende Sonne bietet eine seltsame Erscheinung, die man auch auf dem Meere selbst bei hellem Wetter beobachten kann. Wenn nämlich die Sonnenscheibe schon unter das Meer sich gesenkt hat, so erscheint sie sogleich zum zweiten Male einige Grade über dem Horizont, um dann erst bleibend unterzugehen.



Der Hirscheber.

Dieses Phänomen erklärt sich in dem verschiedenen Lichtbrechungsvermögen des Wassers und der Luft, sowie jeder im Wasser befindliche und von der Luft aus gesehene Gegenstand unter einem anderen Winkel erscheint, als ob er in der Luft sich befände.

Eigentlich vulkanische Berge von kegelförmiger Gestalt finden sich auf Amboina nicht, obgleich die Insel so nahe dem vulkanischen Herde gerückt ist und durch die Erdbeben oft in ihren Wirkungskreis gezogen wird. Doch berichtet Valentyn,

daß im Jahre 1674 der Berg Ateti oder Wawari sich spaltete und große Massen heißen Schlammes auswarf, der in's Meer sich ergoß.

Die Pflanzenwelt Amboina's zeichnet sich durch großen Reichthum aus. Die Kulturgewächse umfassen die schon früher bei Java angeführten Arten; außerdem noch mehrere andere den Molukken und insbesondere Amboina eigenthümliche Pflanzen. Die Gipfel der Berge sind meistens mit dichten Waldungen geschmückt, in welchen sich außer zahlreichen Stämmen aus den Familien **Laurus, Ficus, Hibiscus** auch **Melaleuca Leucodendron** findet; aus letzteren wird das Kajeputöl gewonnen (der Baum heißt Kaju puti, das ist „weißes Holz“). An Bäumen, deren Holz zu kostbaren Meubeln verwendet wird, ist kein Mangel in den Waldungen Amboina's. Von den eßbaren Früchten sind von besonderer Güte: **Garcinia Mangostan, Jambusa vulgaris, Durio Zibethinus, Averrhoea Bilimbi** und viele andere durch köstlichen Geschmack ausgezeichnete Früchte.

Von hoher Bedeutung auf Amboina ist der Gewürznelkenbaum (**Caryophyllus aromaticus**), dessen Kultur früher ein ausschließliches Recht der Inseln Amboina, Honimoa, Nusa Laut und Oma war. Seit dem Jahre 1824 hat man dem edlen Gewächse im ganzen Archipel das Bürgerrecht eingeräumt. Ein gerader Stamm und eine spitzig zulaufende Krone zeichnen den Gewürznelkenbaum aus; die ovalen Blätter, die jungen Zweige und die Rinde haben einen ähnlichen aromatischen Geschmack und Geruch wie der Blumenkelch des bekannten Gewürzes.

Der Anblick der Tausende von Nelkenbäumen, die gewöhnlich im Schatten großer Waldbäume, gleich dem Kaffeestrauch auf Java, wachsen und die Luft mit höchst angenehmem, nicht zu starkem Wohlgeruch erfüllen, gewährt dem Wanderer einen eigenthümlichen Genuß. Im Monat August oder September zeigen die Blütenkelche der Bäume eine hellgrüne Farbe, später werden sie roth und die Blütenblätter fallen ab. Dies ist das Zeichen, daß die Ernte beginnen kann. Männer, Frauen und Kinder versammeln sich in den Nelkengärten und Alles ist mit dem Pflücken und Einsammeln des edlen Gewürzes beschäftigt. Läßt man die Zeit, wo die Nelke als Gewürz am tauglichsten ist, vorübergehen, dann schwellen die Fruchtknoten an und sind in diesem Zustande zur Fortpflanzung des Baumes geeignet; doch haben sie den größten Theil des aromatischen Oeles verloren. Die reife Frucht wird auf Amboina Poleng genannt.

Die Pflanzer sorgen dafür, daß die Nelkenbäume nicht zu hoch wachsen; sie schneiden die obersten Zweige frühzeitig ab, damit die Ernte desto bequemer vorgenommen werden kann. Die Quantität der geernteten Nelken ist in den einzelnen Jahren außerordentlich verschieden. Die Ursache dieses Wechsels in der Blüten- und Fruchtentfaltung wird durch die verschiedenen Witterungsverhältnisse kaum in genügender Weise erklärt. Wie sehr die einzelnen Jahre in der Ergiebigkeit des Nelkenbaums von einander abweichen, kann man schon daraus ersehen, daß beispielsweise im Jahre 1819 von Amboina 453,000 niederländische Pfund Nelken ausgeführt wurden, während im darauf folgenden Jahre nur 82,000 Pfund gewonnen wurden. Ein einzelner Baum trägt gewöhnlich zwei bis drei Pfund Nelken, doch giebt es auch deren, die bis 140 Pfund liefern können.

Die abgepflückten Nelken werden entweder im Freien oder bei Regenwetter in einem Pandopo getrocknet und dann in die Regierungs-Magazine eingeliefert. Der Preis, den die Regierung für die Nelken und Muskatnüsse bestimmt, richtet sich nach der Ergiebigkeit der Ernte; bei ungünstiger Ernte wird zum Vortheile des Pflanzers ein viel höherer Preis entrichtet, als bei reicher Ernte. In ersterem Falle geschieht es nicht selten, daß die Regierung Verlust erleidet.

Im Jahre 1864 befanden sich auf Amboina 442,536 Gewürznelkenbäume, von welchen 148,865 fruchttragende und 263,667 junge Bäumchen. Die Ernte jenes Jahres war eine durchaus mißglückte. Die reiche Ernte des vorausgegangenen Jahres soll nämlich den Boden zu sehr erschöpft haben, so daß der geringe Ertrag nicht des Einsammelns werth gehalten wurde.



Gewinnung des Sago auf Amboina.

Eine für den Eingeborenen noch weit wichtigere Pflanze ist die Sagopalme (Metroxylon Sago L.). Was für den Javanen und einen großen Theil der Bewohner des Archipels der Reis ist, das ist für den Amboinesen die Sagopalme, ohne daß er für deren Kultur besondere Mühe zu verwenden braucht.

Die junge Sagopalme besteht aus mehreren senkrecht aufsteigenden, zehn bis zwölf Fuß hohen Zweigen, die inwendig hohl und an ihrem unteren Ende mit Dornen bekleidet sind; im dritten Jahre vereinigen sie sich zu einem Stamm, dessen äußere Theile die inneren schachtelförmig umschließen. Wenn die Sagopalme

vierzehn oder funfzehn Jahre alt ist, dann dringt aus dem Stamm eine mehlartige Substanz und der Baum ist zur Gewinnung des Sago's reif. Man bohrt eine Oeffnung in den Stamm und prüft den Sago. Wird derselbe von der gehörigen Beschaffenheit befunden, so schreitet man zur Zerstörung des Baumes; im entgegengesetzten Falle wird die Oeffnung wieder zugestopft und der Stamm noch eine Zeit lang unversehrt gelassen.

Die zur Gewinnung des Sago's umgehauene Palme wird der Länge nach in mehrere Theile gesägt und das Mark mit einem Hohlmeißel herausgenommen, in Bütten geschüttet, deren Boden mit einem Siebe versehen ist, und dann mit vielem Wasser übergossen und durchgeknetet. Hierbei dringen die feinen Theile durch das Sieb, unter welchem sie in Gefäßen aufgefangen und getrocknet werden. Der Amboinese genießt den Sago entweder als Brei (Papedo) oder er bäckt Brot aus demselben, das er mit etwas Bananen, Mandeln oder Fischen und spanischem Pfeffer (Capsicum annuum) verzehrt. Eine Sagopalme liefert vier= bis fünf=, ja sechshundert Pfund Sago und reicht zur Ernährung einer Familie für mehrere Monate aus. Die Leichtigkeit, mit welcher die Inselbewohner sich ihre Nahrung verschaffen können, hat sie auch träg gemacht und gewiß würden die übrigen Kulturgewächse, insbesondere der Nelkenbaum, sehr vernachlässigt werden, wenn nicht von Seiten der Regierung der Anbau angeordnet wäre.

Außer ihrem nahrhaften Marke benutzt man die Sagopalme noch zu mancherlei Dingen. Die Blätter liefern eine treffliche Dachbedeckung, die gegen den stärksten Tropenregen Stand hält. Aus dem Holze verfertigt man Möbel aller Art und das Laub der Krone wird als Gemüse genossen.

In den Thälern der gesegneten Insel, insbesondere auf Hatu, gedeiht auch der prachtvolle Kakao=Baum (Theobroma cacao). Erst seit jüngster Zeit hat man diesen schönen und nützlichen Baum auf Amboina angepflanzt und 1864 belief sich die Zahl der Kakaobäume bereits auf 296,700. Bemerkenswerth sind auch unter den Kulturpflanzen der Insel der Kokosbaum, der Reis, Mais und mehrere andere, auch auf den übrigen Inseln des Archipels vorkommende Gewächse.

Das Dorf der Amboinesen ist nicht, wie das javanische, durch den Fleiß seiner Bewohner mit einem regelmäßigen Gürtel von Fruchtbäumen umgeben. Das Wachsthum der Fruchtbäume ist mehr dem Zufall überlassen. In den aus Brettern, Pandanus und Bambu erbauten Häusern halten sich zahlreiche Eidechsen auf, die als Vertilger der Insekten und als unschädliche Thiere nicht ungern gesehen werden. In den einsamen Abendstunden macht der eigenthümliche Ruf des Gekko (Platydactilus guttatus), einer Eidechsenart, einen fremdartigen Eindruck. In Zwischenpausen von fünf oder sechs Sekunden läßt er seine helle Stimme bis gegen 10 Uhr Abends erklingen. Zu den Hausthieren der Amboinesen gehören Ziegen, Schafe, Katzen, Hunde, während Rinder und Pferde seltener gefunden werden.

Der Bewohner Amboina's ist im Ganzen wohlgestaltet, trägt die allgemeinen Züge und Schädelbildung der malayischen Rasse, doch stehen die Backenknochen nicht so hervor wie bei den eigentlichen Malayen. In seiner religiösen Denkweise, seiner sittlichen Entwickelung und Kulturstufe kann sich zwar der ein=

lige Einfluß der brahmanischen Kultur nicht verleugnen, doch ist von derselben nicht viel mehr als die Ausartung in allerlei Aberglauben geblieben. Sie verehren, trotzdem sie dem Namen nach großentheils zum Christenthum übergingen, die Seelen ihrer verstorbenen Verwandten und glauben an eine Wanderung der Seelen aus dem menschlichen Körper in jenen eines Krokodils, einer Schlange, eines Rindes oder anderen Thieres. Verschiedene, oft unvermeidliche Dinge werden als Vorzeichen einer unglücklichen Zukunft angesehen, doch glauben sie dem Einfluß der bösen Geister durch das Streuen von Knoblauch in den Häusern steuern zu können.



Versammlung von Häuptlingen der Eingeborenen zu Pang-ho.

Die vielen Zauberer und Wahrsagerinnen werden oft zu Rathe gezogen. Die erwachsenen Töchter behütet der Amboinese sorgfältig im Hause und nur bisweilen wird den jungen Männern erlaubt, einen Blick auf dieselben zu werfen. Der Mann kauft seine Frau für einen gewissen Preis. Deshalb gilt der Besitzer vieler erwachsener Töchter auch für reich. Die Frau wird als Sklavin des Mannes betrachtet; aus diesem Grunde ist dem Amboinesen auch das trauliche Zusammenleben mit der Gattin und das häusliche Glück, das man bei vielen indischen Völkern findet, unbekannt.

Bei Gastmählern bilden Schweinefleisch, gekochte Fische, Sagobrot und verschiedene Gemüse die Gerichte. Jedem Gaste wird ein großes, mit Speisen gefülltes Gefäß vorgesetzt, und wenn er sich an demselben gesättigt hat, läßt er das Uebriggebliebene als sorgsamer Hausvater durch einen Diener nach seiner Wohnung bringen.

Auch Musik und Tanz gehören zu den Belustigungen der Amboinesen. Der Gong, eine Art metallenes Becken, der Tifa, eine Art Trommel, und der Gindier, ein Saiten-Instrument, bilden die vorzüglichsten Musikwerkzeuge auf Amboina. Bei den Tänzen erkennt man gleich die Spuren alfurischer Wildheit; es fehlen die graziösen Bewegungen und der gemessene Takt der javanischen Tänzerinnen. Vor Beginn des Tanzes erscheint ein junger Mann, mit Federn, Zweigen und Blumen geschmückt, um wilde Schwingungen mit einem bloßen Schwerte zu machen, als ob er die in der Luft schwebenden Geister bekämpfen wollte. Dann beginnt der eigentliche Tanz, bei welchem die Männer und Frauen abgesondert ihre wilden Bewegungen machen. Sie singen auch Lieder dabei, deren Inhalt sich auf die ruhmvollen Thaten der Voreltern bezieht.

Der Amboinese ist ein ausgezeichneter Seemann, der sein pfeilschnell segelndes Schiff mit Muth und Geschicklichkeit zu lenken versteht; mit dem Meere ist er so vertraut, wie nur irgend ein Schiffer in den ostasiatischen Gewässern; er kennt die fernen Gegenden des Archipels und ist auch von Seeräuberei nicht freizusprechen. Die Schiffe der Amboinesen und der Bewohner des molukkischen Archipels überhaupt sind theils Prauen (**Patahu**), theils sogenannte Orembajan, welche zu den größeren Fahrzeugen gehören, oder es sind Kähne (**Sampan und Kora-kora**). Die Kühnheit der Inselbewohner, insbesondere der Alfuren auf Ceram, verleitete sie früher, öfter europäische Kauffahrer anzugreifen und selbst einen Kampf mit Kriegsschiffen nicht zu scheuen, wobei sie jedoch in der Regel den Kürzern zogen. Viele Inseln des molukkischen Archipels dienen noch gegenwärtig den Seeräubern als Schlupfwinkel, in denen sie sich bei Zeiten vor den Kriegsschiffen zu verbergen wissen.

Die Holländer machten sich die Seetüchtigkeit der Amboinesen zu Nutze und verwendeten die Flottillen derselben zu verschiedenen Expeditionen. Die Anfangs nützlichen und nothwendigen Unternehmungen verwandelten sich später in jährlich wiederkehrende, sehr lästige und zwecklose Fahrten, die sogenannten Hongizüge. Die inländische Flotte (**hongi**) mußte sich nach entfernten Posten begeben, insbesondere rings um die Insel Ceram rudern, wobei sie von einigen europäischen Schiffen begleitet wurde. Im Jahre 1706 bestand die Hongi aus einundsiebzig Fahrzeugen mit sechstausend Mann Besatzung. Der mühsame Dienst bei diesen Zügen, die Entfernung vom heimatlichen Lande und von den Familiengliedern machten die Hongifahrten zu einer wahren Landplage, die endlich der General-Gouverneur van der Capellen im Jahre 1824 abschaffte. In dem betreffenden Schreiben an die Bewohner der Molukken heißt es:

„Die Hongi, die so lange und so schwer auf Euch gedrückt hat, soll bei Euch nur noch die Erinnerung an erlittenes Unheil übrig lassen; sie ist von jetzt an abgeschafft. Ihr werdet Eure Wohnungen, Frauen und Kinder nicht mehr zu verlassen brauchen, um sie und Eure Nachbaren vor Euren Feinden zu schützen. Die Regierung wird Euch hierzu ihre Hülfe leihen und die Mittel zu Eurer Vertheidigung bieten."

Die Geschichte Amboina's spiegelt sich in dem Kulturzustande seiner Bewohner und insbesondere in den verschiedenen dort herrschenden Religionen ab. Ein kleiner Theil der Bewohner ist noch ganz dem alten heidnischen Kultus ergeben, der in

der Verehrung von Geistern, Waringin-Bäumen, Schlangen, Krokodilen u. s. w. besteht; allerhand Aberglauben und seltsame Gebräuche gehen damit Hand in Hand.

Viele Bewohner der molukkischen Inseln bekennen sich zum muhamedanischen Glauben. Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brachten einige Kaufleute von Java diese Religion nach den Molukken. Der Herrscher Dschamila von Gilolo war der erste Fürst, der sich zum Islam bekehrte. Der König von Ternate kehrte im Jahre 1510 von einer Reise nach Java zurück, wo er die Lehre Muhameds angenommen hatte und dieselbe in seiner Heimat mit glühendem Eifer zu verbreiten suchte. Für Amboina wird Pati Puti als der Apostel des Islam genannt. Als aber die 1515 nach den Molukken gekommenen Portugiesen der christlichen Lehre mit Gewalt Eingang zu verschaffen suchten, gab es häufig Reibungen und selbst Kämpfe zwischen den einzelnen Fürsten, wobei es sich jedoch hauptsächlich um politische Zwecke handelte und die Religion mehr zum Vorwande des Kampfes diente.

Beide Sekten der Muhamedaner, die Schiiten und Sunniten, sind auf den Molukken vertreten. Die Priester der Muhamedaner auf den Molukken sind aber des Arabischen nicht kundig, weshalb sie sich mit malayischen, oft sehr mangelhaften Uebersetzungen des Koran behelfen müssen. Indessen werden die Hauptvorschriften des Korans, die Beschneidung, die Reinigungen des Körpers, die fünf Betstunden, die Fastenzeit und die Wohlthätigkeitspflichten, beobachtet. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Islam auf die Bewohner der Molukken wohlthätige Folgen ausübte und sie in geistiger und moralischer Hinsicht auf eine höhere Stufe stellte.

Wir wollen noch Einiges über die Christen in den Molukken anführen, deren Zahl wir oben erwähnten. Sie verdanken ihren Glauben ursprünglich den Portugiesen, die überall, wohin sie kamen, die Einwohner zur Taufe zu bewegen suchten und sie reichlich mit Heiligenbildern versahen. Die Zwiste der einzelnen Fürsten der Eingeborenen wurden in der Regel von den Portugiesen zu Gunsten derjenigen Partei entschieden, welche die Taufe anzunehmen sich bereit erklärte. So wurde Permain, der Fürst von Hative, der die Hülfe der Portugiesen gegen den Fürsten von Hatu nachsuchte, getauft und mit dem Namen Don Emanuel belegt. Aber die Annahme des Christenthums von Seiten der Bewohner der Molukken war eine leere und nutzlose Formalität, da sie mit der Bibel und ihrem Inhalte nicht bekannt wurden, sondern nur die Sendlinge des Inquisitions-Gerichtes zu Goa kennen lernten, die ihren Lehren durch Drohungen und Grausamkeiten Eingang zu verschaffen suchten. Indessen wird der erste Apostel der christlichen Kirche auf den Molukken, François de Jassa, gewöhnlich Xaverius genannt, ein Schüler von Ignatius Loyola, wegen seiner strengen Lebensweise, seiner Gelehrsamkeit und Tugenden gerühmt. Er errichtete mehrere Schulen und wußte sich das Vertrauen und die Achtung der Eingeborenen zu erwerben. Leider traten nur Wenige in seine Spuren, so daß zuletzt sowol die christliche Lehre als insbesondere ihre Bekenner bei den Bewohnern der Molukken in Verachtung geriethen. Die Portugiesen zeichneten sich durch Sittenlosigkeit und Gewaltthaten aus, in Folge dessen die Amboinesen sich öfter genöthigt sahen, die Hülfe der Javanen gegen sie anzurufen. Als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Holländer nach dem Archipel kamen,

wurden auch sie von den bedrängten Einwohnern gegen die Portugiesen zu Hülfe gerufen. Im Jahre 1605 erschien auf die dringende Bitte von Thomas, dem Fürsten von Rusanivel, auf Amboina Steven van der Hagen mit seiner Flotte und machte der Herrschaft der Portugiesen ein Ende. Die Holländer fanden für gut, statt des katholischen Glaubens den reformirten auf den Molukken einzuführen, und die Leichtigkeit, mit welcher ihnen solches gelang — wir lesen nirgends, daß sie bei dieser Glaubensänderung nur auf die geringsten Hindernisse stießen —, beweist, daß nirgends der Glaube tiefere Wurzel geschlagen und zur Ueberzeugung geworden, sondern daß wahrscheinlich die meisten molukkischen Christen gar nicht wußten, worin der wesentliche Unterschied der ältern christlichen Lehre von der jetzigen, die sie annahmen, bestand. Aber auch die Holländer thaten wenig, um die einmal dem Namen nach christianisirten Volksstämme durch die Glaubenslehren zu einer höheren Stufe der Humanität zu bringen. Da auf den Molukken sehr viele Dialekte und Sprachen herrschen, so war es schwer, einem jeden Stamm ein ihm verständliches Buch in die Hand zu geben oder gar eine Bibelübersetzung, die allgemein gelesen werden konnte, zu besorgen. Man entschloß sich endlich zu einer malayischen Uebersetzung, die aber von den bei Weitem meisten Einwohnern nicht verstanden wird. Der Unterricht in religiösen Dingen ist bei den christlichen Bewohnern der Molukken bis auf den heutigen Tag ein mangelhafter, wovon die Ursache hauptsächlich darin zu suchen ist, daß die Mitglieder zerstreut und oft nur in geringer Zahl auf einzelnen Inseln wohnen, welche nicht selten Jahre lang ohne den Besuch eines Lehrers oder Predigers bleiben. — Unser Aufenthalt auf der Rhede von Amboina dauerte zwei Monate; dann kehrte ich nach Batavia zurück.



Kolossales Götzenbild von Stein bei Singa-Saru.



Früchte der Ostasiatischen Inselwelt.
a. Tamarinde. b. Anona squam. c. Banane. d. Pandang. e. Chrysobala Isaco. f. Carica Papaya.

Neuntes Kapitel.

Das Molukken-Eiland Ternate und die kleinen Sunda-Inseln.

Abschied von Kema. — Erster Anblick Ternate's. — Benachbarte Eilande. — Statistisches. — Erdbeben. — Empfang des Sultans von Tidor durch den General-Gouverneur. — Der Sultan von Ternate. — Fort Terlokko. — Küstenlandschaft. — Die beiden Seen Sula Takomi. — Lavaströme. — Das verschlungene Fort Sula Takomi. — Die kleine Sunda-Insel Timor.

Auf der Rhede von Kema überblickt man einen guten Theil der herrlichen Landschaft von Celebes. Hinter dem Orte geht das Terrain in die sanften Formen des Gunong Klabat über, dessen breite Abhänge dem Blicke des Beschauers sich darbieten. Bis gegen 2000 Fuß über die Meeresfläche hat sich der Fleiß der Einwohner der Erdoberfläche bemächtigt und dieselbe mit Kokosbäumen, Muskatnußwäldchen und Kaffeegärten bedeckt. Ueber der genannten Höhe steht dichte Waldung in ihrer ursprünglichen Wildheit. Ueber den Wald erhebt sich der kegelförmige Pik des Klabat. Südlich geht der Gunong Klabat in das tondano'sche Gebirg über, nordöstlich dagegen durch einen Bergsattel in den Berg Dua Sudara. Die Insel Lembeh, von steilen, gigantischen Felsen gleich Grenzfestungen umgeben, ist durch eine schmale Meerenge vom Fuße des Dua Sudara getrennt, innerhalb dessen

Klüften und kleinen Vertiefungen Quellen und Bäche herabrauschen und in's Meer sich stürzen.

Lange verweilt noch der Blick auf dieser stets im festlichen Schmucke glänzenden Tropenlandschaft, wenn auch schon das Rad des Dampfers sie meilenweit hinter den Beschauer rückte, und die kühle und reine Seeluft denselben erinnert, daß er sich schon längst innerhalb des Reiches Neptuns befindet. Nach zweiundzwanzigstündiger Fahrt erhob sich früh beim Aufgang der Sonne der Pik von Ternate aus der Flut. Je mehr das Schiff dem Lande sich nähert, desto prachtvoller entfaltet sich die landschaftliche Scenerie. Man fährt durch die Meerenge, welche die Insel Ternate von Mitarra trennt, und unterscheidet die kegelförmigen Spitzen beider Berge, sowie jenen von Tidor mit den ihn umgrenzenden Hügeln. Die Insel Mitarra hat, wie viele andere Inseln des Archipels, eine zuckerhutförmige Gestalt und macht, wenn man im Schatten ihrer steilen dunklen Küstenfelsen hinfährt, einen gewaltigen Eindruck auf den Reisenden. Kein lebendes Wesen entdeckt das spähende Auge an den Abhängen des dicht bewachsenen Eilandes, dessen kräftige Vegetation doch für manchen Ansiedler überflüssige Nahrung bieten würde. An der Ostseite sammeln sich verschiedene, auf den Höhen entspringende Quellen zu einem Bache, der als silberweiße, glänzende Kaskade dem Meere zueilt und dessen gewaltiges Rauschen man schon in ziemlicher Entfernung vernimmt.

Mitarra gehört, sowie Ternate und Tidor, zu jener Vulkanenreihe, die sich unweit der Westküste der großen Insel Halmaheira von Süd nach Nord ausstreckt und in der nördlichen Halbinsel Halmaheira's ihre Fortsetzung findet.

Bald zeigt sich der lebendige Anblick der längs dem Strande von Ternate erbauten Häuser, und das Schiff geht auf der Rhede des Hauptortes, gegenüber dem im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erbauten Fort „Oranien" vor Anker.

Als der General-Gouverneur Duimaar van Twist mit den Dampfern „Vesuvius" und „Ambon" dort ankam, waren auf der Rhede eine große Anzahl mit Flaggen und Wimpeln gezierte Prauen anwesend, um den Stellvertreter des Königs in Indien zu begrüßen. In einer der größten, mit 50 Mann bewaffneten Prauen befand sich der Sultan von Tidor, ein 84jähriger Greis, der sich mit seinem Gefolge an Bord des „Vesuvius" begab, um den General-Gouverneur zu bewillkommnen. In derselben Weise machte am folgenden Tage am Lande auch der Sultan von Ternate seine Aufwartung. Beide Sultane sind nämlich Vasallen der Regierung, von welcher sie auch einen jährlichen Gehalt beziehen, während die Herrschaft über ihre Gebiete ihrerseits ziemlich beschränkt ist und theilweise von dem Residenten von Ternate ausgeübt wird.

Man kann die Insel Ternate als einen einzigen vulkanischen Kegel betrachten, an dessen bis zum Meere herabgehenden Fuß die Ortschaft Ternate erbaut ist. Sie breitet sich längs der Ostseite der Insel aus und ruht auf den sanften Abdachungen des Berges. Die über 4600 Fuß hohe Spitze des letzteren erscheint von der Ortschaft Ternate aus abgeflacht und ist in der Regel von Wolken umhüllt.

Die Bevölkerung der Insel beträgt etwas über 8000 Seelen, von welchen der größte Theil im Hauptorte Ternate wohnt, während an den Abdachungen des Berges nur hie und da zerstreut einzelne Gehöfte und Hütten sich befinden. Nur ein kleiner Theil der Insel wird unmittelbar vom Residenten verwaltet, während der größere Theil zum Grundgebiete des Sultans gehört, dem überdies noch mehrere Inseln und ein Theil von Halmaheira unterworfen ist.

Die Ortschaft ist in zwei Abtheilungen getheilt, von welchen die südliche, Malaja genannt, der holländischen Regierung unmittelbar gehört, die nördliche aber vom Sultan verwaltet wird. In der letzteren befindet sich auch auf einem Hügel der in europäischem Styl erbaute Palast des Sultans. Wie in allen größeren Ortschaften des Indischen Archipels, besonders den am Strande gelegenen, finden wir auch auf Ternate Niederlassungen verschiedener Völkerschaften, die meistens des Handels wegen sich angesiedelt haben. Außer etwa 100 Europäern und europäischen Kreolen wohnen noch 450 Chinesen, sowie etwa 1000 Ansiedler aus Makassar und anderen Orten des Archipels auf Ternate. Die Garnison besteht aus 115 Mann.

Man rechnet, daß die unter direkter Herrschaft der holländischen Regierung stehende Bevölkerung der Residentschaft Ternate 3100 Seelen ausmache, während der Sultan von Ternate über 62,000, jener von Tidor über 20,000 Einwohner gebietet.

Bei dem innigen Zusammenhang des Vulkanismus mit den Erdbeben kann man wol im Voraus vermuthen, daß die durch vulkanische Erhebung entstandenen Eilande der Residentschaft Ternate häufig von Erderschütterungen heimgesucht werden. In der That ist auf der Insel Ternate fast kein steinernes Gebäude, an welchem nicht Spuren der Zerstörungen sichtbar sind, welche die innern Erdkräfte angerichtet haben. Am heftigsten scheinen die Erdbeben in den Jahren 1686, 1840 und 1855 gewesen zu sein. Der älteste vulkanische Ausbruch auf Ternate, von welchem historische Nachrichten vorhanden sind, ist jener von 1608.

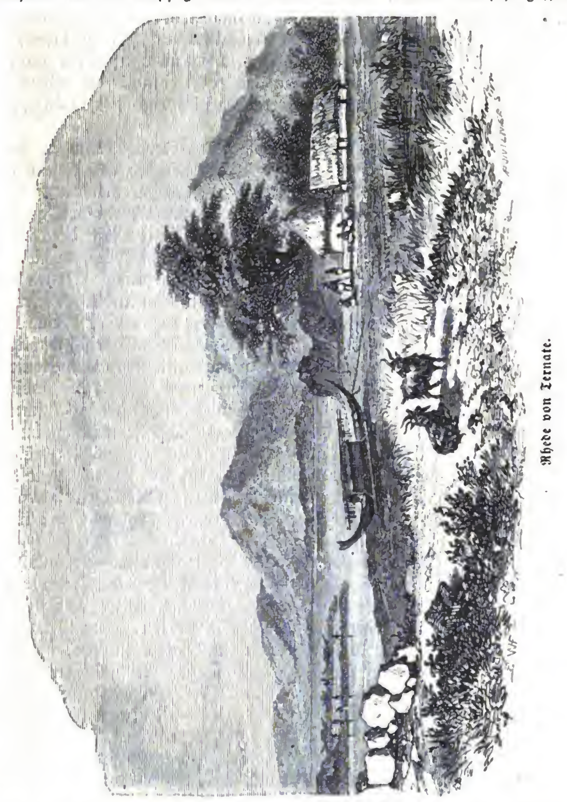
Es war im Monat August. Tiefe Ruhe herrschte in der von heißen Sonnenstrahlen beschienenen Ortschaft Ternate; der Mittag hatte die Bewohner zum Schlafe eingeladen. Schlaff hingen die Segel der auf der Rhede und in dem Hafen vor Anker liegenden Prauen herab, deren Mannschaft auf Strohmatten ebenfalls der Ruhe pflegte, als ein dumpfes Getöse, wie fernes Kanonenfeuer, das an Heftigkeit immer mehr zunahm, sich hören ließ. Die Schläfer erwachten erschreckt, der Himmel war heiter, die Ursache des Getöses war daher nicht in den Wolken zu suchen. Aber dicke Rauchsäulen entstiegen dem Krater des Vulkans und feurige Blitze erleuchteten von Zeit zu Zeit den dunklen Rauch. Viele Bewohner flüchteten sich in die Prauen, die ihre Segel aufspannten, ohne jedoch die Richtung zu kennen, wohin sie, um der drohenden Gefahr zu entgehen, ihren Lauf nehmen sollten. In der Nacht vom 13. auf den 14. fand endlich der Ausbruch der Lava statt, deren glühende Massen glücklicher Weise nicht nach dem Hauptorte zuflossen, sondern in nördlicher Richtung dem Meere langsam sich näherten, dessen Fluten mehrere Tage hintereinander in weitem Umkreise siedend heiß wurden, so daß die Fische in ungeheurer Zahl umkamen.

Bei der Eruption von 1613 fiel der Aschenregen bis auf die Insel Amboina. Dasselbe geschah auch im Jahre 1687. Ein sehr heftiger Ausbruch des Vulkans von Ternate fand auch 1763 statt, wo der Lavastrom, gleichwie im Jahre 1840, ebenfalls in's Meer floß. Seit jenem Jahre, das auch durch heftige Erderschütterungen sich auszeichnete, wurde der Plan, den Hauptplatz von einer so oft bedrohten und heimgesuchten Insel zu verlegen und an der Küste von Halmaheira eine Stadt zu erbauen, die den Sitz der holländischen Behörden bildete, öfter aufgefaßt, doch kam derselbe nicht zur Ausführung, da die überstandenen Gefahren allmälig in der Erinnerung verblaßten. Und so wohnen denn die Ternatanen noch immer auf ihrem unterminirten Boden, bis die sorglosen Schläfer wieder einmal das unterirdische Getöse weckt, um sie vielleicht einem ewigen Schlafe zu übergeben.

Die kurz vor Ankunft des General-Gouverneurs zu Ternate stattgehabten Erdbeben und die Beschädigungen, welche dieselben an den Häusern anrichteten, waren auch Ursache, daß man den hohen Gast und sein Gefolge nicht im Hause des Residenten empfangen konnte. Man hatte zu seiner Beherbergung schnell ein großes Bambuhaus mit einer auf Bambusäulen gestützten Vorhalle erbaut und versah dieses improvisirte Gebäude mit den besten Meubeln, welche die europäische Bevölkerung zusammenbrachte. Ein solches luftiges und leichtes Haus genügt, Dank dem milden Tropenklima, wo der Mensch sich nur gegen Sonne und Regen, nicht gegen Kälte zu schützen hat, vollkommen, um selbst den Anforderungen der Bequemlichkeit Rechnung zu tragen. Dahin kam denn auch der Sultan von Tidor noch einmal, um dem General-Gouverneur seine Aufwartung zu machen. Er heißt Chalifatun Nurul Mulki Daiman Filaspik Wahua Sajid Achmadul Mansur Siradjudin Sjah Kaidjili Djehan Jusuf. Wenn daher ein langer Name Würde und Majestät verleiht, so fehlt es dem Sultan von Tidor sicherlich nicht an diesen für einen Herrscher wünschenswerthen Attributen. Er kam mit zahlreichem Gefolge in einer Tracht, die nach dem Muster der Gala-Uniform der europäischen hohen Beamten gemacht war. Sie bestand in einem reich gestickten Rock, Beinkleidern mit goldenem Galon und weißem Halstuche. Das Haupt jedoch schmückte noch eine nationale Bedeckung, die aus einem mit Perlen und Diamanten reich verzierten Tulband bestand. Auch die Prinzen und hohen Beamten trugen europäische Kleidung und manche, die einen Rang im indischen Heere hatten, holländische Militär-Uniform.

Nachdem der Sultan und sein Gefolge eine Tasse Thee getrunken und sich mit dem General-Gouverneur in malayischer Sprache etwa eine Viertelstunde unterhalten hatte, empfahl sich der Herrscher. Einige Stunden später kam der Sultan von Ternate Tadjul Mulki Amirudin Iskander Kaulani Sjah. Er war damals 73 Jahre alt, und regierte schon seit dem Jahre 1824, in welchem er seinem Vater Muhamed Jassiem in der Regierung folgte. Sein einnehmendes Aeußere entspricht den guten Eigenschaften, die man ihm nachrühmt und von denen er während seine Regierung Beweise ablegte. Er war ungefähr ebenso wie der Sultan von Tidor gekleidet; ihn begleitete die Sultanin, welche den Titel Tuan putri trägt, sowie die Prinzessin, die sich durch angenehme Gesichtszüge und

üppige Körperformen auszeichnet. Beide Frauen waren in gelben Saja und in Kabaja gekleidet; ihr Haupt glänzte von werthvollen Edelsteinen und Perlen, die in einer Schnur um den Kopf gewunden waren. Der Sultan war sehr gesprächig.



Rhede von Ternate.

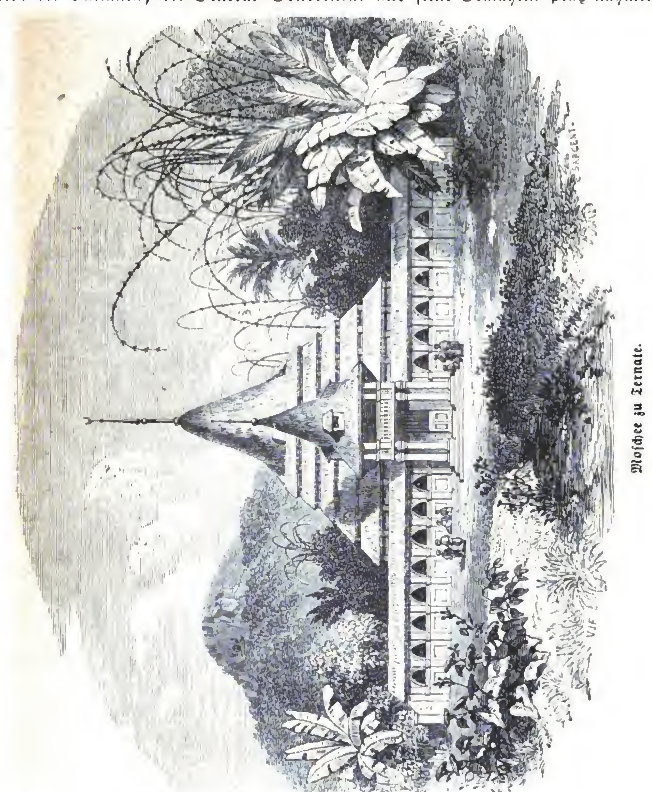
Als einer der Begleiter des General-Gouverneurs den Wunsch äußerte, den Berg bis zum Krater zu erklimmen, glaubte der Sultan, eine solche Besteigung könne neue Erdbeben veranlassen und dem General-Gouverneur Unheil bringen.

Dennoch aber erklärte er sich bereit, die nöthigen Führer zu verschaffen, wenn der General-Gouverneur hierzu bestimmten Befehl ertheilte. Um die abergläubische Besorgniß der ohnehin durch vorausgegangenes Unglück noch furchtsamen Bewohner nicht noch mehr rege zu machen und nicht bei einem etwa zufällig entstehenden Erdbeben die Schuld des Ereignisses auf sich zu laden, beschloß Duimaar van Twist, die Besteigung des Berges jetzt nicht zuzugeben und den etwa durch den Besuch des Kraters errungenen kleinen Gewinn für die Wissenschaft den obwaltenden Verhältnissen zu opfern. Der Berg ist übrigens schon öfter von europäischen Reisenden bestiegen worden.

Außer dem ziemlich festen, doch in Folge der Erderschütterungen hie und da mit Rissen versehenen Fort Oranien befindet sich nördlich von diesem auf einer weit in's Meer reichenden Landzunge ein zweites Fort „Terlokko". Es ist auf einem Felsen erbaut, der sich offenbar durch die bei einem vorhistorischen Ausbruch des Vulkans stattgehabte Lavaströmung gebildet hat. Die Masse der damals ausgeworfenen Laven muß einen ungeheuren Umfang erreicht haben, da die Erdzunge fast eine Meile weit in's Meer reicht und mit einem stumpfen, etwa 100 Fuß hohen, die Fläche des Meeres weit beherrschenden Kegel endet. Dieser Fels ist freilich sehr geeignet zur Errichtung von Vertheidigungswerken, darum haben die ersten Besucher und Eroberer auch nicht versäumt, diesen militärisch wichtigen Platz mit einem Fort zu krönen. Seit jenen Zeiten der Ostindischen Compagnie ist aber für die Vertheidigung und Kolonisirung jenes reizenden Theiles des Indischen Archipels wenig geschehen. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich die Aufmerksamkeit der Regierung zu sehr auf Java, diese allerdings wichtigste Besitzung im Archipel, konzentrirt. Die meisten anderen auswärtigen Besitzungen sind im früheren Zustande geblieben. Da es aber keinen Stillstand in menschlichen Dingen giebt und man entweder zur fortschreitenden Entwickelung oder zum Rückschritt sich entschließen muß, so ist in vieler Hinsicht der letztere eingetreten, was man erst in neuester Zeit eingesehen zu haben scheint.

Den Weg vom Fort Oranien nach Terlokko macht man gewöhnlich zur See in einer Praue. Geschieht dieses des Morgens vor Sonnenaufgang, so genießt man den lebhaften, sehr kühlen und angenehmen Landwind, der das Fahrzeug pfeilschnell und leicht über die kleinen sich kräuselnden Wellen gleiten läßt. Die Küste von Ternate, mit ihren Hügeln, Häuserreihen und Kokoswäldern, hinter welchen die breiten Abhänge des Berges sich erheben, gewährt beim Aufgang der Sonne einen prachtvollen Anblick. Südlich erhebt sich die düstere Bergreihe von Tidor, während nördlich gegen das Ende der Bucht von Dodinga die blauen Berge der Küste von Halmaheira aus der Meeresfläche emporsteigen. Das Fort selbst ist sowol durch starke Mauern als insbesondere durch steile Felsen, an welche die Meeresbrandung beständig schäumend anschlägt, gegen Angriffe geschützt. Die Geschichte dieses kleinen Forts ist aber auch nicht ohne Interesse und verdient insbesondere die rühmliche Vertheidigung desselben gegen die Engländer am Ende des vorigen Jahrhunderts erwähnt zu werden. Gegenwärtig ist die Vertheidigung einer geringen Anzahl Soldaten des Sultans von Ternate anvertraut.

Der General=Gouverneur stattete dem Sultan von Ternate auch einen Gegenbesuch ab. Unter einem Thronhimmel waren Stühle angebracht, wo der Sultan und die Sultanin', der General=Gouverneur und seine Gemahlin Platz nahmen.



Moschee zu Ternate.

Nachdem Thee und Cigarren angeboten waren, erschien eine Anzahl eigenthümlich gekleideter Jünglinge, welche einen nationalen Tanz (Tjokalele) ausführten, worauf auch ein Chor Tänzerinnen einen anderen Tanz (Menare) zum Besten gab.

Ternate bietet außer der am meisten bevölkerten Ostküste auch in seinen übrigen Theilen besonders naturhistorisch merkwürdige Punkte. Zu diesen gehören vorzüglich die am Nordwestende der Insel befindlichen beiden Seen Sula Takomi, wovon der eine S. T. di Atas (Ober-Sula Takomi), der andere S. T. di Baua (Unter-Sula Takomi) heißt. Sobald man vor dem Fort Terlokko vorbeigerudert ist, dehnt sich die felsige Küste von Ost nach West aus und der Anblick der Insel ist ein wild-romantischer. Die Häuserreihen und Villen der Ostküste sind verschwunden, nur einzelne spitzig zulaufende Bambuhütten sind hie und da an den Abhängen des Berges und seinen Vorhügeln zerstreut, sowie die Vegetation nur theilweise eine üppige genannt werden kann. Auch endet der Vulkan hier nicht in einen stumpfen Kegel, sondern man bemerkt drei Spitzen, welche die Namen Arfat, Madiena und Kokau tragen. Diese Spitzen begrenzen den zwischen ihnen gelegenen Krater.

Die Ausbrüche des Vulkans haben an der nördlichen Seite der Insel die meisten Verwüstungen angerichtet. Zahlreiche Lavaströme haben sich hier vom Krater bis in's Meer gewälzt, und man kann den Lauf derselben noch deutlich durch die den einstigen Strom begrenzenden Vertiefungen, die jetzt zu Rinnsalen für Bäche dienen, erkennen. Wir haben schon bemerkt, daß das Fort Terlokko auf einer durch einen Lavastrom gebildeten Landzunge erbaut ist, und zwar ist dieser Strom der am meisten ostwärts gelegene. Andere Ströme aus jüngerer Zeit haben ihre Richtung mehr nördlich genommen und wieder andere, sehr breite, vorhistorische Lavaströme erreichen ihre Grenze an der Nordwestküste der Insel, gegenüber dem ebenfalls aus einem Vulkankegel bestehenden Eiland Hiera. Die meisten dieser Lavaströme sind jetzt mit üppiger Vegetation bedeckt, und man kann das nackte Gestein nur an der Küste erkennen, wo es steile Wände bildet, an welche die Meereswellen unaufhörlich schlagen. Manche dieser Lava-Ergießungen sind bereits durch das Meer tief ausgehöhlt, während bei anderen die Wirkung der anschlagenden Fluten in geringerem Grade sichtbar ist. Man kann hieraus das relative Alter der einzelnen Ströme bemessen.

Einer der am deutlichsten sichtbaren Lavaströme scheint ein sehr geringes Alter zu haben, obgleich uns genauere historische Angaben über dessen Entstehung fehlen. Derselbe liegt an der Nordseite des Eilandes und reicht bis an's Meer, dessen Küste an jenem Punkte Batu angus (verbrannter Stein) heißt. Man sagt, daß diese Lavamasse bei dem Ausbruche im Jahre 1763 entstanden sei. Die seitdem verflossenen hundert Jahre waren ein zu kleiner Zeitraum, als daß in ihm die Verwitterung des Gesteines genügend gewesen wäre, um einer gleich üppigen Pflanzenwelt nährenden Boden zu bieten, wie wir sie in benachbarten Landstrichen vorfinden. Im Gegentheile zeigt sich dieser Lavastrom als ein breiter schwarzer Streifen, der nur hie und da mit Gräsern und einigem Gesträuch vom Strande bis zu den Höhen des Kraterrandes bewachsen ist.

Nur in der Nähe des Gipfels, wo die größere relative Feuchtigkeit der Lüfte und die häufigen Niederschläge eine lebhaftere Verwitterung der Lava bewirkten, zeigt sich eine reichere Vegetation. Am Strande ist der Strom wie abgebrochen und bildet hier eine ungefähr 30 Fuß hohe und über 400 Fuß breite, schwarze

Mauer, die sich tief unter der Oberfläche des Meeres am Grunde festsetzt. Die Oberfläche dieser Lavamasse ist sehr ungleich und zeigt zahlreiche Trachytblöcke, welche andeuten, daß der Strom nur theilweise aus geschmolzenen Massen bestand und große Trachytblöcke mit sich fortrollte.

Die Nordost- und Nordküste die Insel ist sehr spärlich bewohnt. Nur hie und da bemerkt man zwischen Maisfeldern und Kokospalmen einzelne Hütten am Ufer des von den Höhen herabrauschenden Baches. Ungefähr eine Meile südlich von der Insel Hiera, die nur durch eine schmale Meerenge von Ternate getrennt ist, gelangt man zum Nordwestkap von Ternate, Sula-Takomi genannt. An diesem Orte stand noch bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ansehnliche Ortschaft, bei welcher die Ostindische Compagnie ein mit 100 Mann besetztes Fort erbauen ließ. Von dieser, Sula Takomi genannten Ortschaft besteht aber eben so wenig als von dem Fort gegenwärtig irgend eine Spur. Beide sollen bei dem im Jahre 1763 stattgehabten Erdbeben vernichtet und von der tief aufgeborstenen Erde verschlungen worden sein. Gegenwärtig befinden sich in der Nähe des einstigen Fortes zwei Seen, die, wie erwähnt, den Namen der untergegangenen Ortschaft führen. Ob diese Seen sich erst nach der Katastrophe gebildet haben, welche die Vernichtung der Ortschaft Sula Takomi zur Folge hatte, kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Der eine kleine See, der nur einen Umfang von etwa einer halben Stunde hat, liegt nur 100 Schritte von der Küste entfernt. Seine Ufer sind dicht mit Pandanus-Arten bewachsen und auch eine schöne Lotuspflanze (**Nelumbium speciosum**), die wir schon auf Celebes am Ufer des Tondano-Sees bewunderten, findet sich hier wieder. Der höher gelegene zweite See, Sula Takomi di Atas, ist ungefähr eine Viertelstunde vom Strande entfernt und nimmt die Mitte eines ziemlich hohen kegelförmigen Hügels ein, der nur mit Gräsern und Strauchwerk bewachsen ist. Der See hat eine runde Gestalt, sein Umkreis beträgt etwa eine Viertelstunde, und die Eingeborenen versichern, daß hier einst die Ortschaft Sula Takomi gestanden habe. Wenn die Angabe mit der Wahrheit übereinstimmt, so hat sich an der Stelle der einstigen Ortschaft ein kleiner Vulkan gebildet, dessen Krater sich später mit Wasser füllte, wie wir dieses auch bei anderen Vulkanen beobachten können. In der That haben die fast senkrechten, aber 100 Fuß über der Seefläche sich erhebenden Uferfelsen ganz das Aussehen eines Kraterrandes.

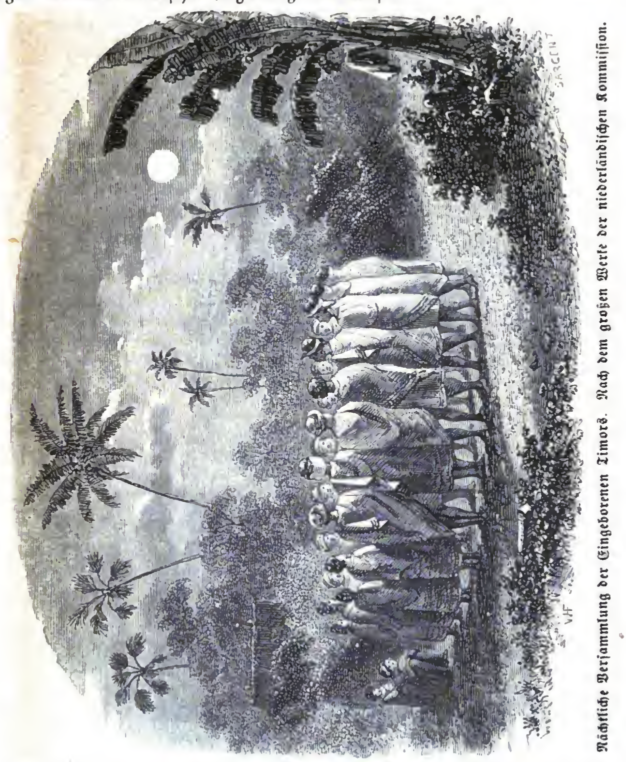
Die kleinen Sunda-Inseln.*)

Zur Vervollständigung des bisher Gesagten müssen hier, ehe wir zu der großen Insel Neu-Guinea übergehen, noch die kleinen Sunda-Inseln kurz erwähnt werden, die in einer langen von Westen nach Osten sich erstreckenden Reihe zwischen Java und den Südwester-Inseln liegen und in einem sehr verschiedenen Verhältnisse zur niederländischen Regierung stehen. Ihre Namen sind Bali, Lombok, Sumbava, Floris, Sabrao, Solor, Lomblem, Pantare, Ambay, Sawo, Timor. Sie alle sind vulkanischer Natur, haben viel von Erdbeben zu leiden und gleichen in Bezug auf ihre Produkte mehr oder minder Java, als dessen Fortsetzung nach Osten hin sie angesehen werden können. Nur was die Bevölkerung betrifft, findet ein wesentlicher Unterschied statt, denn während auf dem Java zunächst gelegenen Bali noch eine dem Javanischen verwandte Sprache für die höheren und ein dem Sundanesischen verwandter Dialekt für die niederen Stände herrscht, treten auf den mittleren Inseln verschiedene malayische Völkerstämme mit eigenen Dialekten und auf den östlichsten Eilanden endlich Alfuren auf. Mannichfach verwickelt erscheinen auch die politischen Verhältnisse. So zerfällt Bali in acht sogenannte Königreiche, die eine Bundes-Genossenschaft unter Oberherrlichkeit der holländischen Regierung bilden. Auf Sumbava, wo ursprünglich sechs Fürstenthümer bestanden, wurden drei im Jahre 1815 durch den Ausbruch des Vulkans Temboro (siehe Bd. I S. 265) zerstört und nur die drei von den Niederländern abhängigen Fürstenthümer Bima, Dompo und Sumbava blieben übrig. Lombok steht unter einem der acht Könige von Bali und der westliche Theil von Floris unter dem Herrscher von Bima, während im Osten keine eigentlichen Sultane oder Fürsten regieren und die Seeräuber dort immer noch vorzügliche Schlupfwinkel finden. Sabrao gehorcht einem fast ganz unabhängigen malayischen Radschah; auf Sawo bestehen fünf Fürstenthümer; in Solor und Ambay unterhalten die Holländer eine Besatzung. Timor dagegen steht unter einem holländischen Residenten, der auch die Verwaltung von Sumbava führt.

Timor ist unstreitig die wichtigste und größte aller eben angeführten Inseln. Eine bis 4000 und 6000 Fuß ansteigende Gebirgskette trennt die Insel der Länge nach in zwei Theile; die Entwickelung der Flüsse ist nur eine geringe, wegen der vielen Gebirge und der geringen Breite des Eilandes. Unter den Produkten sind Teakholz, Sandelholz, Kokos-, Areng- und Sagopalmen, Brotfrucht-, Granaten- und Pisangbäume zu erwähnen. Für Maisbau ist der Boden sehr geeignet, und daher bildet dieser auch das Hauptnahrungsmittel. Auch die politischen Verhältnisse dieser Insel sind sehr verwickelter Art. Die Bewohner, deren Zahl man auf 400,000 schätzt, zerfallen in drei sprachlich von einander geschiedene Abtheilungen, die Balinesen im Osten, die Timoresen im Westen und die Atuli (Leute) Kupang, die nur auf einen geringen Saum an der Westküste beschränkt sind. Ein großer Theil der Balinesen, welche im Reiche Luka wohnen, das den Osten

*) Von der Redaktion des „Buchs der Reisen".

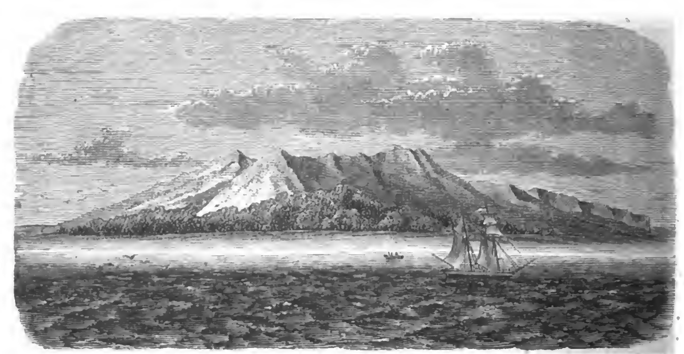
Timors einnimmt, erkennt die portugiesische Regierung an und empfängt von dem zu Dilli ansässigen portugiesischen Generalkapitän Befehle. Der größere Theil der Bewohner, namentlich die Timoresen und Atuli Kupang haben sich dagegen der niederländischen Regierung unterworfen.



Nächtliche Versammlung der Eingeborenen Timors. Nach dem großen Werke der niederländischen Kommission.

Sowol im portugiesischen als im niederländischen Theile Timors regieren stets noch heimische Scheinfürsten fort, an deren Seite europäische Beamte stehen. Der Hauptsitz des niederländischen Residenten ist in der Feste Concordia bei Kupang.

Timor, wie der größere Theil der kleinen Sunda-Inseln, ist überhaupt noch nicht vollständig bekannt. Namentlich herrscht über Sitten und Gebräuche der Ureinwohner noch ein ziemliches Dunkel, das auch erst allmälig aufgeklärt werden wird. Mit Ausnahme der nach Kupang und einigen anderen Hafenplätzen eingewanderten Europäer, Chinesen, Malayen, Buginesen, Javanen u. s. w. sind die Eingeborenen Alfuren. Unter ihnen sind die Amonobangen, d. h. die Kopfabschneider, die gefürchtetsten. Noch immer wüthen unter den kleinen Fürsten blutige Fehden, von denen aber die holländische Regierung wenig Notiz nimmt. Rauben und Morden sind die liebsten Beschäftigungen der wilden Bergvölker, Pulver, Blei und Gewehre die von ihnen am meisten gesuchten Handelsartikel, abgehauene Menschenköpfe ihr größter Ruhm. Jeder sieht in seinem Nachbar einen Feind, welcher sein Gut und Leben bedroht und wird umgekehrt auch wieder so angesehen. Immer sind sie bewaffnet, das Gewehr kommt nicht von ihrer Seite, bei Tag und bei Nacht ist es ihr treuester Begleiter und stets ist es geladen. Kein größeres Vergnügen für diese Stämme als das verrätherische Ueberfallen des Feindes, kein höherer Genuß als ihm das Haupt abzuschlagen, was namentlich bei gewissen Festlichkeiten, z. B. bei dem Aufbau eines neuen Hauses für den Meo (Kriegsobersten) an den Gefangenen geschieht. An diesem Hause wird kein Pfahl in die Erde gesetzt, bevor derselbe nicht mit dem Kopfe eines Feindes geschmückt ist. Dieselbe Unsitte, welche bei den Dajaks auf Borneo heute noch blüht, das Abschlagen des feindlichen Hauptes, ist auch auf Timor noch lange nicht ausgerottet, so viel Mühe in dieser Beziehung sich auch die holländischen Residenten gegeben haben.



Xula Bessei.



Papua-Dorf Doreh.

Zehntes Kapitel.

Die Expedition des holländischen Dampfers „Etna" nach Neu-Guinea.

Geographische und wissenschaftliche Skizze. — Vorschlag zur Kolonisirung der Insel. — Die Insel Adie an der Südwestküste. — Der Karufa-Strom. — Die Buchten an der Südwestküste und ihre Bewohner. — Handel der Eingeborenen. — Fahrt des „Etna" nach Doreh. — Sitten und Gebräuche der Eingeborenen an der Nordküste. — Die Humboldts-Bai. — Wassertempel daselbst. — Einwohner an der Mariannen-Straße. — Missions-Bestrebungen. — Die Hongizüge der Sultane von Tidor.

Der Name Neu-Guinea wird zum ersten Male 1545 genannt, als Torres und de Rez auf ihrer zweiten Reise dorthin die dunklen kraushaarigen Bewohner mit den Negern an der Guineaküste verglichen. Entdeckt war die Insel schon etwa zwanzig Jahre früher und wahrscheinlich ist, daß der Portugiese de Meneses als der erste Europäer den Fuß auf ihren Boden setzte. Die Holländer sandten dann im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Fahrzeuge dorthin aus. Die Seefahrer Schouten, Le Maire, Carstens landeten nach einander auf Neu-Guinea, das wegen der feindselig gesinnten Bewohner bald einen übelen Ruf erlangte. Gerhard Pool verlor dort 1636 das Leben, und auch der Kaufmann Keyts, der 1678 nach der Südküste steuerte, wurde dort angefallen. Dampier (1700), Carteret

(1767), Bougainville (1768), Cook (1770) besuchten nach und nach die Insel, die nun bekannter wurde, wenn auch deren wissenschaftliche Erforschung erst in unser Jahrhundert fällt.

In dieser Beziehung sind zuerst zwei französische Expeditionen unter Duperrey (1823) und unter Dumont d'Urville (1827) zu erwähnen. Ihnen folgte die holländische Brigg „Durga" unter dem Befehle des Leutnant Kolff, welche mit tüchtigen Naturforschern nach Neu-Guinea abging, dort eine Niederlassung anlegte und im Namen des Königs von Holland Besitz von dem Lande ergriff. Seitdem haben auch die Engländer sich an der Erforschung des Landes betheiligt, doch ihre Verdienste sind nur gering gegenüber den Aufklärungen, welche wir im Jahre 1858 durch den niederländischen Kriegsdampfer „Etna" erhielten. Das 1862 veröffentlichte Werk dieser Expedition „Neu-Guinea, ethnographisch und naturwissenschaftlich untersucht und beschrieben von einer niederländisch-indischen Kommission", hat den folgenden Darstellungen hauptsächlich zu Grunde gelegen.

Da wir von Neu-Guinea bis jetzt nur die Küstenlandschaften, und diese nur an einigen Strecken kennen, von dem Innern der Insel aber so gut wie gar nichts wissen, so läßt sich auch über die Geographie des Landes nur wenig sagen. Die Größe wird schwankend zwischen 10,000 und 13,000 Quadratmeilen angegeben, käme also der von Borneo etwa gleich. Die Länge berechnet man auf 260, die größte Breite unter dem 141. Grad östlicher Länge von Greenwich auf 90 geographische Meilen. Neu-Guinea zerfällt in zwei nur durch eine schmale Landenge zusammenhängende Theile, deren westlicher als Wonim di Bawa, deren östlicher dagegen als Wonim di Atas bezeichnet wird. Die Küsten erscheinen meistens hoch und klippenreich. An der Arguni-Bai steigen die Ufer bis zu 3000 Fuß an; bei Doreh finden wir das 9000 Fuß hohe Arfak-Gebirge und an der Südwestküste erblickt man ein alpenähnliches Gebirge, das im Berg Owen Stanley sich bis zu 13,000 Fuß erhebt. Größere Flüsse sind nicht bekannt geworden. Der Karufa an der Südwestküste ist nur an seiner Mündung breit, doch sein Lauf ist kurz; bedeutender scheint der Amberno oder Rochussen im Nordosten zu sein; was man früher den Durga-Fluß (an der Südostküste) nannte, hat sich als eine Meerenge erwiesen, welche die Prinz Friedrich Heinrich-Insel von dem Hauptlande trennt. Die Nordspitze Neu-Guinea's erreicht beinahe den Aequator, während der südliche Theil von dem fünften Breitengrade geschnitten wird. Aber trotz dieser tropischen Lage findet man kein übermäßig heißes Klima, da die mittlere Temperatur ungefähr 22° R. zeigt. Zur Zeit der Süd-Ostmussons findet vom April an die Regenzeit statt. Wegen der vielen Wälder und Moräste fehlt es nicht an Feuchtigkeit.

Die Vegetation entwickelt sich daher auf dem meistens aus Jurakalken und Sandsteinen bestehenden Boden ungemein üppig. Die Flora ist jedoch noch sehr wenig bekannt, sie gleicht in vieler Beziehung jener der östlichen Molukken, theilweise der Australiens. Alang-Gras bedeckt meilenweite Strecken des Landes; die Rhizophoren, Casuarinen, Pandanus- und Ficus-Arten, welche wir bereits bei Java kennen lernten, treten auch hier auf.

Besser durchforscht ist die Thierwelt. In einer fleißigen Zusammenstellung von O. Finsch besitzen wir die beste Arbeit darüber. Nach diesem deutschen Naturforscher stimmt auch die Thierwelt Neu-Guinea's mit jener der Molukken vielfach überein, entfernt sich aber von der der Sunda-Inseln und zeigt auch wieder Verwandtschaft mit australischen Formen.

Säugethiere giebt es nur wenige. Das größte darunter ist ein Schwein (**Sus papuensis**). Affen fehlen ganz, desgleichen Raubthiere und Insektenfresser, ausgenommen der Palmroller (**Paradoxurus hermaphroditus**), der sich jedoch meistens von Früchten nährt. Dafür begegnen wir den Beutelthieren, von denen Neu-Guinea drei Arten in eigenen Geschlechtern (**Dorcopsis** und **Dendrolagus**) besitzt. Die Baumkängurus (**Dendrolagus**) sind deshalb merkwürdig, weil sie, in Widerspruch mit der sonstigen Lebensweise dieser Thiere, Bäume besteigen.



Der Dugong.

Nagethiere sind bis jetzt nicht entdeckt worden; von den fruchtfressenden Flederthieren findet sich der gemeine Kalong (**Pteropus edulis**); die Neu-Guinea allein angehörenden Säugethiere beschränken sich auf zwei Arten. Bemerkenswerth ist, daß die meisten dieser Thiere ein durchaus nächtliches Leben führen und sich am Tage verborgen halten.

Zu erwähnen ist noch der an den Küsten häufige Dugong (**Halicore australis**), ein Meersäugethier, das von Australien bis nach den Sunda-Inseln hin verbreitet ist. Diese große Cetacee findet man hauptsächlich an seichten Stellen im Wasser, sich sonnend, mit dem Haupte über den Wasserspiegel sich erhebend, ähnlich wie ein Seehund. Als Weide dienen dem Dugong die großen untermeerischen Seegras- und Sargassum-Wiesen, und fortwährend ist der große Magen dieses Thieres mit diesen Pflanzen überfüllt. Ein ausgewachsener Dugong erreicht eine Länge von fünfzehn Fuß. Das Männchen zeichnet sich durch zwei Hauzähne aus, die dem

Weibchen fehlen. Die langen fleischigen Lippen sind besonders gut zum Abweiden des Seegrases eingerichtet. Das Innere des Mundes ist mit kleinen Büscheln scharfer Haare besetzt.

Der Dugong ist ein sehr fettes Thier, dessen Thran mit Vortheil statt des Fischthrans angewandt werden kann, da er einen besseren Geschmack und die gleichen medizinischen Wirkungen besitzt. Anfangs jagte man den Dugong, nach Art der Walfische, mit Harpunen, doch ist man jetzt davon abgekommen und fängt ihn in Netzen, die in der Nacht ausgeworfen werden. Ein ausgewachsenes Thier liefert bis zu zwölf Gallonen Thran, der im gewöhnlichen Zustande von fester Konsistenz ist und zum Gebrauche erst aufgethaut werden muß. Das Fleisch ist ausgezeichnet, frisch schmeckt es wie Rindfleisch, gesalzen wie Speck. Die Knochen sind sehr fest, ohne Markhöhle und ohne Oelgehalt und werden wie Elfenbein verarbeitet.

Ungleich zahlreicher als die Säugethiere, sind die Vögel vorhanden. Besonders ist das Papageien- und Taubengeschlecht mannichfaltig, wenn auch die Paradiesvögel die eigentlichen Charakterthiere ausmachen. Auf Neu-Guinea kommen nach Finsch's Verzeichniß 222 Arten von Vögeln vor, wovon nur 58 diesem Lande eigenthümlich sind. Raubvögel sind wenig vorhanden, die Spechte fehlen ganz; ebenso die Finken und Ammern.

Durch neun Arten sind die Paradiesvögel vertreten. Obwol diese schon seit Jahrhunderten nach Europa gebracht werden, geschah dies doch immer nur in den von den Papuas über dem Feuer getrockneten Bälgen, ohne Füße und Flügel. Den eifrigen Nachforschungen des Engländers Wallace ist es gelungen, wenigstens von 5 Arten das Vaterland genau nachzuweisen, denn auch in ihren heimatlichen Wäldern sind die farbenprächtigen Vögel nur mühsam zu erlangen. Vor einigen Jahren konnte sich das Londoner Publikum an dem herrlichen Federschmuck der gewöhnlichen Art (Paradisea papuensis) ergötzen; das Pärchen wurde von Wallace mitgebracht und war das erste, welches man in Europa lebend zeigte. Der zoologische Garten soll die Vögel deshalb auch mit etwa 2400 Thalern bezahlt haben. Die ältesten Nachrichten über die Paradiesvögel theilt uns Pigafetta mit, welcher vom Sultan von Tidor 1520 zwei Bälge derselben für den König von Spanien geschenkt erhielt. „Dieser Vogel“, erzählt er, „hat die Größe eines Krammetsvogels, kleinen Kopf und langen Schnabel. Die Füße haben die Länge einer Schreibfeder. Sein Schwanz gleicht dem des Krammetsvogels; er hat aber keine Flügel, wol aber an deren Stelle prachtvolle lange, verschiedenartig gefärbte Federn, die in der Form jenen des Reihers gleichen. Alle anderen, ausgenommen diese, welche den Platz der Flügel vertreten, sind dunkelfarbig. Man sagt, dieser Vogel stamme aus dem irdischen Paradiese, woher auch sein Name Bolondinata, Gottesvogel, hergeleitet werden mag.“ Pigafetta wußte also schon recht gut, daß die Paradiesvögel wie alle anderen Füße besäßen, eine Ansicht, die bald bestritten wurde, namentlich von dem großen Naturforscher Aldrovandi. Nach den Beobachtungen Lesson's sind die Paradiesvögel Bewohner der dichten Wälder, leben gewöhnlich polygamisch und nähren sich von weichen Insekten und Früchten. An die Gefangenschaft gewöhnen sie sich und zeigen sich dann heiter, gutmüthig und zutraulich, doch ist ihre Stimme rabenartig.



Paradiesvögel.

Hühnervögel fehlen auf Neu-Guinea ganz; sie sind durch die eigenthümlichen nur in diesen Gegenden zu findenden Geschlechter **Tallegallus** und **Megapodius** in zwei Arten repräsentirt. Sie haben schwarzes Gefieder, mit nacktem, gefärbtem Hals- und Kopfschleier, sind so groß oder größer als Haushühner und bieten in ihrer Lebensweise das höchst Sonderbare, daß sie ihre Eier nicht selbst ausbrüten, was sich in der ganzen Vogelwelt in dieser Art nicht wiederholt. Sie scharren nämlich acht bis zehn Fuß hohe kegelförmige Haufen von Blättern zusammen, legen in diese ihre Eier und überlassen der durch die faulenden Stoffe sich entwickelnden Hitze das Brutgeschäft. — Von den riesigen Kasuaren, die sehr scheu und deshalb schwer zu erlangen sind, leben drei Spezies in den Urwäldern Neu-Guinea's (**Casuarius Emu, C. uniappendiculatus, C. bicarunculatus**).

Ist unsere Kenntniß der ersten zwei Thierklassen eine beschränkte, so muß dies nothwendigerweise mit den übrigen Klassen noch mehr der Fall sein. Aus Neu-Guinea hat man bis jetzt 30 Amphibien, darunter 6 Schlangen beschrieben. Das gewöhnliche indische Krokodil findet man auch an den Flußmündungen, ebenso einige Schildkröten. Unter all' den zahllosen niederen Seethieren wollen wir schließlich nur noch die Seewalzen (**Holothuria**) erwähnen, die zur Ordnung der Stachelhäuter gehören. Es sind länglich-runde, lederartige Thiere, die am Kopf einen verschiedenartig gebildeten Fühlerkranz besitzen und bis gegen einen Fuß lang werden. Wissenschaftlich sind diese Thiere noch sehr unvollständig untersucht, desto mehr aber für den Handel von Wichtigkeit, da sie den berühmten Tripang liefern, von dem die Kaufleute etwa zwanzig Sorten unterscheiden. Man kocht den Tripang gleich nach dem Fange in Seewasser mit Popai-Blättern und trocknet ihn dann, um ihn als gesuchten Artikel nach China zu führen, wo er für ein Reizmittel gehalten und sehr theuer bezahlt wird. Deshalb ist es auch der Tripang, der den Verkehr zwischen den Völkern von China bis an die Südküste Australiens vermittelt, und selbst der spanische Gouverneur der Philippinen rüstet Schiffe auf den Tripangfang aus, die bis nach den Karolinen und Marianen steuern.

Verhältnißmäßig besser als die Natur ist uns die Menschenwelt Neu-Guinea's bekannt geworden, und hier war es namentlich die bereits erwähnte Expedition des Dampfers „Etna", die über viele bis dahin dunkle Punkte ein unerwartet helles Licht verbreitete. Den Ergebnissen, welche die Naturforscher jener Expedition zu unserer Kenntniß brachten, wenden wir im Folgenden unsere Aufmerksamkeit zu.

Kaum zwei Tage hat das Dampfschiff nöthig, um von den seit mehr als drei Jahrhunderten von Europäern bewohnten Molukkischen Inseln nach der Küste von Neu-Guinea zu fahren, die bis zum heutigen Tage in noch jungfräulichem Zustande vor uns liegt und nur vorübergehend der Sitz kleiner europäischer Ansiedelungen wurde. Die noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehende Bevölkerung der Centraltheile ist niemals in Berührung mit fremden Völkern gekommen, und nur seit wenigen Jahren versuchten einige Missionäre, auch in jene Gegenden das Evangelium einzuführen. Wir wollen über die Ursachen der Vernachlässigung dieser Insel, der östlichsten unter den größeren des Indischen Archipels, keine Untersuchungen anstellen und noch weniger den Niederländern, denen

dieselbe vertragsmäßig gehört, Vorwürfe machen. Haben wir doch schon manches harte Wort über die stiefmütterliche Behandlung fallen lassen, welche sie dem kolossalen Borneo längere Zeit hindurch angedeihen ließen, und wird es jetzt, da wir unser Buch bald schließen wollen, Zeit sein, um nicht zürnend zu scheiden, auch einige Worte der Vertheidigung gegen die von manchen Seiten mit nur allzugroßer Heftigkeit und selbst mit Leidenschaft geführten Klagen auszusprechen. Man vergesse nicht, daß Holland nur ein Ländchen von wenigen Millionen Einwohnern ist, daß es seine Hände genugsam beschäftigt hat, wenn es die bisher in Besitz genommenen und allmälig sich ausdehnenden Länder des Archipels mit Einsicht und Kraft verwaltet, und daß von eigentlichen Kolonisationen durch Europäer in den Tropenländern, mit Ausnahme der eines gemäßigten Klimas sich erfreuenden Hochebenen und Gebirgsabhänge, keine Rede sein kann. Ein baldiger materieller Vortheil kann nur bei der Verwaltung jener Länder des Tropenlandes erwartet werden, deren Bevölkerung einen gewissen Grad von Kultur bereits erreicht, die sich mit Ackerbau beschäftigen, deren Fleiß ermuthigt und mit deren Produkten endlich ein vortheilhafter Handel getrieben werden kann. Dies war der Fall mit den Bewohnern Java's und eines Theiles der Molukkischen Inseln, welche die Portugiesen und Holländer schon als ackerbautreibende und betriebsame Völker trafen. Auch Sumatra mit seiner größtentheils aus Malayen bestehenden Bevölkerung, sowie endlich Celebes und Borneo, welche Inseln nebst mehreren anderen die Malayen schon in früher Zeit eroberten und an deren Küsten sie Reiche ihres Stammes gründeten, waren von jeher für eine handelstreibende europäische Nation sehr ergiebige Länder, deren Erzeugnisse aus den verschiedenen Reichen der Natur den reichlichsten Gewinn boten.

Anders aber ist es mit Neu-Guinea beschaffen, wo überall noch die wilde Ureinwohnerschaft haust und wohin noch kein gebildetes Volk eine höhere Kultur verpflanzte. Eine europäische Nation müßte sich diese wilde Bevölkerung erst zu ackerbautreibenden und industriösen Menschen heranziehen. Hierzu müßten jedoch Zeit und Kosten verwendet werden, zu welchen die Kräfte einer kleinen Nation nicht ausreichen. Ein anderer, schneller und zuverlässiger zum Ziele führender Weg zur Anbahnung einer Kultivirung auf Neu-Guinea bestände nach meiner Ansicht darin, daß man die Küsten und einen Theil der Centraltheile des Landes mit malayischen und javanischen Kolonisten bevölkerte, die, unter dem Schutze der holländischen Regierung stehend, das Land zu einem zweiten Java umschaffen könnten. Unter dem Volke der Malayen, sowie auch unter den Javanen giebt es viele Auswanderungslustige; auch die eines Vergehens oder Verbrechens wegen zu Strafen Verurtheilten würden eine bessere und glücklichere Laufbahn antreten, wenn sie in fremdem Lande dem Fleiße und der Ordnung sich hinzugeben genöthigt würden.

Die besten Nachrichten über die Bewohner der eben in naturwissenschaftlicher Beziehung skizzirten Insel erhielten wir durch die schon oben erwähnte Expedition des holländischen Dampfers „Etna". Da mir es nun leider nicht vergönnt war, während meines mehrjährigen Aufenthaltes im Archipel diese merkwürdige Insel

selbst zu besuchen, so theile ich zur Vervollständigung meines Buches hier einen kurzen Auszug aus dem interessanten Reiseberichte des „Etna“ mit.

Am 20. März 1858 machte sich das Dampfschiff „Etna“ auf den Weg nach der Insel Adie an der Südwestküste von Neu-Guinea. Eine Prau mit 50 Soldaten und einem Offizier war dem Dampfschiffe um einige Tage vorausgesegelt und hatte bereits mittels eines Dolmetschers sich mit dem Radscha der Insel verständigt, damit dieser die Expedition als Lootse und Dolmetscher nach der Küste von Neu-Guinea und in's Innere des Landes begleite. Außer dem Radscha waren noch einige, nur mit einem Schamtuche bekleidete Eingeborene von Adie nach der Prau gekommen, die aber alle beim Anblicke des ohne Segel daherbrausenden und Flammen ausspeienden Schiffes eiligst in ihre Kähne flohen und so schnell als möglich nach dem Inneren der Insel eilten.

An Bord des „Etna“ war außer den Mitgliedern der naturwissenschaftlichen Kommission auch der inländische Prinz Amir, ein Verwandter des Sultans von Tidor, unter dessen Gebiet die Insel Adie und die benachbarte Küste gehört. Dieser schickte sogleich Boten nach Adie mit der Versicherung, daß das Dampfschiff kein Werk des Teufels sei und daß die Holländer nur in freundschaftlicher Absicht, um sich das Land anzusehen, gekommen seien. Der Radscha und sein Gefolge ließen sich hierauf bereden, am folgenden Tage mit beflaggten Kähnen nach dem „Etna“ zu kommen. Vor dem Prinzen knieten sie nieder, die holländischen Herren grüßten sie nur in einfacher Weise. Der Radscha war in seinem Galla-Anzuge, welcher in einem Kattunjäckchen und Hosen bestand. Die übrige Bevölkerung, die Frauen eingerechnet, waren auch bei dieser festlichen Gelegenheit nackt.

Adie ist eine wenig fruchtbare Koralleninsel und besitzt keine Quellen und Bäche, obgleich sie sich in einer Länge von etwa acht Meilen von Ostsüdost nach Westnordwest erstreckt und eine mittlere Breite von $1\frac{1}{2}$ Meilen hat. Sie wird von etwa 150 Eingeborenen bewohnt, deren Sprache und Sitten fast jenen der Bewohner Neu-Guinea's gleichkommen.

Man hörte auch von den Bewohnern von Adie, daß die Einwohner des an der Küste von Neu-Guinea liegenden Dorfes Karufa mit jenen der Bewohner von Patimuni im Kriege seien, mithin es für Reisende gefährlich sei, sich dahin zu begeben. Also auch hier herrscht gegenseitiges Morden, der sogenannte Naturzustand der Menschen schützt nicht vor physischen und moralischen Uebeln, im Gegentheil können diese nur durch Förderung einer wahren Kultur gehoben oder auf ein Geringes zurückgeführt werden.

Der „Etna“ fuhr hierauf nach der Küste selbst, nach der Mündung des Karufa-Stromes. Nur eine geringe Anzahl der Eingeborenen kam an Bord des Schiffes, denn die meisten waren nach den Gebirgen geflohen, aus Furcht vor der Mordsucht der Patimunier. Während das Schiff vor der Mündung des Stromes lag und die Offiziere sich mit der Aufnahme und Vermessung der Gegend beschäftigten, fuhr ein Theil der Reisenden mit Schaluppen den Strom aufwärts, um wo möglich seinem Ursprunge nahe zu kommen. Am Ausflusse, und noch drei bis vier Meilen aufwärts, hat der Karufa eine Breite von etwa 800 Meter,

die Ufer sind flach, mit undurchdringlichem Walde bedeckt, und zur Zeit der Flut steht die ganze Gegend weit und breit unter Wasser. Nachdem man etwa fünf Meilen aufwärts gerudert war, sah man das Land hügelartig sich erheben, der Strom wurde bedeutend schmaler und an seinen Ufern erhoben sich 50—60 Fuß hohe Sandsteinfelsen. Immer großartiger ward der Anblick der Landschaft, schon von fern zeigten sich die prachtvollen Bergreihen, welche die Insel durchziehen und die Centraltheile zu einem reizenden und gesunden Aufenthalt machen.

Der Karufa windet sich in ungemein vielen Krümmungen, indem viele Seitenflüsse sich in denselben ergießen, nach Nordwesten. Seine Breite verändert sich schnell bis zu 100, 80, 60 und endlich bis zu 20 Meter. Riesenhafte Stämme von Palmen und Laubbäumen erheben sich an den felsigen Ufern, blühende Sträucher schmücken den Fuß steiler Felsen, in deren Ritzen prächtige Farrnkräuter sich drängen. Verschiedene Arten von Schlingpflanzen umgeben die größeren Stämme und, was das Auge am meisten ergötzt, der dichte Wald lockerte sich zu einem lichten Hain auf, in dem weite Strecken nur mit hier und da zerstreuten Palmen und Laubbäumen besetzt waren.

Noch drei Stunden aufwärts ruderten die Schaluppen; doch dort hemmten die im Strome liegenden großen Sandsteinblöcke, zwischen welchen sich das Wasser durchdrängte, die Weiterfahrt, die nur mit kleinen Kähnen, welche man längs dem Ufer die unbefahrbaren Stellen entlang hätte tragen können, zu bewerkstelligen gewesen wäre. Da die Reisenden solche kleine Kähne nicht mit sich führten, so mußten sie zurückkehren, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß das Land nicht weit von der Küste alle jene Reize entfaltet, welche es zu einem Aufenthalte für zahlreiche Menschen geeignet machen.

Eine Menge Vögel, darunter viele mit prachtvollem Gefieder, namentlich weiße und schwarze Kakadus und Papageien, beleben die Wälder. Nicht weit von dem Orte, wo die Reisenden die Rückkehr antraten, wächst der wilde Muskatnußbaum.

Nachdem die Schiffe andere Lootsen und Dolmetscher von den Inseln Namototte und Aiduma, welche noch unter der Herrschaft des Sultans von Tidor stehen, erhalten hatten, begaben sie sich nach der Ostseite der Kamrao-Bai, südwärts der Bai von Arguni. Der bisherige Dolmetscher, Radscha Singadschi Matun, verließ das Dampfschiff am 30. März und kam am folgenden Tage mit sieben kleinen Praueu wieder, um den Schiffsbewohnern einen Besuch abzustatten.

In den Prauen waren ungefähr 50 Eingeborene, sowol Männer als Frauen, von welchen letztere das Schiff furchtlos betraten und einige Früchte als Geschenk mitbrachten. Bald waren sie durch Geschenke von Arak und Tabak so zutraulich gemacht, daß sie in alle Räume des Schiffes drangen und nicht ohne Bewunderung die Waffen und besonders die Maschinerie betrachteten.

Alle Männer gingen, mit Ausnahme der Hüften, unbekleidet. Einzelne hatten Ringe in den Ohren. Ihre Hautfarbe erschien dunkelbraun, ihr Haar ist schwarz und wollig, und die Meisten hatten dasselbe in drei Zöpfe geflochten.

Sie sind von mittlerer Größe, muskulös und kräftig. Die meisten trugen auch einen schwarzen Bart, den sie bis zur Länge eines Zolles wachsen ließen. Die Gesichtszüge der Männer wie der Frauen sind regelmäßig, bei den älteren Individuen scharf markirt. Die Stirn ist hoch, aber schmal, die Augenbrauen wohl gewölbt und stark, das Auge ausdrucksvoll, die Nase ziemlich spitz mit breiten Flügeln, die Zähne regelmäßig, weiß, das Kinn etwas spitzig.

Die Frauen tragen bei der Feldarbeit nichts als das Leibtuch (tjidako), gleich den Männern, in ihrem Hause aber und wenn sie Besuche erwarten, tragen sie einen Sarong, den die Mädchen über dem Busen, die Frauen unter demselben festknüpfen.

Einige Männer, Frauen und Kinder trugen Korallenschnüre um den Hals und hatten auch ein Stückchen Holz als Amulet am Halse hängen, das sie vor Gefahren und Verwundungen sicher stellen sollte.

Diese Leute ersuchten den Kommandanten des Schiffes um die Gründung einer holländischen Niederlassung in der Tritons-Bai, die sie gegen ihre Feinde schützen sollte. Man sieht aus diesem Verlangen der harmlosen Menschen, daß sie gern sich dem Schutze der Regierung anvertrauen.

Die Küste der Kaimani-Bai besteht keineswegs wie die an der Mündung des Karufa-Stromes aus niederem Alluvialgrund, sondern aus einem hohen, üppig bewachsenen Bergrücken, der sich von Nordwest nach Südost ausstreckt und in der ersteren Richtung sich in jene Bergkette verliert, welche die Ostgrenze der Arguni-Bai bildet. Ebenso bildet das Gebirge die Westgrenze der Speelmans-Bai. Das Kaimani-Gebirge besteht aus Kalkstein und läßt zwischen seinen Abhängen und der Küste eine schmale und reizende Landstrecke, die sich sanft bis zum Fuße der Kalkhügel erhebt. Welch' herrliches Terrain für eine Niederlassung!

Die üppige Vegetation wird hie und da durch einen nackten Kalkfelsen unterbrochen. Ein solcher, 40 Fuß über die Meeresfläche sich erhebend, bildet in dieser Höhe eine sehr geräumige Grotte, in deren Innerem eine bedeutende Menge menschlicher Skelette, von welchen jedes in Baumrinde eingehüllt war, sich befand. Auf die an die Führer gerichtete Frage, aus welchem Grunde sich diese Skelette in so großer Menge hier befänden, da doch die Alfuren ihre Todten zur Erde bestatten, entgegneten sie, daß die Leichen allerdings unmittelbar nach dem erfolgten Tode begraben werden, daß sie aber ein Jahr nach der Bestattung wieder aufgegraben und für einige Tage wieder in das Haus der Familie zurückgebracht werden, während welcher Zeit man ein Fest feiert, nach dessen Verlauf das Skelet in Baumrinde eingehüllt und in eine Höhle gelegt wird.

Einige Meilen südöstlich von der Kaimani-Bai befindet sich eine andere schöne Meeresbucht, gegenwärtig unter dem Namen Telok Bitjara bekannt, welche aber dieselbe ist, die im Jahre 1678 von dem Kaufmann und Seefahrer Keyts entdeckt und zu Ehren des damaligen General-Gouverneurs Speelmanns-Bai genannt wurde. Die Bai liegt unter 3° 50′ s. B. und in der östlichen Länge von 133° 56′ Gr., wird zum Theil von dem großen, aus gigantischen Kalkfelsen bestehenden Eilande Namototte geschlossen, hat eine Länge von ungefähr

3 und eine Breite von $1^1/_2$ Meilen. Ein großer Theil der Küsten besteht aus steilen Felsen, zwischen denen sich flache Stellen befinden.

An der Nordseite wird der Horizont von einem hohen Gebirge begrenzt, dessen hervorragendster Gipfel der gegen 5000′ ansteigende „Genofa“ ist.

Dunkle Wälder bedecken die meisten Berge der „Speelmanns-Bai“, nur einzelne steile Felsen unterbrechen durch ihre grauen Wände die verschieden gefärbte Vegetation. An der Ostseite dieser herrlichen Bai bemerkten die Reisenden ein Haus, nach welchem sie sich mit der Schaluppe begaben.



Todtenhöhle im Kaimani-Gebirge auf Neu-Guinea.

Als die Bewohner die Ankommenden von fern sahen, winkten sie mit Tüchern, beim Herannahen der Schaluppe aber flohen sie eiligst nach den Bergen. Das Haus war geräumiger und mit mehr Fleiß gebaut, als die bisher gesehenen. Es hatte eine Länge von 36 und eine Breite von 20 Fuß, stand auf hohen Pfählen und enthielt drei, durch Wände von glatter Baumrinde von einander getrennte Kammern. Auch eine Art Küche war angebracht, sowie in den Kammern aus einer Pandanus-Art geflochtene Körbe, einige irdene Töpfe, lange Bogen und Pfeile gefunden wurden. Man erfuhr später, daß dieses Haus Eigenthum eines Radscha aus Namototte ist, der selbst zur Zeit des Besuches der Europäer nicht anwesend war, während sein Gesinde aus Furcht vor den Fremdlingen die Flucht ergriff.

Seit der Entdeckung dieser schönen Bai hatte kein europäisches Kriegsschiff bis zur Ankunft unserer Reisenden dieselbe besucht. Daß jetzt wieder fast zwei Jahrhunderte vergehen werden, bis europäische Schiffe dahin ihren Cours richten, dürfte bei dem täglich zunehmenden Verkehr mit den entferntesten Punkten der Erde und der Lust zur Kolonisirung und zur Verbreitung europäischer Kultur wol zu bezweifeln sein. Der nächste Besuch der Reisenden galt der Arguni-Bai, welche nach Versicherung des Berichterstatters die Kaimani-Bai an Schönheit noch übertrifft. Vor dem Eingang in die Bai liegen die drei „Sirotta-Inseln“. Hier ankerte ein die holländische Flagge führender Kauffahrtei-Schooner, dessen Besitzer mit den Eingeborenen Handel trieb und mehrere Meilen landeinwärts seine Waaren in einer offenen Hütte ausgebreitet hatte, woselbst die Alfuren ihre Perlen, Muskatnüsse, Körbe, Hölzer und andere Erzeugnisse gegen Glaskorallen, Kattunzeuge, Eisen, Kupferringe und Aehnliches eintauschten.

Der fremde Handelsmann läßt seine Hütte des Nachts unbewacht offen stehen, ohne daß er zu fürchten braucht, daß ihm das Geringste entwendet würde. Ja, das Vertrauen der fremden Kaufleute auf die Ehrlichkeit der Alfuren geht so weit, daß sie ihnen die Waaren ohne das bedungene Tauschobjekt übergeben, in der Ueberzeugung, daß sie es so bald als möglich bringen werden, und noch nie wurde dieses den Eingeborenen geschenkte Vertrauen getäuscht.

Die Arguni-Bai ist eine wenigstens 6 Meilen landeinwärts von Südsüdwest nach Nordnordost laufende Meeresbucht, die eine rosenkranzförmige Gestalt hat. Denn in einem Abstande von 2 Meilen vom Eingange nähern sich die beiderseitigen Ufer bis auf etwa 1200 Fuß, so daß unsere mit Schaluppen hinauf fahrenden Reisenden hier die Mündung eines Flusses zu sehen glaubten. Aber die Bai breitet sich in der angegebenen Richtung wieder aus, um dann eine zweite, dritte und vierte Einschnürung durch die beiderseitigen Ufer zu erfahren. Dabei hat diese Bai noch die Eigenthümlichkeit, daß das östliche Ufer steil und gebirgig, das westliche flach ist und aus Alluvialgrund besteht. Nichts gleicht aber der Pracht und Majestät, welche die einzelnen Abtheilungen der Bai, und insbesondere die mehr landeinwärts gelegenen, an den Tag legen. Während gegen Osten kühn aufsteigende Felsen ihre dunklen Schatten auf die glatte, stille See werfen, spiegeln sich gegen Westen riesige Bäume im Wasser und scheinen in ihren kolossalen Stämmen mit den starken Felsen wetteifern zu wollen. Die Reisenden näherten sich öfters den am Ufer stehenden Hütten, fanden dieselben aber sämmtlich leer, und zwar bewies das noch glimmende Feuer auf dem Herde und die noch vorhandenen Geräthschaften und Waffen, daß die Einwohner kurz zuvor, wahrscheinlich durch die Ankunft der Fremdlinge erschreckt, die Flucht ergriffen hatten. Armes Volk, inmitten dieser schönen, freundlichen Natur! Wie scheues Wild jagt sie jedes fremde Geräusch hinweg und hierzu giebt ihnen allerdings die Erfahrung nur allzusehr Veranlassung. Denn leider ist auch hier das meuchlerische Morden und das Aufbewahren der feindlichen Köpfe in ähnlicher Weise wie auf Borneo Gebrauch und Sitte.

Auf einem der felsigen Eilande der Bai hatten Händler von Ceram ihre Waaren in einer mit Atap gedeckten Hütte ausgebreitet, und die Alfuren (oder Papuas), von welchen etwa 40 Individuen versammelt waren, umgaben dieselbe, um ihren Tauschhandel abzuschließen. Sie flohen keineswegs vor den Holländern, sondern näherten sich ihnen ganz unbefangen, weil die Händler ihnen wahrscheinlich gesagt hatten, daß sie von den Fremdlingen nichts zu fürchten hätten.

Sie waren alle nackt und ihre Züge viel ausdrucksvoller, als die der bis dahin gesehenen Eingeborenen. Sie näherten sich den Matrosen, sahen zu, wie diese ihre Speisen kochten, und verschmähten auch das angebotene Fleisch und die europäischen Erbsen nicht.

Nachdem die Reisenden vier Binnen-Baien durchfahren hatten und sich gegen Norden noch eine fünfte öffnete, traten sie wegen Mangels an Lebensmitteln den Rückzug an, ohne erfahren zu haben, welche Ausdehnung die Bai hat und ob in dieselbe ein Strom mündet.

Die geologische Entstehung der Arguni-Bucht erklärt sich auf folgende Weise: Die östlich die Bai begrenzenden Gebirge gehören der tertiären Formation an, welche in alter Zeit der offene Ozean bespülte. Später aber schwemmte der von den Gebirgen fließende Karufa-Strom eine große Menge Schlamm an, so daß sich Sandbänke, Inseln und endlich ein angeschwemmtes und zusammenhängendes Alluvialland bildete, das die See immer mehr zurückdrängte und gegenwärtig sich dem östlichen Gebirge bis auf eine kleine Strecke, die Arguni-Bai, genähert hat. Wahrscheinlich wird sich einst auch dieser Raum durch Alluvium schließen.

Während der Abwesenheit der Schaluppen machte die Mannschaft des „Etna" nähere Bekanntschaft mit der Bevölkerung von Kaimani, von welcher die Männer öfters an Bord kamen und allmälig mit den Matrosen so vertraut wurden, daß sie mit ihnen aßen und als Vergeltung für die genossene Gastfreundschaft eine Schildkröte von 140 Pfund Schwere ihnen als Geschenk anboten. Die Frauen kamen jedoch nie an Bord, und obgleich sie am Lande die von den Europäern an sie gestellten Fragen ohne Furcht beantworteten, so hielten sich doch besonders die Unverheiratheten von den Fremdlingen fern, welche Rücksicht auf Sittsamkeit man bei einem Volke von so niedriger Kulturstufe kaum erwarten sollte.

Das Dampfschiff besuchte hierauf die Tritons-Bai sowie die Bucht von Lakahia, deren Küsten zwischen dem Kap Tardschong Awura und dem Kap Buru stark bevölkert sind. (Nach der Schätzung des Prinzen Amir 4000 Seelen.)

Auf der kleinen Insel Lakahia fand man sechs Steinkohlenflötze, die jedoch wegen der tiefen Lage der Insel und wegen des Umstandes, daß das Seewasser zur Zeit der Flut die Kohlenlager überspült, schwer zu bearbeiten und von wenig vorzüglicher Qualität sind. Eine weitere Bucht an der Südostküste nannten die Reisenden „Etna-Bai".

Am 21. April verließen die Reisenden, um die Nordküste zu besuchen, die Rhede von Lakahia. Von hier bis zur Galleva-Straße — zwischen Neu-Guinea und der Insel Salavatti — hielt sich das Schiff in einer so großen Entfernung vom Lande, daß nur der gebirgige Centraltheil sichtbar wurde.

Nachdem sie den Mac-Clure-Golf an der Westküste passirt hatten, näherten sie sich mehr dem Lande, das sich, wie an der Mündung des Karufa-Stromes, niedrig und mit dichtem Walde bewachsen zeigte. Hingegen ragen die Eilande Salavatti und Battanta hoch aus dem Meere empor, und an manchen Stellen besteht auch die Küste aus riesigen, steilen Felsen. Eine hohe Bergkette zieht sich aus dem Innern des Landes nördlich bis zur Galleva-Straße, worauf sie längs der Nordküste der Geelvinks-Bai läuft und sich am Flakkenhuk (flache Ecke) verliert. Im Mittel erreicht das Gebirge eine Höhe von 2000—3000 Fuß, einzelne im Innern liegende Spitzen erheben sich bis zu 6000 Fuß. Auch hier ist das Land weit und breit mit Wäldern bewachsen, zwischen welchen hier und da ein Kalkfelsen glänzend herausragt, was besonders beim „Kap der guten Hoffnung" der Fall ist, welcher Punkt der Nordküste Neu-Guinea's deshalb von den Engländern „White Point" genannt wird. Eine Anzahl kleiner Flüsse mit klarem Wasser schlängelt sich von den Höhen herab und ergießt sich in's Meer. In der Nähe des Kap der guten Hoffnung sahen die Reisenden hoch am Gebirge einen Wasserfall, der sich vom Meere aus als ein Silberstreifen zeigte und sicherlich mehrere hundert Fuß herabfällt. Eine großartige, wilde Landschaft! Nur an wenigen Punkten können Schiffe längs dieser unwirthlichen Küste vor Anker gehen. Bei Freeshaldpoint und den Mispeln-Inseln (Middelburg und Amsterdam) ankerte das Schiff während einer Nacht. Ein ungemein starker Strom nach Westen machte die Fahrt ostwärts sehr schwierig und ist dieselbe in den Monaten Mai bis August bei herrschenden Ostwinden vollends unmöglich. Mit den Bewohnern von Salavatti und Battanta kamen die Reisenden öfter in Berührung und Papuas aus Amberbaki trafen sie bei der Insel Middelburg. Sie kamen zutraulich an Bord, um Waffen, Vögel und Früchte gegen Kupferdraht, Korallen und Tücher zu vertauschen.

Die Mitglieder der Etna-Expedition ließen sich es auch angelegen sein, Wörter aus der bis dahin fast unbekannten Sprache der Eingeborenen an der Nordküste zu sammeln. In dieser heißt ein Hut aus Nipa-Blättern: **Seran**; eine aus Pandanus geflochtene Matte: **Lahm**; eine Lanze mit Knochenspitze: **Kabam**; ein Ruder: **Poh**; eine aus der Tritonmuschel verfertigte Trompete: **Teblu**; ein Haarkamm: **Asses**; ein Bambu: **Amen**.

Die Reisenden kamen Anfangs Mai zu Doreh an der Nordküste an, untersuchten nach 45tägigem Aufenthalte daselbst die prachtvolle und von einem merkwürdigen Stamme bewohnte Humboldts-Bai und reisten am 4. Juli nach Amboina zurück. Von der Untersuchung der großen Geelvinks-Bai und der Fahrt im Flusse Amperbua aufwärts, die den Reisenden vorgeschrieben war, mußten sie aus Mangel an Lebensmitteln abstehen.

Der Name Doreh bedeutet in der Sprache der Papuas so viel als „innerhalb" und wird mit diesem Namen die Landschaft bezeichnet mit den Dörfern: Lonfabi, Ajombowri, Kuabi und Rohdi. Auf der vor der Bucht liegenden Insel Maniswari liegt noch ein fünftes Dorf, in welchem die Missionäre Ottow und Geißler ihren Aufenthalt wählten. Diesen Männern und ihrer Bekanntschaft mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen verdankten unsere

Reisenden viele Belehrungen. Besonders nützlich machten sich jene braven Männer jedoch dadurch, daß sie die Stelle der Dolmetscher einnahmen. Letzterer Dienst ist ein um so wichtigerer, als an dieser Küste Niemand gefunden wird, der der malayischen Sprache kundig ist und demnach als Dolmetscher der Holländer dienen könnte.

Außer der Insel Maniswari findet sich in der Nähe von Doreh nur noch die Insel Nasmapi, wonach die Angabe des französischen Reisenden Dumont d'Urville, welcher von einer „langen Reihe kleiner und reizender Inseln am Eingange der Bai von Doreh" spricht, als irrig bezeichnet werden muß. Die Bucht von Doreh am Nordende der großen Geelvinks-Bai liegt unter 0° 31′ südl. Breite und 134° 8′ östl. Länge von Greenwich, hat eine nordwestliche Richtung und bietet einen guten Ankerplatz für Schiffe. Bei dem Dorfe Lonsabi münden zwei kleine Flüsse, welche von dem nahen Arfak-Gebirge herabströmen und helles wohlschmeckendes Wasser enthalten. Der Strand ist allenthalben mit einer Korallenbank umgeben, welche zur Zeit der Ebbe trocken ist. Parallel mit dem Strande läuft eine Hügelkette von 400—500 Fuß Höhe als Vorgebirge der hohen Centralberge, die abgerundet, mit wenigen Einkerbungen sich zeigen und das Ansehen von Urgebirgen, aus Granit und Porphyr bestehend, haben.

Was das Klima jener Gegend betrifft, so wird die tropische Hitze durch ziemlich regelmäßig abwechselnde Land- und Seewinde abgekühlt, und die Luft ist rein von fremdartigen Beimischungen, da das Land unmittelbar von der Küste aus sich erhebt und nirgends Sümpfe vorhanden sind. Die Mussons treten an der Nordküste zur entgegengesetzten Zeit als an der Südwestküste ein. Während noch zu Doreh von November bis April Regenzeit ist, herrschen an der Südwestküste trockene Mussons und umgekehrt. Dieselben Nordwestwinde, welche an der Nordküste die feuchten Meeresdünste herbeiführen, die sich an den Gebirgswänden bis zu Regen verdichten, kommen an der Südwestküste als trockene Winde an, welche heiteren Himmel in ihrem Gefolge haben. Aehnlich ist das Verhältniß mit den in den Monaten April bis November wehenden Südostwinden, die der Südwestküste Regen, der Nordküste trockene Tage bringen.

Die Thierwelt dieses Theiles von Neu-Guinea anlangend, so sahen unsere Reisenden mehrere Exemplare von **Phalangista maculata**, ein Baumkänguru (**Dendrologus ursinus**), ein sehr kleines und hübsches Eichhörnchen, und **Sus papuensis**. Unter den Vögeln sind die Papageien-Arten besonders häufig. Vom Kasuar, der auf Neu-Guinea sehr häufig vorkommen muß, da die Einwohner in der Regel mit dessen Federn vielfach geziert sind, sahen unsere Reisenden jedoch nur ein Exemplar.

Die Vegetation ist äußerst üppig. So weit man sehen konnte, war das Land mit dichter Waldung bedeckt. Grasfluren, das Eigenthümliche der gemäßigten Regionen, erblickt man nirgends. Zwischen den die menschlichen Wohnungen umgebenden Kokospalmen weiden einige Ziegen. Die Waldungen bestehen aus Fragraeen, Paritien, Strobilantheen, Artocarpien, Cäsalpinien, Melastomen, Sterkulien, alle bunt durch einander; keine dieser Baumarten bildet, wie jene der gemäßigten Zone, gesellige Gruppen. Viele kleine Pflanzen, insbesondere Farrn-

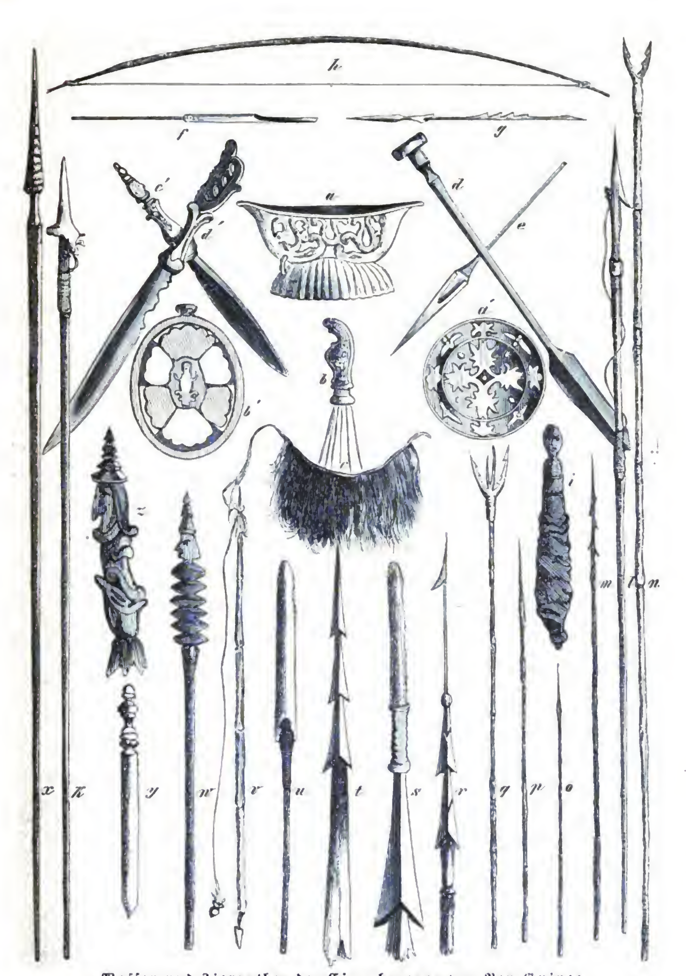
kräuter, besetzen den Raum zwischen den Waldbäumen. Was die Kulturpflanzen betrifft, so werden von den Eingeborenen in kleinen Gärten einige Arten von **Phaseolus**, Hirse (**Panicum v. sp.**), Reis auf unbewässertem Grunde, ferner **Colocasia**, **Dioscorea sativa**, **Citrullus**, **Saccharum**, **Musa** in verschiedenen Varietäten, **Carica Papaya** und noch einige Fruchtbäume angebaut. Die Sagopalme, sowie die Areca, werden ebenfalls in den Wäldern und in der Nähe der Dörfer gefunden.



Papuas von Doreh im Festgewande.

Der Bewohner von Nordost-Guinea gleicht an Farbe und Gestalt des Körpers jenen der Südwestküste. Der Gesichtswinkel beträgt 64—69 Grad. Beide Geschlechter gehen auch hier bis auf eine Binde um die Mitte des Leibes nackt, nur die Häuptlinge (Korano) bekleiden sich bei besonderen Gelegenheiten mit einem Kopftuche, Sarong und Jacke. Das Leibtuch besteht aus einem 5—6 Fuß langen Stücke Bast aus Pisang oder aus einem Palmwedel und wird vor- und rückwärts an ein um den Leib gebundenes Tau in der Art befestigt, daß ein langes Stück herabhängt. Die Frauen binden ein Stück Kattun, welches fast bis an die Kniee reicht, um die Hüften (Sru). Um sich außerdem gegen Regen zu schützen, tragen Männer und Frauen ein dachartig zusammengelegtes Geflecht aus Pandanus, welches vor- und rückwärts an den Rändern mit farbigen Arabesken und feinerem Flechtwerk verziert ist.

Trotz seiner spärlichen Bekleidung entbehrt der Bewohner Neu-Guinea's doch nicht des Schmuckes der verschiedensten Art, den er theils durch Tausch von auswärtigen Händlern gewinnt, theils selbst verfertigt. Zu den ersteren Schmuckgegenständen gehören Arm- und Fingerringe aus Kupferdraht, Korallen für Hals- und Schulterbänder, Metallknöpfe und verschiedene andere Kleinigkeiten.



Waffen und Zierrathen der Eingeborenen von Neu-Guinea.
a'. b'. hölzerne Schilde. a. Kopfkissen aus Holz. b. c. Schamtuch aus Sagobaumfasern. d. Ruder.
e. Kopfkratzer. c'. d'. Schwerter. f. g. Pfeile. h. Bogen. i. z. Götzenbilder. k. n. x. Lanzen.
l. Wurfspieß zum Fischfang. w. Kegel zum Spielen. v. u. t. s. r q. p. o. Lanzenspitzen.

Die selbstverfertigten bestehen in Hals- und Armbändern aus Samenkörnern oder aus kleinen Muscheln; auch Kasuar-Federn spielen dabei eine große Rolle. Die Armbänder liegen oft so fest an, daß man sie unmöglich abstreifen kann. Auch über den Waden tragen sie ähnliche Verzierungen. Hiermit aber noch nicht zufrieden, durchbohren die Papuas auch die Ohrläppchen und stecken in die ziemlich großen Oeffnungen Schildkrotringe oder auch einen kupfernen Draht (Misbefoh). Die oft an den Halsbändern hängenden, roh zugeschnitzten Kasuar-Knochen sollen den Zweck haben, dem damit Verzierten eine Beständigkeit im Laufe gleich dem Kasuar zu verschaffen. Endlich tragen die meisten Männer am Halse noch ein geschnitztes Holz, das eine menschliche Figur vorstellt und mehr als Talisman denn als Verzierung dient. Das nach aufwärts gekämmte Haar wird mit Federn, Blättern und Blumen (**Albinia Malaccensis** und **Hibiscus rosa sinensis**) verziert. Außerdem steckt ein Bambu-Kamm mit einer Kakadu-Feder in den Haaren.

Die Tättowirungen (**Kapako**), welche man bei einzelnen Individuen an der Brust bemerkt, dienen nicht als Verzierung, sondern als Trauerzeichen für einen verstorbenen Verwandten. Man bringt sie hervor durch viele kleine Stiche mit einer Fischgräte oder mit einem Dorn, worauf dann die kleinen Stichwunden mit Ruß eingerieben werden.

Hauptwaffe der Papuas ist der Pfeil und Bogen. Letzterer (**Marijia**) ist 4—6 Fuß lang, entweder aus Bambu (**Marijia Amin**) oder aus Palmholz (**Marijia Srah**) verfertigt und an den Enden mit Schnitzwerk, Lappen und Korallen verziert. Der Pfeil (**Jkoh**) besteht aus leichtem Rohre, in welches die aus Palmholz geschnitzte Spitze eingefügt ist. Oefters besteht die Spitze des Palmholzes aus einer Fischgräte oder aus einem zugeschnitzten Knochen. Als eine Art Schild dient eine große mit einem Seil als Handhabe versehene Muschel. Auch die europäische Schießwaffe ist bereits nach den Küsten Neu-Guinea's gedrungen, doch sind die wenigen Gewehre, die im Besitze der Strandbewohner sind, gewöhnlich unbrauchbar. Die Papuas sind sehr gute Schützen. Bei einem zu Ehren der Holländer angestellten Festschießen zeigte es sich, daß sie in einer Entfernung von 100 Schritten ihr Ziel noch mit ziemlicher Sicherheit zu treffen verstehen, und die Pfeile langen mit einer Kraft an, welche hinreicht, einen Menschen tödtlich zu verwunden. Die Lanze der Papuas der Nordostküste ist 5—6 Fuß lang, mit einer Bambusspitze versehen und unter der Spitze mit Kasuar-Federn geziert.

Die Kriege bestehen in Raub- und Plünderungszügen. Wird Jemand durch einen Bewohner eines anderen Dorfes beleidigt, so ist ein solcher Vorfall ein **casus belli** gegen das ganze Dorf des Beleidigers. Eine Anzahl Bewaffneter zieht aus und lauert in einem Hinterhalte vor dem feindlichen Dorfe, um irgend einen Bewohner desselben, der sich ohne Schlimmes zu ahnen in's Freie wagt, zu überfallen. Bisweilen kommt es zwischen zwei feindlichen Haufen zum Gefechte auf offenem Felde, wie solches kurz vor der Ankunft der Reisenden zu Maniswari der Fall war, bei welcher Gelegenheit jedoch der Streit durch Vermittelung des Missionärs Ottow ohne viel Blutvergießen beigelegt wurde. Auch zur See zeigen die Bewohner dieser Küste ihre Raublust, indem sie oft Barken und selbst euro-

päische Schiffe anfallen und plündern. Wir hatten oben Gelegenheit, die Ehrlichkeit, Offenheit und Treue der Papuas der Südwestküste rühmend zu erwähnen; leider läßt sich ein gleich gutes Zeugniß keineswegs von den Bewohnern der Nordostküste ablegen, welche im Gegentheil diebisch und hinterlistig sind, obgleich sie sich dem Fremden gefällig zeigen und sein Wohlwollen mit Dank belohnen.

In der Humboldts-Bai entwendeten die an Bord des „Etna" gekommenen Eingeborenen mehrere Gegenstände mit großer Behendigkeit, so daß man sich genöthigt sah, sie zu entfernen.

Bevor der Papua in den Kampf zieht, färbt er sich das Gesicht und bisweilen den ganzen Oberleib auf verschiedene Weise und schmückt sich mit einer über den Kopf hängenden Kasuarhaut. Auch tragen die Männer so viele Kakadu-Federn auf dem Kopfe, als sie bereits Feinde erschlagen haben. Da diese Federn als ein Ehrenzeichen betrachtet werden, so wird sehr darauf gesehen, daß Niemand sein Haupt mit mehr Federn verziert, als er zu tragen berechtigt ist.

Südwestlich von der Humboldts-Bai wohnt nach Versicherung der Küstenbewohner ein Stamm, dessen Grausamkeit und Wildheit die aller übrigen Bewohner von Neu-Guinea übertrifft. Im Kriege schonen sie weder Kinder noch Frauen, ja sie verzehren die Leiber der erschlagenen Feinde während der nach der Schlacht gefeierten Feste. Letzteres bedarf aber noch der Bestätigung.

Die im Umkreise von Doreh liegenden Dörfer haben alle ein elendes Aeußere. Die Häuser sind auf Pfählen am Strande erbaut, stehen zum Theil im Wasser und sind mit dem Ufer durch ein Bret verbunden. Die Wohnungen haben verschiedene Größe, manche sind 60—70 Fuß lang, 20—25 Fuß breit, während ihre Höhe 12—15 Fuß beträgt. Die Wände sind aus Brettern gezimmert, das Dach besteht aus Palmwedeln. Den Boden der Wohnungen bilden lose nebeneinander liegende Baumstämme, die auf den Pfählen liegen. Jedes Haus wird von einer zahlreichen Familie mit der ganzen Verwandtschaft bewohnt, so daß oft 20 und mehr Personen in einem Hause sich aufhalten. Was nun diese Papuas bewog, wie Amphibien zum Theil im Wasser zu leben, während das herrliche, hoch über die Fluten sich erhebende und fruchtbare Land unbenutzt vor ihnen liegt, ist schwer erklärlich. Unseren holländischen Reisenden schien diese unnatürliche Gewohnheit gar nicht aufzufallen, ja sie fühlten vielleicht eine gewisse Verwandtschaft zu diesen Wasserfreunden, da man sich ja in Holland absichtlich und weit mehr als die natürliche Beschaffenheit des Landes erfordert, mit Wasser umgiebt und die Städte mit zahllosen Kanälen durchkreuzt, die als eben so viele künstliche Sümpfe die Luft mit fremdartigen Gasen erfüllen und besonders in der wärmeren Jahreszeit zu zahlreichen Erkrankungen Anlaß geben*).

*) Wir haben über diese Kanäle (Grachten) in den holländischen Städten und ihren nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit schon öfters uns ausgesprochen (man sehe u. A.: „Mediz. chirurg. Zeitung", Jahrg. 1850 Nr. 27) und glauben im Interesse der Humanität und der rationellen Denkweise zu sprechen, wenn wir noch einmal auf diesen aus alter Zeit stammenden sonderbaren Gebrauch aufmerksam machen, der um so nachtheiliger auf die Gesundheit einwirkt, je mehr in neuerer Zeit die

Die Aufmerksamkeit des Besuchers eines Papua-Dorfes wird aber insbesondere durch ein in jedem Dorfe befindliches Gebäude angezogen, das sich durch Größe und Bauart vor den übrigen auszeichnet. Es ist dies das „Rumseram“, welches frei im Meere steht, ohne durch eine Brücke mit dem Lande verbunden zu sein, so daß man, um dahin zu gelangen, sich eines in's Wasser gelegten Balkens bedienen muß. Das Rumseram ist in seinem innern, ziemlich großen Raume mit hölzernen Figuren geschmückt, sowie auch die Stützpfeiler des Gebäudes mit mühsam geschnitzten menschlichen Figuren geziert sind. Der Inhalt und die Bedeutung dieser rohen plastischen Werke ist ein religiöser und zugleich gemein-sinnlicher. Eine gut gearbeitete männliche Figur hebt den rechten Arm in die Höhe, während die linke die Schamtheile berührt. Zwei andere Figuren haben eine noch indecentere Stellung. Ueber den Zweck des Rumseram konnten die Reisenden keine genügende Auskunft erlangen. Sie erfuhren blos, daß nur Jünglinge, welche noch kein Weib berührt haben, in das Gebäude treten dürfen. Es scheint, daß in früheren Zeiten das Rumseram dem Kultus irgend eines Götzen, vielleicht einer papuanischen Venus gewidmet war und daß dieser Kultus, wenigstens bei den Strandbewohnern, in Vergessenheit kam. In der Humboldts-Bai haben die Bewohner des Strandes und der nahen Gebirge den Kultus ihrer Götter noch nicht verlernt, indem sie ihnen Tempel erbauen, denen sich selbst Fremdlinge nur dann nähern dürfen, wenn sie sich vor denselben zu Boden geworfen haben. In das Innere der Tempel aber zu treten wurde den Holländern nicht gestattet. Höchst wahrscheinlich sind jene Tempel der Bewohner an der Humboldts-Bai denselben Göttern gewidmet, zu deren Ehren auch die Rumseram in der Gegend von Doreh ursprünglich erbaut wurden; doch aus Mangel an Sprachkenntniß konnten die Reisenden in der Humboldts-Bai nichts Näheres über die religiösen Dogmen und Gebräuche der Bewohner erfahren.

Sehr einfach ist das Hausgeräthe der Eingeborenen. Es besteht aus Trinkgeschirren von Kokosschalen, aus Körben verschiedener Größe, welche sie aus Pandanus und Rotang flechten, sowie man in den Hütten auch Bambuköcher (Ampeso-sebin) zur Aufbewahrung von Tabak, dann farbige Matten und Kissen zum Sitzen und Schlafen und hölzerne, am obern Rande konkav ausgeschnittene Stücken Holz in der Form von Stühlen (Affia) findet, die ziemlich künstlich gearbeitet sind. Zu den Küchengeräthschaften gehören noch irdene Töpfe, eiserne, im Handel erhaltene Pfannen, hölzerne Löffel (Aduar) zur Bereitung von Sagomus, andere Löffel aus Perlmutter und Muscheln (Ossis) und kleine Messer (Rawic).

Die Hauptnahrung der Papuas der Nordostküste besteht in Fischen und Sago. Außerdem genießen sie verschiedene Thiere, welche die Jagd ihnen liefert. Das Tabakrauchen in Cigarrenform ist allgemein eingeführt, Siri kauen nur

Bevölkerung der Städte zugenommen hat und der Abfluß der Gewässer ein äußerst träger ist. Amsterdam, wo die jährliche Zahl der Todesfälle in der Regel jene der Geburten übersteigt, könnte durch Dämmung der Kanäle und Anlegung von Gärten an ihrer Stelle eine eben so freundliche und gesunde Stadt werden, wie sie gegenwärtig düster und mit einer übelriechenden Luft erfüllt ist.

einige Häuptlinge, sowie diejenigen Personen, welche mit auswärtigen Händlern in Berührung kommen.

Fester Grundbesitz besteht bei den Papuas nicht. Jeder nimmt ein Stück Land, wo er dasselbe findet, und er wird, so lange er es bebaut, als dessen Eigenthümer betrachtet. Will der Papua ein Stück Waldung in urbaren Boden verwandeln, so haut er die Bäume um, läßt sie auf dem Platze trocknen, worauf er sie in Brand steckt und die Asche liegen läßt. Es werden sodann kleine Gruben in den gewonnenen Grund gegraben und in dieselben die Samen der anzubauenden Pflanzen gelegt. Das auf diese Weise nothdürftig bearbeitete Feld wird darauf zum Schutz gegen wilde Thiere mit Pfählen umgeben.

Auf der Jagd bedient man sich des Pfeils und Bogens. Größere Thiere werden auch mit Stricken und in Gruben gefangen. Um den Kasuar zu fangen, treibt man ihn gegen eine Anhöhe hinauf, woselbst einige Jäger sich im Hinterhalte befinden und auf das Thier losstürzen, sobald es ihnen nahe gekommen ist. Der Kasuar kehrt sogleich wieder um, kann aber bergabwärts nur mühsam laufen und wird dann eine Beute der Verfolger. Auch zum Fischfang bedient man sich des Bogens und eines mit vier Spitzen versehenen Pfeils. Ebenso haben die Papuas ein gabelartiges Instrument, das sie mit Behendigkeit in's Wasser schleudern, um den Fisch damit zu durchbohren. Bei ganz ruhiger See wirft man auch Säckchen mit einer narkotischen Pflanze in's Wasser, wodurch die Fische betäubt und gefangen werden.

Die Oberherrschaft über die Inseln und Küsten von Nord-Guinea übt der Sultan von Tidor aus. Jedes Dorf hat einen Häuptling (**Korano**), der vom Sultan angestellt wird. Bei der Einführung in sein Amt erhält der Häuptling von der Gemeinde ein Kopftuch und eine Kabaja. Der Korano entrichtet dem Sultan jährlich eine bestimmte Abgabe, ohne daß er selbst das Recht hat, Steuern von den Dorfbewohnern zu erheben. Die Einnahmen des Korano sind daher auf freiwillige Gaben beschränkt. In der Familie ist der Hausvater unbeschränkter Herr und ihm wird unbedingt gehorcht.

Die Frauen werden übel gehalten; sie sind die Sklaven der Männer und ihnen ist außer den häuslichen Geschäften auch ein großer Theil des Landbaues und der Fischerei übertragen. Wenn ein Verbrechen begangen wird, so treten die Aeltesten des Dorfes zusammen und bestimmen die nach hergebrachter Sitte darauf gesetzte Strafe, die an dem Thäter auch sogleich vollzogen wird. Auf Mord ist die Todesstrafe gesetzt, welche gewöhnlich von den Verwandten des Ermordeten in Ausführung gebracht wird. Muthwillige Verwundung wird mit Bußen bestraft, Diebstahl ebenfalls mit Geldbußen und Zurückerstattung des Gestohlenen. Die Männer verheirathen sich so früh als möglich. Der junge Mann macht die Eltern seiner Auserkorenen mit seinem Plane bekannt, und diese bestimmen die Größe des von dem Bräutigam zu entrichtenden Brautschatzes, der in Sklaven und vielerlei sonstigen Artikeln besteht. Hierauf gehen die Verlobten mit den Eltern vor den „**Karwar**" (Götterbild), die Frau giebt dem Manne etwas Tabak, dieser reicht der Frau die rechte Hand hin, und die Ehe ist dann für Lebensdauer geschlossen.

Oefter geschieht es auch, daß zwei Familien ihre Kinder mit einander verloben, während diese noch minderjährig sind. In diesem Falle wird der Brautschatz — denn darum scheint es sich vorzüglich zu handeln — zum Theil schon voraus entrichtet, die beiden Familien aber bleiben außer aller gegenseitigen Berührung, bis die Zeit der Verheirathung herbeikommt.



Ein Begräbnißplatz.

Die Frauen gebären im Allgemeinen leicht, wie dies bei allen wilden Völkern der Fall ist. Wird ein Sohn geboren, so hat außer den Eltern auch der älteste Bruder des Vaters ein Recht auf das Kind, bei einer Tochter aber geht dieses Recht auf die älteste Schwester der Mutter über. Nicht zu früh giebt der Vater dem Kinde einen Namen, der später öfter mit einem anderen vertauscht wird. Selten behält Jemand den ihm in der Kindheit gegebenen Namen sein ganzes Leben hindurch. Bei einer stattfindenden Namenswechselung werden alle Dorfbewohner davon in Kenntniß gesetzt, denn es wird als eine Beleidigung betrachtet, wenn man Jemand mit einem Namen anspricht, den er nicht mehr führt.

Bei dem Tode eines Häuptlings versammelt sich die ganze Bevölkerung des Dorfes im Sterbehaus. Die Leiche wird gebadet, in weißen Kattun gewickelt und nach dem Grabe getragen, welches eine Tiefe von etwa 5 Fuß hat.

Die Leiche wird auf die Seite in's Grab gelegt, während das rechte Ohr auf einer irdenen Schale ruht. Während des Begrabens wird der Karwar, als Urheber des Todes, mit Vorwürfen überhäuft. Einige Waffen und Verzierungen werden neben den Todten gelegt, die Erde hierauf auf die Leiche geworfen und das Grab mit einem Zaun und einem Dach aus Palmenwedeln versehen. Bei den Begräbnissen niedriger Personen beobachtet man nur wenige Feierlichkeiten. In manchen Gegenden wird auf das Grab eine Art hölzerner Trog gesetzt, in welchem eine aus Holz geschnitzte menschliche Figur angebracht ist.

Bei dem Tode eines Mannes oder einer Frau machen die Eltern des Verstorbenen oft Anspruch auf die hinterlassenen Kinder, insbesondere auf die Mädchen. Dies geschieht jedoch nicht aus Liebe oder sonst einem edlen Beweggrunde, — die edlen hochherzigen Gefühle schlummern im Allgemeinen noch bei den Papuas — sondern aus Eigennutz, da die Knaben für die Großeltern arbeiten sollen, die Mädchen aber bei ihrer Verheirathung einen Werbeschatz erhalten, der dem Eigenthümer der Tochter zufällt.

Die Krankheiten, denen die Papuas unterworfen sind, bestehen größtentheils in Wechselfiebern, Unterleibs- und Hautkrankheiten. Ein großer Theil der Bevölkerung leidet an der ekelhaften Schuppenkrankheit (Ichthyosis), die wol der Unreinlichkeit und dem zu häufigen Genuß von Fischen und Amphibien zugeschrieben werden muß. Die von den Eingeborenen gebrauchten Heilmittel bestehen aus Abkochungen von Blättern, Früchten und Wurzeln. Während der Fieberkälte setzt man den Leidenden den heißen Sonnenstrahlen aus oder legt ihn neben den Feuerherd, während der Hitzperiode sucht man ihn durch Sturzbäder abzukühlen. Contraria contrariis! Bringen die angewendeten Mittel keine Genesung hervor, so wird die Krankheit dem Einfluß irgend eines bösen Geistes (Manoïl) zugeschrieben, worauf die ältesten Männer des Dorfes über den Kranken zu Rathe gezogen werden. Erklären die Mitglieder dieses Rathes die Krankheit für unheilbar, so kümmert man sich kaum mehr um den Kranken, und der Unglückliche wird seinem Schicksal überlassen.

Im Ganzen kann die Gegend um Doreh, wie überhaupt die gebirgigen Länder der Tropenzone, als gesund betrachtet werden. Von der dort zwei Monate verweilenden Mannschaft der Expedition, die aus 400 Köpfen bestand, erkrankten nur zwei javanische Soldaten an Beri-Beri, einer Art Rheumatismus, der in Wassersucht übergeht. Einer der Beiden starb, der andere genas.

Die Papuas sind Freunde von Festgelagen, bei welchen in der Regel gesungen und getanzt wird. Bei Gelegenheit der Namenswechselung giebt der Träger des neuen Namens seinen Verwandten und Freunden ein großes Gastmahl, wobei zwei Nächte hindurch gesungen wird. Ein anderes mehr religiöses Fest findet statt, wenn ein neuer Karwar geschnitzt wird. Eine Hochzeit giebt ebenfalls Gelegenheit zur Abhaltung eines Festes, wobei zwei Tage vor der zu vollziehenden Heirath die Gäste sich im elterlichen Hause der Braut versammeln und ein Festessen unter Tanz und Musik gehalten wird. Sago, Schweinefleisch, Fische und Früchte aller Art bilden die bei solchen Festen aufgetragenen Gerichte.

Die Gäste sitzen mit übereinander gekreuzten Beinen auf dem Boden, und die Vornehmeren erhalten die Speisen auf einem irdenen Teller, während die nicht zum hohen Adel Gehörenden ihre Speisen auf Pisangblättern verzehren. Zu festlichen Gelagen geben ferner das erste Haarabschneiden bei Kindern, dann das erste Anlegen der Schambedeckung, welches nicht vor dem zehnten Lebensjahr zu geschehen pflegt, sowie das Erbauen eines neuen Hauses, insbesondere eines Rumseram Anlaß.

Ein vorzügliches Fest ist jenes, welches nach einem glücklich vollendeten Krieg gefeiert wird, besonders wenn ein Mord Veranlassung zum Kriege gab. Die aus dem Gefechte Zurückkehrenden kündigen ihre Ankunft schon von fern durch den Schall einer aus einer Tritonmuschel verfertigten Trompete an. Im Dorfe halten sie bei dem Hause des Erschlagenen an, um die den Feinden abgeschlagenen Köpfe den Anverwandten zu übergeben. Diese empfangen sie unter Jauchzen und tanzen mit denselben herum. Auch bei der Zurückkunft der Abgeordneten, welche dem Sultan von Tidor den Tribut entrichten, wird ein Fest gegeben.



Mambri-Häuptling von Doreh.

Die Musikinstrumente, deren sich die Eingeborenen zu ihren Tänzen bedienen, bestehen aus Bambuflöten und Pauken (Rodrak) von verschiedener Größe, die mit Schnitzwerk und Farben verziert sind. An der unteren Fläche sind sie offen, an der oberen mit einem Leguanfelle überzogen. Auch gebraucht man bisweilen einen Gong-Gong, den sie aber durch auswärtigen Handel erwerben.

Die religiösen Begriffe der Papuas sind noch sehr dunkel und verworren. Man nimmt die Existenz eines guten und eines schlimmen Wesens an, verehrt aber hauptsächlich das letztere, um dasselbe zu veranlassen, das Schlimme, welches dem Menschen zugedacht ist, nicht auszuführen. Die oben erwähnten, unter dem Namen Karwar bekannten hölzernen Figuren stellen keineswegs die Gottheit vor, sondern verstorbene Personen, die man verehrt und als Heilige anbetet. Es giebt deshalb männliche und weibliche Karwar, die als Schutzpatrone auf den Häusern stehen. Will Jemand die Fürbitte des Karwar anrufen oder ihn in irgend einer

Angelegenheit zu Rathe ziehen, so setzt er sich vor das Bild und bietet ihm die mitgebrachten Gaben, die in Tabak, Kattunlappen und Korallen bestehen, an. Hierauf bringt der Bittende seine Angelegenheit vor und fleht um die Gnade des Karwar. Wird der Betende während seines Geschäftes von Niesen, Husten oder einem sonstigen außergewöhnlichen Gefühl überfallen, so wird dies als schlimmes Zeichen angesehen, die Bitte bleibt unerhört. Außerdem hofft er auf Erfüllung seines Wunsches und verläßt frohen Muthes die heilige Stätte.

Vor den Seelen ermordeter Personen fürchtet sich der Papua sehr. Deshalb bleiben die Erschlagenen auch auf dem Platze liegen, wo der Mord verübt wurde. Einige Abende nach der Verübung eines Mordes oder der hierüber empfangenen Nachricht versammeln sich die Bewohner des Dorfes, in welchem der Erschlagene gewohnt hat, und erregen durch Schreien und Toben einen gewaltigen Lärm, um die Seele des Ermordeten, die sich etwa nach ihrer früheren Wohnung wiederbegeben möchte, zu verjagen. Gegen die Seelen jener Personen, die eines natürlichen Todes oder durch zufällige Verunglückung gestorben sind, hegen die Papuas gastfreundlichere Gesinnungen, da sie ihnen auf Bäumen hölzerne Häuschen anweisen, um darin fortan zu wohnen. Es läßt sich aus dem Angeführten wol entnehmen, daß die Papuas dem Aberglauben in seinen verschiedenen Richtungen im hohen Grade ergeben sind. So besitzen sie denn auch verschiedene Zeichen, um den guten oder schlimmen Erfolg eines Vorhabens zu erkennen. Zur Entdeckung der Schuld oder Unschuld einer Person gebrauchen sie, wie unsere Vorfahren und wie alle auf niederer Kulturstufe stehende Völker, die eine direkte Mittheilung der Gottheit durch ihre Anfragen veranlassen zu können glauben, die Gottesurtheile. Der Angeklagte muß mit bloßer Hand einen Gegenstand aus einem Topfe mit kochendem Wasser holen, oder es wird ihm ein Tropfen geschmolzenen Bleies auf seinen Körper gegossen. Entstehen in dem einen und dem anderen Fall Brandblasen, so wird er für schuldig, außerdem für schuldlos gehalten.



Papua der Humboldts-Bai.

Das Einstürzen eines Hauses, insbesondere des Rumseram, bringt das ganze Dorf in Aufregung. Man glaubt, daß die Karwar zürnen und deshalb die bösen Geister gegen die Dorfbewohner aufhetzen. Unternimmt ein Theil der Dorfbewohner eine Seereise, so holen die Zurückbleibenden, um zu erfahren, ob die

Reisenden glücklich wieder zurückkehren werden, ein langes Stück Rotang aus dem Walde und vertheilen sich in zwei Haufen, von welchen der eine die Zurückgebliebenen, der andere die Abgereisten vorstellt.

Beide ziehen nun mit allen Kräften an den Enden des Rohres. Müssen am Ende diejenigen nachgeben, welche die Zurückgebliebenen darstellen — was sie wol absichtlich thun, — so ist dieses ein günstiges Zeichen.

Eine Priesterkaste, die besonderen Einfluß auf das Volk ausübt, giebt es unter den Papuas nicht, doch bestehen Zauberer (Kokinsor), welche die Karwar zu beschwören verstehen und sich dafür bezahlen lassen.

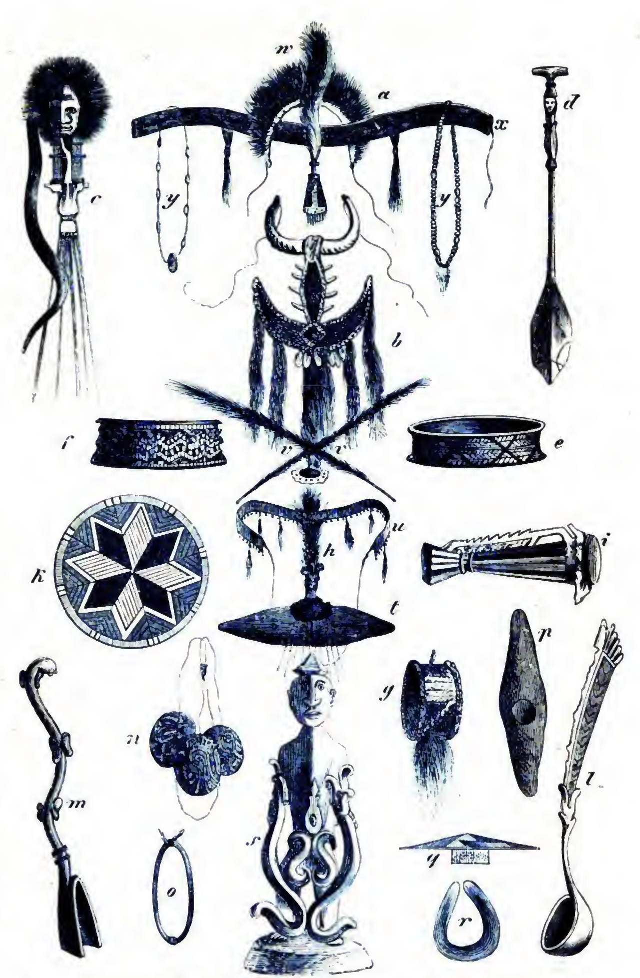
Trotz der niederen Kulturstufe, auf welcher die Papuas des nordwestlichen Theiles von Neu-Guinea stehen, besitzt ihre Sprache doch Namen für mehrere Sterne und Sternbilder, deren Stand sie bei ihren Seereisen beobachten. Die Sonne (Orie) und der Mond (Paik) bewegen sich in einer Weise, die den papuanischen Astronomen, wie sie gestehen, unerklärlich ist. Von den Sternen unterscheiden sie Venus als Morgenstern (Samfari) und Venus als Abendstern (Maklendi), ferner heißt Jupiter Maksra und Orion Kokori. Das Jahr vertheilen sie in zwölf Monate, indem von einem Vollmond zum anderen ein Monat gerechnet wird. Die einzelnen Monate werden nach den während derselben kulminirenden Sternen benannt, sowie auch nach den gewöhnlich eintretenden atmosphärischen Ereignissen.

Der Zeitraum vom ersten bis vierten Monat heißt die Schlange (Munguanja), nach dem zu dieser Zeit hochstehenden Sternenbild, die einzelnen Monate dieses Zeitraums bilden die Unterabtheilungen desselben, so daß der erste Monat der Kopf (Roweri), der zweite der Hals (Rawansi), der dritte der Leib (Wepurri) und der vierte der Schweif (Purari) genannt wird. Der fünfte Monat, analog mit der Zeit des April oder Mai, heißt der Sterbemonat (Mandi), weil zu dieser Zeit, nach dem Aufhören der Regenzeit, in der Regel weit mehr Menschen als sonst im Jahre am Fieber sterben. Der sechste Monat heißt der Fiebermonat (Wamhabis.) Der siebente Monat heißt Romuri, der achte Samuri. Eine Erklärung dieser Namen, sowie der folgenden Monate, haben die Reisenden nicht erfahren. Der Name des zehnten ist Konempi, des elften Jawi, des zwölften Swabi.

Von Doreh aus segelte der Dampfer „Etna" in östlicher Richtung nach der Humboldts-Bai, die unter 2° 32′ südl. Breite und 140° 54′ östl. Länge von Greenwich gelegen ist. Der Franzose Dumont d'Urville hatte sie im Jahre 1827 entdeckt und zu Ehren unseres großen Landsmannes benannt. Seit dieser Zeit war der „Etna" das erste Dampfschiff, welches hier wieder landete.

Die Humboldts-Bai, von den Bewohnern Telok Lentschu geheißen, bildet ein großes Oval von 1½ Meilen Breite und 1 Meile Länge, das von zwei 800 Fuß hohen Vorgebirgen begrenzt wird. Im Westen erhebt sich majestätisch das 7000 Fuß hohe Cyklop-Gebirge, während der östliche Theil flach erscheint.

Als der „Etna" in die Bai eingelaufen war, nahten sich von allen Seiten Prauen, deren Zahl nicht weniger als 25 betrug.



Zierrathen, Geräthe und Götzenbilder von Neu-Guinea.
a. b. w. Kopfputz mit Kasuar- und Paradiesvogel-Federn. d. ein Ruder. k. hölzerner Schild. l. m. Löffel. s. Götzenbild. o. r. Armringe. x. y. y. Halsschmuck mit Muscheln und Kaimanszähnen.

Darunter befanden sich sieben, die ausschließlich von Frauen gerudert wurden. Die nackten Schönen hatten sich aber kaum dem Bereiche der Männer genaht, als sie von diesen eilig heimwärts gesandt wurden, und auch später durften sie sich nur selten sehen lassen. Die Männer kletterten gleich an Bord, um ein Handelsgeschäft abzumachen; schnell lernte man die Schattenseite ihres Charakters kennen. So stahlen sie, ehe es noch Jemand bemerkte, ein Paar kupferne Platten, die nahe am Steuerrade befestiget waren, drehten eiserne Schrauben heraus und bemächtigten sich der umherliegenden Beile. Wahrscheinlich reichten sie sich die Sachen mit den Zehen zu und ließen sie so, ohne Aufsehen zu erregen, in ihre Kähne wandern.

Ueber die kräftigen, schön gebauten, doch sehr dunklen Bewohner haben wir im Vorstehenden gesprochen. Hier soll noch von ihren sonderbaren Wassertempeln die Rede sein. Sie sind meist achteckig und haben oft 60—70 Fuß hohe Dächer. Die Dächer sind sehr regelmäßig gedeckt und haben vier Oeffnungen, die im Innern eine mäßige Dämmerung hervorbringen. An den Seiten des Daches ragen lange Stöcke hervor, auf denen ziemlich naturgetreue Holzschnitzereien angebracht sind, die in natürlicher Größe Vögel, Fische und andere Thiere darstellen. Diese Bilder sind mit einander durch lange Guirlanden von einer wohlriechenden Grasart, getrockneten Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern verbunden, und auch sonst sind hier und da lange Palmwedel angebracht. Auf ähnliche Weise ist auch das Innere der Tempel verziert. Außerdem sieht man noch Schweinsköpfe und Zähne, Pfeile, Bogen und Lanzen in unzähliger Menge und von allen Dimensionen in symmetrischen Reihen angeordnet, und etwas von der Wand entfernt hängen ausgehöhlte Baumstämme, die ganz die Gestalt von Frauen haben, aber weit kleiner sind. Ueber den vier Thüröffnungen befinden sich große hölzerne Kasten, mit Sand gefüllt, zum Feuermachen. Dies geschieht wahrscheinlich nur bei religiösen Ceremonien. Götzenbilder irgend einer Art hat man hier jedoch nicht bemerkt (vergl. Abbildung S. 252).

Ganz verschieden von den eben geschilderten Bewohnern der Nord- und der Südwestküste sind die Einwohner an der Prinzeß Mariannen-Straße an der Südküste, die unter 138° 44′ östl. Länge von Greenwich etwa dem Golf von Carpentaria im Norden Australiens gegenüber liegt. Diese sind ohne Zweifel der roheste und wildeste Stamm Neu-Guinea's, der von den auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehenden Ureingeborenen Australiens nur wenig verschieden ist. Diese dunkelbraunen bis schwarzen Menschen verwenden einzig auf ihr schwarzes wolliges Haar, das sie in Zöpfe flechten, einige Sorgfalt. Sie gehen nackt; nur die Weiber tragen einen Lendenschurz aus Baumfasern, während die Männer meist einen getrockneten Flaschenkürbis oder eine Muschel vor dem Leibe tragen. In den Ohren tragen sie große Ringe; Tättowirungen kennen sie nicht, dagegen ist der Körper meistens mit eiternden Geschwüren bedeckt.

Die holländische Korvette „Triton" besuchte die Prinzeß Mariannen-Straße im Jahre 1828 und seitdem haben wir über dieselbe keinerlei Nachricht empfangen. Der Leutnant Modera, welcher einen Bericht über jene Expedition veröffentlichte,

schildert seine Zusammenkunft mit der tückischen, rohen Bevölkerung folgendermaßen: Außer einer halbverfallenen Hütte hatten wir keine Spuren menschlicher Wesen gefunden, um so mehr waren wir daher überrascht, als sich am Strande plötzlich Eingeborene zeigten, die durch lautes Schreien und Waffenschwenken Aufmerksamkeit zu erregen suchten.



Wohnungen der Missionäre in Karamtang.

Nun wurde eine Schaluppe ausgesetzt, die an den Strand fuhr, und der sie, immer heftig schreiend, entgegen wateten. Auch der Ceram'sche Dolmetscher, welcher sich bei den Holländern befand, verfehlte nicht, laut auf sie einzuschreien, verstand jedoch nichts von ihrem Dialekte. Er schöpfte wiederholt zum Zeichen des Friedens Wasser mit der hohlen Hand, goß sich dasselbe über den Kopf und bedeutete den

Papuas, die Waffen niederzulegen. Sie schienen das auch zu begreifen und steckten ihre Pfeile und Lanzen in den Schlamm. Als der Dolmetscher nun etwas Kattun unter sie vertheilte, waren sie vor Freude außer sich, fielen ihm um den Hals und tanzten mit ihm im Wasser und Schlamm herum. In der Schaluppe betrachteten sie Alles mit dem größten Erstaunen, nahmen die Gegenstände in die Hand, gaben aber Alles sogleich wieder zurück. Ihre Zierrathen vertauschten sie gern gegen allerhand Kleinigkeiten; am liebsten nahmen sie Kattun.

Als das Boot wegen eintretender Ebbe zurückkehren wollte, spannte einer der Papuas plötzlich den Bogen und schoß auf einen Offizier. Der Pfeil drang in den linken Schenkel und auf den Ruf: „Ich bin getroffen, schießt!" wurde sofort eine kräftige Salve auf die verrätherischen Wilden gegeben, die in panischem Schrecken mit Hinterlassung ihrer Waffen flüchteten, denn die furchtbare Wirkung von Feuergewehren war ihnen noch gänzlich unbekannt. Jedoch hatten auch sie erst noch ihre Pfeile abgeschossen, zum Glück jedoch nur zwei Matrosen leicht verwundet, während die Kugeln unter ihnen eine arge Verwüstung anrichteten, obgleich kein Todter auf dem Platze blieb.

Als man einige Tage später, um Vermessungen vorzunehmen, wieder an den Strand kam, bemerkte man in den Gipfeln der großen Mangrovebäume ein sonderbares Leben, denn in denselben wimmelte es von schreienden und winkenden Papuas. Mit der Behendigkeit von Affen kletterten sie in den Bäumen umher und sprangen von Ast zu Ast, indem sie mit dem Laufe des Bootes gleichen Schritt zu halten suchten; eine Annäherung duldeten sie jedoch keineswegs. Es ist daher auch nicht möglich gewesen, über diese seltsamen Buschmenschen nähere Erkundigungen einzuziehen.

Was schließlich nun noch die von den Holländern ausgehenden Missions-Versuche anlangt, so haben dieselben auf Neu-Guinea bis jetzt nicht den allergeringsten Erfolg gehabt. Der Geistliche, welcher die Expedition auf dem Schiffe „Durga" mitmachte (1826), wollte den alfurischen Wilden den Begriff „Gott" erklären. Als er viel von dem mächtigen, unsichtbaren Geiste gesprochen hatte, antwortete ihm Einer: „Oh, nun weiß ich, wo sich euer großer Geist am liebsten aufhält: in euren Flaschen muß er hauptsächlich sein, denn als ich aus denselben kostete, wurde ich auf einmal begeistert und glaubte von zwei Geistern beseelt zu sein." — Im Jahre 1858 wurde eine Missionsstation auf Doreh errichtet, welcher die erwähnten aufopfernden Männer Ottow und Geißler vorstanden. Ohne jede Hülfe begannen sie selbst den Urwald auf Manaswari in der Bai von Doreh zu lichten und sich Hütten zu bauen.

Nach vierzehn Tagen schon lagen Beide am gefährlichen Fieber todtkrank danieder, das sie jedoch glücklich überstanden, obgleich ihnen die theilnahmlosen Papuas nicht einmal Wasser reichten. Ihre ersten Predigten in malayischer Sprache blieben erfolglos, und erst als sie in der Papua-Sprache zu reden begannen, versammelten sich einige Zuhörer. Bereits 1860 gaben sie ein Gesang- und Lesebuch, welches in Makassar gedruckt wurde, im Papuanischen heraus, ohne jedoch einen wesentlichen Einfluß zu erzielen. Als im Jahre 1861 ein

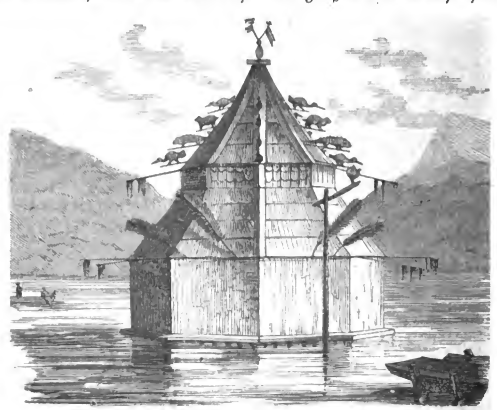
Prophet unter den Papuas auftrat, wurden sie von allen Anhängern verlassen, und ihr Bestreben war nach siebenjähriger mühevoller Arbeit gleich Null.

Obschon die Holländer bereits 1828 von Neu-Guinea Besitz ergriffen haben und ihre Grenzen in neuerer Zeit mit Ausschluß der Ostküste noch weiter ausdehnten, so haben dieselben doch, außer den aufgerichteten Grenzpfählen, eigentlich keinerlei Herrschaft dort, und selbst während der Zeit, wo sie dort eine Kolonie besaßen, übten sie keinen Einfluß auf die umliegenden Stämme. Die eigentlichen Beherrscher des Landes sind die Sultane von Tidor, und schon im 16. Jahrhundert scheinen sie hier ihre Macht mittels der berüchtigten Hongiflotten ausgeübt zu haben. Diese Züge sind eigentlich nicht anders als große Sklavenjagden, die der Sultan von Zeit zu Zeit anstellt, um die Küsten-Völker zu brandschatzen. Ueberall, wo man ein Dorf am Strande findet, werden dessen Bewohner theils erschlagen, theils zu Gefangenen gemacht, die Hütten angezündet, die Kokosbäume und Anpflanzungen umgehauen und Alles geplündert. Daher flüchten die Bewohner vor den Hongiflotten so schnell sie können und geben lieber ihre elenden Hütten und mühselig angelegten Pflanzungen preis, da sie für sich selber weit Aergeres, nämlich Tod oder Sklaverei, zu fürchten haben. So viel sich auch die Holländer Mühe gaben, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun, sie konnten die Hongizüge nie ganz unterdrücken; denn obwol mit dem Sultan von Tidor — dessen Abhängigkeit wir bereits kennen lernten — ein Vertrag abgeschlossen wurde, der die Ausrüstung fernerer Hongizüge verbietet, so geschieht dies dennoch in der Stille. Der Sultan betrachtet demzufolge die Bewohner der Küstenstriche südwestlich bis zum Kap Buru und nordöstlich bis zu den Arimoa-Inseln als seine Unterthanen, ernennt ihre Häuptlinge und wird sehr gefürchtet, während die Eingeborenen des Binnenlandes seine Herrschaft keineswegs anerkennen. Je mehr aber das Ansehen des Sultans von Tidor sinkt, und je kräftiger sich die holländische Regierung ihm gegenüber erweist, desto mehr werden auch die Hongizüge in Abnahme kommen.

Noch ein anderes Interesse und zwar ein religiöses, verbindet jener Sultan mit seiner Herrschaft über einen Theil der Gestade Neu-Guinea's. Wie erfolglos die Bemühungen der Missionäre waren, haben wir bereits gesehen; zu verwundern ist diese Erfolglosigkeit keineswegs, da als Regel angesehen werden kann, daß überall da, wo bei wilden Völkern Christenthum und Muhamedanismus sich Konkurrenz bereiten, letzterem der Sieg zufällt. Auch der Sultan von Tidor arbeitet an der Ausbreitung des Islam. Noch ist es ihm nicht gelungen, denselben ganz zu befestigen, „obwohl alle diese Völkerschaften entschieden mehr Sympathien für den Islam als das Christenthum hegen." Jedenfalls verdient es wol Aufmerksamkeit, daß eine Religion, die so viel später als die christliche entstand, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit über die meisten Inseln des indischen Archipels verbreitete, und es ist eine Thatsache, daß die muhamedanischen Priester immer mehr Proselyten machen, als die christlichen Missionäre. Hervorgehoben muß auch werden, daß es namentlich die durch die Lehre des Propheten gestattete Vielweiberei ist, welche für die auf einer niedrigen Stufe stehenden Völker viel

Verlockendes hat; die Begriffe jener Stämme sind außerdem noch viel zu kindisch, um die humanistischen Tendenzen des Christenthums erfassen und in sich verarbeiten zu können.

Eine neue Zeit für Neu-Guinea wird erst mit der Besiedlung des Landes durch andere, befähigtere Rassen hereinbrechen, wozu jedoch augenblicklich noch keine Aussichten vorhanden sind. Unterdessen geht die niederländische Regierung mit dem Plane um, die Dampfschifffahrts-Verbindung, welche ihre ostindischen Inseln mit einander verknüpft, auch auf Neu-Guinea auszudehnen. Nach dem Vertrage mit dem Engländer Robertson hatten am 1. Januar 1866 die regelmäßigen Postfahrten von Singapor aus, entlang der Nordküste Java's, nach Makassar, den Molukken und Menado zu beginnen; Seitenlinien nach Sumatra und Borneo's Hafenplätzen schließen sich an und Neu-Guinea soll als letztes Glied in die große Kette eintreten. So gering jetzt noch der Handel des fruchtbaren Eilandes ist, so bedeutend kann derselbe bei der günstigen geographischen Lage mit der Zeit werden, und Neu-Guinea, jetzt noch in vieler Beziehung so mystisch erscheinend, wird aus seinem Dunkel hervortreten und Theil am großen Weltverkehr haben.



Wassertempel der Eingeborenen an der Humboldts-Bai.

Ende des Buches.



Zu „Die Ostasiatische Inselwelt". Leipzig, Verlag v. Otto Spamer.

Für das reifere Jugendalter.

Wohlthäter der Menschheit.

Vorbilder des Hochsinns, **Menschenliebe und christlichen Denkungsart.** Herausgegeben von Dr. Ed. Grosse u Franz Otto. Mit 75 Text-Abbildungen, einem Titelbilde, sowie mehreren Tonbildern. Pr elegant geheftet 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh. Elegant gebunden $1^1/_3$ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Inhalt. Der edle Priester Las Casas, der Schutzherr der Indianer. — Fr. v. Spee und Chr. Thomasi die Bekämpfer des Hexenwahns. — A. H. Francke, der Armen- und Waisenfreund, Gründer Francke'schen Stiftungen. — Abbé de l'Epée, Samuel Heinicke und Valentin Hauy, Taubstummen- und Blinden-Lehrer und Freunde. — H. Pestalozzi und Ch. G. Salzma Reformatoren des Unterrichts, deutscher Jugend Freunde und Erzieher. — Ch. F. Gellert, der fro Sänger und Lehrer seines Volkes. — Kaiser Joseph II., der Menschenfreund auf dem Throne E. L. Heim, der leidenden Menschheit Freund und Beistand. — W. Wilberforce, der Menschenfre Parlamentsredner und unermüdliche Fürsprecher der Negersklaven. — Die Quäkerin Elisabeth F der Schutzengel der Gefängnisse. — G. Nathusius, der Gründer von Neuhaldensleben, ein Gesch mann, wie er sein und wirken soll. — Sir Dschamsidtschi Dschischibhoy, der berühmte Pa Kaufmann, Indiens größter Wohlthäter.

Vorbilder der Vaterlandsliebe, des Hochsinns und

Thatkraft. Charakter-Gemälde aus der Jugendzeit und dem Wirken berühmter Held Dichter, Gelehrten, Künstler und Industriellen. Herausgegeben von **M. Schlimpert u. Fr. O** Mit 130 Text-Abbildungen, mehreren Ton- u. Buntdruckbildern ꝛc. **Zweite** gänzlich umgea Aufl. Preis geheftet 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh. Eleg. gebunden $1^1/_3$ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Inhalt des ersten Bandes. Michiel de Ruyter, der Schrecken des großen Ozeans. — Ge Derfflinger, ein Lebenslauf vom Schneidergesellen bis zum Generalfeldmarschall. — Prinz Eu von Savoyen, der edle Ritter. — Hans Joachim von Zieten, der Alte aus dem Busche. — Geo Washington, Patriot, Feldherr und Staatsmann, erster Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerika. — Joachim Christian Nettelbeck, deutscher Bürger und Schiffskapitän. — Hora Nelson, der berühmteste Seeheld Englands. — Friedrich Schiller, Lieblingsdichter des deut Volkes. — Karl Theodor Körner, deutscher Dichter und freiwilliger Jäger. — Herzog Fried Wilhelm von Braunschweig-Oels, deutscher Fürst und Patriot. — Friedrich Christoph Perth deutscher Bürger und Buchhändler. — George Stephenson, der berühmte Ingenieur und Erba des ersten Dampfwagens.

Inhalt des zweiten Bandes. E. M. Arndt, der getreue Eckart des deutschen Volkes. — Alexander Humboldt, der Altmeister der neuesten Naturforschung. — Karl von Linné, der Vater der neu Naturgeschichte. — Friedrich Wilhelm Herschel. Ein Lebenslauf vom Musikus zum ersten As nomen seiner Zeit. — Robert Burns, der schottische Volksdichter. — Wolfgang Goethe, Gr meister deutscher Dichtung. — Dominique François Arago, der große Naturforscher und Volksfreu — Bertel Thorwaldsen, Meister der Bildhauerkunst. — Wolfgang Amadeus Mozart, der T Meister. — Fénélon und Lavater, zwei der berühmtesten und edelsten Geistlichen ihres Jahrhunde — Der Turnvater Jahn.

Vorbilder auf den oft rauhen Tugendpfaden zu dem Tempel unserer Bestimmung führen diese Bände un jungen Lesern vor Augen, Heldengestalten des Kriegs und Heldengestalten des Friedens! — die Einen kämp mit dem Schwert, die Andern mit Feder, Griffel, Handwerkszeug, oder mit Lehre und Beispiel im Geiste Menschlichkeit, — Alle aber unverdrossen im Ringen, nie geschreckt durch die Hemmnisse, welche sich ihnen gegenstellten; sie Alle selbst das eigene Leben nicht höher anschlagend, als es im Dienste einer unsterblichen ihnen werth schien!

Lebensbilder aus dem Siebenjährigen Kriege.

Der große König und sein Rekrut.

Für Volk und Sc insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet von **Franz Otto.** Dritte Aufla Zwei Theile. Mit 120 Text-Illustrationen, 8 Bunt- und Tonbildern. Geh. $1^2/_3$ Thlr 3 Fl. rhein. In einem Bande eleg. gebunden 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rhein.

In eine spannende Erzählung, deren Held besonders die männliche Jugend höchlichst interessiren dü hat der Verfasser alle wichtigen Momente aus der Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich's des Große verflechten gewußt. Ernst und Scherz wechseln mit einander ab, der Ton ist durchweg volksthümlich gehal Betrachtet man dazu den eben so reichen als künstlerisch gediegenen Bilderschmuck, so wird man dies Buc eine der werthvollsten Bereicherungen der Volks- und Jugendliteratur erklären können, als eine ges Unterhaltungs-Lektüre, würdig der Empfehlung an Eltern, Lehrer, Militär-, Schul- und Volks-Biblioth wie überhaupt an jeden Vaterlandsfreund, so insbesondere an den Militärstand.

Se. Excellenz, der k. preuß. General-Inspektor des Militär-Erziehungs- und Bildungs-Wes Herr General d. J. von Peucker, empfiehlt dieses Buch durch hohen Erlaß vom 14. Febr. 1863 unter ihm stehenden Anstalten, indem er bestätigt: „das Werk führe die Thaten des großen Königs seiner Armee mit patriotischer Begeisterung in farbenreichen Bildern vor, welche Herz und Gem jugendlicher Leser zu erheben und zu erwärmen im Stande seien."

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.